Aimar und Lucine.

Herausgegeben

von

S. C. A. Lütkemüller.

In zwei Theilen.

Braunschweig, 1802

bei Friedrich Vieweg.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. Einleitung. . . 5
Zweites Kapitel. Kritische Untersuchung über den Gang unsrer Geschichte. 14
Drittes Kapitel. Geistererscheinung am hellen Mittag. 18
Viertes Kapitel. Poetische Uebereilung. 29
Fünftes Kapitel. Unterhaltungen im einsamen Walde. 40
Sechstes Kapitel. Die Welt als ein Gedicht betrachtet. 44
Siebentes Kapitel. Liebe. . . . 49
Achtes Kapitel. Aimars Verstand. . 55
Neuntes Kapitel. Die Knappen der Wunderheiligen. 59
Zehntes Kapitel. Geschichte von Aimar und Lucinen. 65
Eilftes Kapitel. Das Schauspiel in Parma. 69
Zwölftes Kapitel. Aimars Kraftrede über seine und Lucinens Heiligkeit. 80
Dreizehntes Kapitel. Wirkung der Rede. 91

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. Die liebesselige Gesellschaft. 93

Zweites Kapitel. Der wache Träumer. Verjagung des Wahnsinns und Entziehung der Liebesschmerzen. 108

Drittes Kapitel. Inspirazion über Aimar und Lucine. 143

Viertes Kapitel. Betta und Endoxus 155

Fünftes Kapitel. Vertheidigung des Endoxus. 173

Sechstes Kapitel. Betta's Befinden nach dem Verlust ihrer Liebesschmerzen. . 187

Siebentes Kapitel. Unreife Seelen. 191

Achtes Kapitel. Aimars Gespräch mit seinen Knappen. 201

Neuntes Kapitel. Blätter eines unglückseligen Poeten. 209

Zehntes Kapitel. Die Weiber von Pavia. Schmerzen, die nicht gestillt seyn wollen. 216

Eilftes Kapitel. Empfindungen am Schlachtfelde. 234

Statt einer

Vorrede

Auszug eines Briefes

von

Wieland an den Verleger.

Sie wünschen, dafs ich den Aimar und Lucine meines Freundes L. mit einer Vorrede in die Welt der Buchhändler und Leser geleite, in welcher auch diesen neuen Heiligen der Liebe wahrscheinlich alles Gute und Böse bevorsteht, was Horaz in der geistvollen Epistel an sein Buch solchen litterarischen Abenteurern und

Wagehälsen zwischen Scherz und Ernst vorhersagt.

Eine allzugünstige Meinung, welche Sie von meinem Ansehen in der besagten Welt gefaſst zu haben scheinen, verleitet Sie, Sich von meiner Empfehlung des Unbekannten, den Sie in dieselbe einführen, eine Wirkung zu versprechen, die ich selbst ihr, billiger und bescheidener Weise, nicht zutrauen kann.

Mit bestem Fug könnte ich Ihnen das Kompliment zurückgeben, und Ihnen sagen, daſs dieser kleine Roman schon allein dadurch, daſs er in Ihrem Verlag erscheint, eine vortheilhafte Erwartung von sich erwecken müsse; da doch der Name des Verfassers noch nicht bekannt genug ist, ihm bey der

Lesewelt (bey welcher Namen viel und oft Alles vermögen) zur Beglaubigung zu dienen. Vorurtheile sind einander an Gewicht und Gehalt so gleich, dafs billig Eines soviel gelten sollte als das Andere.

Wenn mich aber auch die Bescheidenheit nicht zurückhalten müfste, so würde schon die Vergeblichkeit, wo nicht Zweckwidrigkeit eines solchen Prologs hinlänglich seyn, meine Weigerung zu rechtfertigen. Vorreden zu Werken Anderer noch lebender Schriftsteller können (wenige besondere Fälle ausgenommen) meiner Ueberzeugung nach, heut zu Tage kaum zu etwas anderem dienen, als den Lesern schon zum Voraus ein gewisses Mifstrauen gegen die angepriesene Waare beyzu-

bringen. Die Lesewelt unsrer Zeit ist, theils wirklich, theils in ihrer Einbildung, so mündig geworden, und hegt eine so gute Meinung von ihrem eigenen Geschmack und Urtheil, dafs sie sich darin nicht gern vorgreifen, und (wie nöthig es auch oft seyn mag) sagen lässt, dafs sie Etwas schön und gut finden solle, worüber sie das Recht nach Belieben, oder wenigstens nach eigenem Gefühl zu urtheilen, mit ihrem Geld erkauft zu haben glaubt.

Also, auf alle Fälle, keine Vorrede zu Aimar und Lucine, die sich schon selbst durch die Welt helfen, und, wenn sie nur zu Gehör kommen können, trotz dem seltsamen Wunder-Heiligenschein, der sie und ihre Legende

umgiebt, sich durch ihre eigene Liebenswürdigkeit empfehlen werden!

Sollte es indessen blofs darum zu thun seyn, das Gute, so ich Ihnen, nach meinem Gefühl von diesem Werkchen schrieb, da ich es Ihnen zum Verlag empfahl, laut und öffentlich zu sagen, so trage ich nicht das mindeste Bedenken, Ihnen zu Bekanntmachung des gegenwärtigen Briefes meine Einwilligung zu geben. Sie erinnern Sich, dafs ich Ihnen sagte: „Es unterscheide sich in sehr wesentlichen Stücken von dem grofsen Haufen der abenteuerlichen und wunderbaren Romane, womit die Welt seit dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts überschwemmt worden ist; der Verfasser habe sich selbst eine der schwersten ästhetischen

und psychologischen Aufgaben zu lösen gegeben, und beides sey ihm, meiner Meinung nach, wenigstens durch eine Annäherung gelungen, deren wenige junge Schriftsteller in diesem Fache fähig seyn dürften; er besitze zu einer oft verwegenen Einbildungskraft ein richtiges Urtheil des Gehörigen, eine lebhafte Darstellungsgabe, und die täuschende Kunst die Unnatur selbst der Natur ähnlich zu machen; sein Kolorit sey warm und kräftig, er habe die Sprache in einem nicht gemeinen Grade in seiner Gewalt, und sein Ausdruck sey, zumahl dann, wenn er gleichsam im Flug aufgehascht werden muss, in Verkörperung zarter geistiger Ideen und Empfindungen, und wo unaussprechliche Dinge auszusprechen sind,

oft sonderbar glücklich; — und überhaupt glaube ich, nach diesem neuen Versuche zu urtheilen, dafs man dem Verfasser Fähigkeit und Kraft, sehr weit in seinem Fache zu gehen, zutrauen dürfe."

Ich finde keine Ursache von allem diesem etwas zurückzunehmen, und setze (wofern ich es Ihnen nicht schon damahls sagte) hinzu: das, was in dieser wunderreichen poetischen Legende errathen werden mufs und also der Sagacität des Lesers überlassen bleibt, scheine mir in gewissem Sinn das Beste zu seyn. Zwischen Wachen und Schlaf, wie man unsre meisten Unterhaltungsbücher zu geniefsen pflegt, mufs sie wenigstens nicht gelesen werden. Indessen, da sich die grofse Le-

erschaffen, gleich den Kirschenliebhabern unter den Vögeln, in zwey Gattungen theilt, solche, die nur das Fleisch verzehren und den Kern wegwerfen, und solche, die blos den Kern herausbeissen und das Fleisch fallen lassen, zweifle ich nicht, dass beide Arten von Lesern und Leserinnen, wie Aimar und Lucine ihre Rechnung finden werden. —

Ofsmannstätt,
den 6ten May 1802.

Wieland.

Aimar und Lucine.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Es erschien jüngsthin ein Roman, Kurt von Krötensteins wundervolle, geheimnifsreiche und verliebte Heldenfahrt *) betitelt, in welchem sich eine Erzählung von einem poetischen Liebespaar, Aimar und Lucine, befindet. Ich weifs nicht wie viel oder wenig Lesern dieser Roman schon in die Hände gefallen seyn mag; aber auf jeden Fall dient ein kurzer Auszug jener Erzählung von Aimar und Lucine unsrer Geschichte zum ordentlichen Eingang.

Aimar von Barjols, ein Dichter (Troubadour) des eilften Jahrhunderts, von

---

*) Bonneburg, in der Schumannschen Buchhandlung, 2 Theile.

dem uns in keiner literarischen Geschichte Nachrichten überkommen sind, verliebte sich auf seiner poetischen Fahrt in Welschland in die Tochter eines Ritters, des Herrn von Castelnuovo. Er erklärte Lucinen — so hiefs das Fräulein — fufsfällig seine Liebe, wurde von ihrem Vater überrascht, und mit der Bedrohung, dafs seine Wiedererscheinung ihm den Hals kosten würde, von dannen gejagt. Ich weifs nicht ob Lucine für den Dichter schon etwas empfand; wenigstens gewannen sein Unglück und die Lieder, womit er, von ihr verbannet, sie in aller Welt verherrlichte, und sein ungemeiner Ruhm ihr Herz. Aimars Liebeslieder klangen in der ganzen Ritterwelt umher, und rührten, beseelten und bezauberten jegliches Menschenherz. Schade, dafs sie, wie es scheint, auf immer verschollen sind!

Zwei bis drei Jahre zog Aimar so, von seiner Geliebten entfernt, von Land zu

Land. Endlich konnt' er dem Verlangen sie wiederzusehn nicht länger widerstehen. Er ging nach Castelnuovo in einen Pilger verkappt. Nahe beim Schloss, in einem Walde, schrieb er voll wehmüthiger Begeisterung noch ein Gedicht. Sein Herz fühlte tief die Widerwärtigkeiten der Welt; er verwünschte sie, und wünschte sich ein, aller Welt verschlossenes einsames Thal, um darin mit Lucinen in poetischer Freiheit der Liebe leben zu können. Dieses Gedicht an der Brust versteckt, trat er am Abend in den Saal des Schlosses. Der Ritter von Castelnuovo empfing ihn mit gastfreundlicher Ehrerbietung, und stellte dem vermeinten frommen Pilger seine Tochter vor. Aimar kam durch Lucinens Anblick etwas auser Fassung, und nannte, als der Ritter auf ein Geräusch im Schlosshofe auf den Altan des Saales trat, Lucinen hastig seinen Namen. Diese schrie

laut auf. Der Ritter springt erschrocken herbei; Aimar wird erkannt, von zwei Reisigen gebunden, fortgeschleppt, und in einen Abgrund, der Höllenschlund genannt, hinabgestürzt.

Jezt war Aimars Wunsch erreicht; ein poetisches Schicksal nemlich waltete über ihm. Er fiel durch den Abgrund in das einsame Thal hinein, das seine Liebe sich oben im Walde erdichtet hatte; es lag ihm ihn da, ganz wie sein Gedicht es besagte; er fand sich in seinem buchstablich verwirklichten Gedicht. Nur Lucine fehlte noch, aber sie kam schon nach vier und zwanzig Stunden ihm nach. Aimars vermeinter Tod, in welchem ihr Schrei ihn gestürzt hatte, zerrüttete ihre Seele. Sie entfloh an den Höllenschlund hin, und Aimars poetischer Schutzgeist stürzte oder trug sie hinab zum Geliebten.

Wie nun Aimar und Lucine in dem

unterirdischen Wunderthal oder dem verwirklichten Gedicht lebten, das übergehe ich hier. Genug, sie genossen viel schönes Glück, bis sie endlich Langeweile fühlten und des einsamen und einförmigen Gedichts von Herzen satt wurden. Sie sehnten sich wenigstens nach einem Gedicht in andrem Geschmack und von reicherem Inhalt; aber ihr Schicksal rief sie auf die Menschenwelt zurück. Ritter Kurt von Krötenstein erschien, und führte sie aus der poetischen Scheinwelt in die wirkliche wieder herauf. Ihr Eintritt darin geschah in einem Bergthal unweit Castelnuovo. Eine Begebenheit dieser Art war in der Christenheit, so reich diese auch an Wundern war, noch unerhört. Welschland weit und breit hatte Aimar und Lucine längst im Abgrunde vermodert geglaubt, und ihre Geister mit romantischem Sang und Klang drüber umher fahren hö-

ren. Aber dieser Spuk war nur ein Spiel ihres poetischen Schuzgeistes. Mit einem Wort, sie wurden, nach Ritter Kurts Erklärung über sie und nach der heiligen Probe eines Pfaffen, von den Castelnuovern als Wunderwesen verehrt, und der Ritter von Castelnuovo überliefs voll religiöser Scheu Aimarn seine Tochter, mit guter Bedienung und reicher Gabe. Sie zogen beide von dannen in die Welt.

Dies ist das Skelett jener Erzählung, die mich gleich nach Endigung des Kurt von Krötenstein zu einer Reise nach Baiern antrieb. Mich ergriff die Hoffnung, in eben der Klosterbibliothek, welcher ich das Original von Kurts Roman verdankte, nemlich der Herrnwerthischen, Aimars und Lucinens Geschichte nach ihrer Rückkehr in die wirkliche Welt anzutreffen; und diese Hoffnung schlug nicht fehl. Ich entdeckte unter einem Wuste halbvermoderter

Handschriften die alte Geschichte, welche ich hier dem deutschen Publikum ein wenig verjüngt überliefere. Sie war, bis auf einen kleinern oder gröfsern Theil, welcher ganz fehlte, wie seines Orts bemerkt werden wird, von allen ihr zugesellten Antiquitäten noch am besten erhalten, und die ehrwürdige Probstey Herrnwerth überliefs sie mir mit dem Verlangen, ihr dafür ein Dutzend Exemplare von meiner Bearbeitung derselben zu übermachen.

Mich wundert, dafs die heilige und profane Geschichte der Vorzeit über Aimar und Lucine ein so gänzliches Stillschweigen beobachtet, als wären sie ihr gar nicht kund geworden. Doch dem sey wie ihm wolle, mir machte die Entdeckung, dafs Poesie und Liebe schon einmahl ihre Wunderheiligen hatten, eine besondere Freude. Wie diese übrigens an sich und für den Geist und Geschmack unsrer jetzigen Zeit

geeigenschaftet seyen und handeln, das lasse ich dahin gestellt. Ihre Geschichte sey was sie ist! Sie giebt uns über Liebe und Poesie mancherlei zu sehn und zu hören, was uns vielleicht so wie hier grofsentheils noch nicht vorkam. Verliebte und Poeten bieten unendlichen Stoff für allerlei Arten von Darstellung, und unsre Zeit versucht sich gern in neuen Formen und Unformen.

Der Urverfasser dieser Geschichte hat sich nicht genannt; aber ich möchte sie aus innern und äufsern Gründen dem Originalautor des Kurt von Krötenstein, dem wohlseligen Pater Hilarius, zuschreiben. Unter andern Gründen bestimmt mich eine gewisse Tonart dazu, eine ernsthafte Scherzhaftigkeit oder eine scherzhafte Ernsthaftigkeit, gerade wie sie in Kurt von Krötenstein sich findet. Ich bin für diese Tonart, die meinem Original an manchen

Orten so wesentlich ist, dafs ich unmöglich sie abändern konnte, ein wenig besorgt. Wir Deutsche sind gröfstentheils ziemlich ernster Gemüthsart, und erheben, wie es scheint, durch unsre fortschreitende Kultur immerfort nur unsern Ernst. Simpler Scherz möchte indefs noch seine Liebhaber finden; aber Scherz und Ernst so vermischt, dafs man oft ehrlicher Weise nicht weifs was man davon halten soll, dürfte den entschiedenen Freunden des erstern so wenig wie der leztern sonderlich behagen. Es geht mir eben so; ich liebe das Einfache, welches sich selbst ausspricht und nur nach sich selbst schmeckt. Auch würde ich gewifs, wenn ich ein Buch aus mir selbst schriebe, es entweder ganz ernst oder ganz scherzhaft machen. Aber als Nachbilder eines fremden Urbildes konnte ich, wie gesagt, dem Uebel nicht abhelfen. Und nun noch eine kritische Untersuchung.

Zweites Kapitel.

Kritische Untersuchung über den Gang unsrer Geschichte.

Der Punkt, von dem unsre Geschichte ausgeht, ist das Bergthal unweit Castelnuovo im Carfagnaner Gebirge, wo Aimar und Lucine auf diese Welt hervortraten und von den Castelnuovern als ein heiliges Wunderpaar verehrt wurden. Aber nun erhebt sich ein schwieriges Problem. Aimar und Lucine sind in den Schluss der Geschichte Kurt von Krötensteins verwikkelt, und wir erfahren daraus, dass sie von jenem Thal geradefort nach Mailand eilten, und dann mit Ritter Kurts Geliebte zu Schif von Spezia aus nach Palermo und von hier nach Spezia zurückflogen. Ganz anders aber besagt es unsre Geschichte.

Wir sehen sie in dieser mit guter Muſse von Ort zu Ort bis nach Mailand ziehen, und diese Stadt, ohne alle Fahrt mit der Verlobten Kurts und ohne die Rückkehr dieses Ritters abzuwarten, nach kurzem Aufenthalt verlassen. Was soll' man von diesem groſsen historischen Widerspruch halten? — Eins von beiden: entweder die Sache in Kurts Roman, oder die im unsrigen ist nicht wahr sondern bloſs erdichtet. Ein drittes giebt es hier nicht, oder es müſste noch eine authentische Nachricht entdeckt werden, welche beide Romane einer gleichen Erdichtung zeihte. Aber welche von beiden Angaben ist, in Ermangelung einer solchen Nachricht, nun wahrscheinlicher Fabel? — Alles bedacht, halte ich die Angabe unsers Romans für die glaubwürdigere, und zwar vornehmlich aus zwei Gründen:

1) weil sie dem Karakter des Dichters

Aimar und der Lage der Dinge angemessner ist.

2) Weil Pater Hilarius ohne Zweifel Verfasser unsrer so gut, wie der Kurtischen Geschichte ist.

Wie? Also hätte Pater Hilarius vorsäzlich der Wahrheit oder sich selbst widersprochen? — Ja wohl! — Und warum? — Vermuthlich der Geschichte Kurts, eines gewissen Effekts halb, zu gefallen, oder aus Laune gegen den Dichter Aimar, oder aus beiden zugleich. Der Schluss jener Geschichte schien ihm durch die Einschiebung des Dichters interessanter, und er schob ihn gerne so ein, als ein etwas komisches poetisches Beiwerk. Er war ihm, scheint es, ein wenig aufsätzig, da Aimar gegen die Prose, die Pater Hilarius allein zu schreiben verstand, so schnöde gesinnt war. Darum machte er sich ein Spiel mit ihm. Vielleicht war Pater Hilarius damals

noch ziemlich jung; als er aber nachher in gesetzterm Alter diesen unsern Roman schrieb, fand er es besser, der Wahrheit getreu zu bleiben. Dies ist mein Glaube. Uebrigens übersezte Pater Hilarius wohl manches Kapitel dieses Romans, so wie die Erzählung von Aimar und Lucine im Kurt, aus des Dichters eignen poetischen Skizzen seines Lebens, und zwar noch mit einem Rückstand von Schadenfreude, den Verächter der Prose so verprosairen zu können. Alles dies bleibt dem bessern Ermessen der kritischen Leser unterworfen, deren Sinn ich auch meinen obigen ersten Grund aus der folgenden Geschichte selbst zu prüfen überlasse. Mein Vorspiel ist aus, und das Stück selbst beginnt.

Drittes Kapitel.

Geistererscheinung am hellen Mittag.

Aimar und Lucine ziehen fort im Carfagnaner Gebirge, mit vier Zeltern, zwei Knappen und einer Alten. Leztre war Luciénts schon etwas bejahrte Kammerfrau, die ihr jezt mit Liebe und religiöser Ehrfurcht, als einer Heiligen, folgte; sie hinkte am rechten Bein, und nannte sich Helena. Erstere hatten dem Ritter von Castelnuovo als Lanzknechte gedient, als solche Aimarn vor ungefähr drei Jahren in den Höllenschlund gestürzt und jezt, nach seiner wunderbaren Wiedererscheinung, sich auf immer seinem Dienst geweiht. In welchem Geiste sie ihm anhingen, werden wir bald ersehn. Aimar hatte sie sogleich zu seinen Knappen er-

nannt. Auf einem der Zelter befand sich ein Kästchen mit Lucinens Kostbarkeiten, welches ihr Vater ihr auf die Fahrt mitgegeben hatte; die alte Helena, die bei einem der Knappen hintenauf safs, trug es an einem Riemen vor ihrer Brust. Nach dieser Nachricht hebt mein Original gleich folgender Mafsen an.

Ungefähr um Mittag gelangten Aimar und Lucine, am Abhang eines Berges, auf einen Rasenplatz, der, von hohen Kastanien halbmondförmig umfafst, auf ein weites Land hinabsah und von einem Quell erfrischt wurde, der in einem natürlichen Becken, halb von einer Trauerpappel beschattet, lebhaft aufsprudelte. Aimar schaute auf das Land hinunter, und beschlofs ein wenig zu rasten. Seine Leute, und auch seine Rosse, befiel eine plötzliche Müdigkeit; sie streckten sogleich sich sämmtlich im Schatten der Kastanien hin,

und schlummerten ein. Aimar setzte sich mit Lucinen unter der Pappel am Quell, und begann mit ihr folgendes Gespräch.

Aimar. Nun, Lucine? wie ist dir in der wirklichen Welt?

Lucine. Ach, ich weifs es nicht. Mich dünkte unser Gedicht kaum so poetisch als jezt die wirkliche Welt. Meine Seele schwebt, in unbestimmter gleichgültiger Ruhe. Alles hinter und vor uns schwankt mir wie Traumbild, und ich überlafs' es sich selbst.

Aimar. Wohl! mir selbst ist ungefähr eben so. Mein Sinn ist — leise, er schwebt wie hinter ein unendliches Zusammenspiel von Ansichten und Gedanken, spähend und lauschend. Doch — er fasset sich; ich unterscheide die Dinge; ich weifs wie es mit uns ist. Lucine, was war unser Leben in meinem Gedicht? durch und durch nur poetisch da, bis auf die Langeweile,

die aus dem prosaischen Leben mit uns hineingekommen war. Alles, bis auf diese, war also prosaischer Weise ein Traum. Nun aber sind Grund und Boden und alle Umgebungen unsers Lebens prosaisch wirklich, und wir selbst sind darin wie poetische Erscheinung, oder wenn du willst, wie Traumbild.

Lucine. Wie? wir wären also jezt in Wahrheit nicht wirklich?

Aimar. O ja, in dichterischer Wahrheit, als sichtbare poetische Erscheinung, als erdichtete Personen, die aber jezt wirklich —

Lucine. Aimar, ich bitte dich, sind wir nicht leibhaftig in der wirklichen Welt da?

Aimar. Mein Gemüth ist so rege — Lucine, was ist dir? Was bist du so irre? Siehe, dort schlummern weiland deines Vaters Leute und Rosse! Sind sie nicht

handgreifliche Zeugnisse unsrer Wirklichkeit? In uns verbindet sich das prosaische Daseyn mit dem poetischen.

Lucine. Meine Seele ist der Gegenwart noch nicht gewohnt. Es war mit uns so wunderbar. Das Natürliche verwirrt mich. — Was sinnest du?

Aimar. Schau, dort lagert sich die Wirklichkeit vor uns hin, voll schwerer, rauher, schaler, unseliger Prose, und weltliche und geistliche Obherrn schalten drunter umher. Aber in diesen prosaischen Wust fielen poetische Funken herab; sie flammen am schönsten in Liebe auf —

Eine plötzliche Erscheinung unterbrach Aimars Rede. Ein röthlich schimmernder Duft hüllte Luft und Kastanien ein. Ein harmonisches Gesäusel ertönte. Der Quell sprang hoch empor mit leuchtendem Glanz, und ein sanfter Gesang hallte aus der Luft:

Liebe, heilig sie!
Heilig Poesie!
Himmlisch erheben
Sie irdisches Leben.
Aber feindliches Geschick
Wehrt, verscheuchet oft ihr Glück.
Stillt die Schmerzen
Leidender Herzen!

Klagemelodie erschallt. Der schimmernde Duft erblüstert, des Quelles Glanz erlischt, und tiefer tönt der Gesang:

Der Himmel ganz erdunkelt,
Kein Hoffnungsstern erfunkelt.
Wo unheilbar Leid
Liebe duldet
Unverschuldet,
Gebet ihr Vergessenheit!

Langsam ersterbend verschwebt die Melodie weithin. Ein öder Wind weht durch die Wipfel hinweg. Dann erschallt unter herumfahrendem luftigen Geräusch der Gesang lauter und rascher:

Fantastisch von Liebe
Erglüht,
Im Dichten
Von Gesichten
Verthört das Gemüth.
Verjagt den Wahnsinn der Liebe!

Gesang und Geräusch verstummten. — O poetischer Geist! rief Aimar, weiter! Was sollen wir thun?

Der Duft verschwand, der Springquell sank zum erstern Sprudeln herab; ringsum erschien natürlicher Tag, und in ihm stand, Aimar und Lucinen gegenüber, eine gemeine männliche Gestalt in grauem Mantel, und sprach:

„Seht hier euern poetischen Geist verprosairt! Beleidigt dieso Verwandlung euern Sinn? Es ist Schicksal! So verwandelt sich menschliches Leben oft plötzlich aus schöner Poesie in häßliche Prose. Ich erscheine euch hier in der wirklichen Welt, wo die lextere die erstre tausend-

faltig, wie den Geist der Körper überlastet und niederpreſst. Aber mich beschwert diese grobe Gestalt. Vernehmt in wenig Worten, was ich euch prosaisch zu verkünden habe! Was du, Aimar, gestern Abend in deinem Gedicht ersahst, war richtig und soll geschehn. Ihr zieht als Wunderheilige der Poeten und Verliebten in der Welt dahin. Du, Aimar, hilfst den Mannern, und du, Lucine, den Frauen. Legt eure Rechte an ihr Herz, und ihre Liebesqual ist gestillt. Eure Linke flöſst dem Herzen Vergessen unheilbarer Schmerzen ein. Eure Rechte auf der Stirn gehalten, treibt die wahnsinnigen Geister aus.“

Der prosaische Geist trat hiermit drei Schritte zurück; sein Mantel verging; eine weiſslichte Nebelgestalt, schwebte er in die Luft. Der röthliche Duft umzog wieder rings die Stätte; der Quell sprang wieder leuchtend empor, und der poetische

Geist sang, unter harmonischem Gesäusel verschwindend:

Irdisches Leben
Sinkt ins Grab,
Welten schweben
Hinab, hinab;
Ueber sie
Poesie
Und Liebe dringen
Mit strahlenden Schwingen
Himmel-auf. *)

Sanft erhoben sich die lezten Töne, und hallten verklingend wie von himmlischem Echo wieder. Verschwunden war der Duft, der Quell gefallen.

---

*) Die hier, und vielleicht in der Folge vorkommenden Verse sind Versuche von mir, mein Original zu verschönern; denn in diesem ist alles reimlose Prose. Pater Hilarius scheint, wie manche andere grosse Schriftsteller, für die Versmacherei gar nicht gemacht gewesen zu seyn.

der Herausg.

Lucine sass wie aufser sich; Aimar aber rief in regester Freude: „Auf! Ausgesprochen ist unser Werk und ruft uns in lebendiger Bestimmung!“ — Er hob Lucinen in seine Arme auf. „Unser poetischer Geist! sprach er; du hörtest ihn schon in meinem Gedicht.“ — „Ha! rief er hierauf seiner Dienerschaft zu, ist euer Sinn zu prosaisch matt für höhere Dichtung? Ihr schlummertet vor ihr ein. Aber wohlan! ihr ahnet sie in Wundern, und in Wundern zieht sie euch uns nach. Auf! unsre Fahrt ist geöffnet und gebahnt. Liebe und Poesie freuen sich ihrer Wunder und Heiligen. Eine neue Geschichte zieht mit uns durch der Sterblichen Leben, und sie wird euch ergreifen, und in Poesie und Prose erheben und niederschlagen.“

Aimars Knappen und Lucinens Alte öffneten noch träumerisch die Augen, und sahen eine Glorie um Beider Haupt; sie

neigten sich mit schweigender Ehrfurcht vor ihnen. „Steht auf! sprach Aimar; veredelt euern Sinn zu höherer Empfänglichkeit; und jezt von hinnen!“

Alle sitzen zu Rofs, und reiten auf krummem Bergpfade zum Städtchen Fosdinovo hinab.

Viertes Kapitel.

Poetische Uebereilung.

Aimar ritt in Fosdinovo zu begeistert hinein, als dafs er irgend eines verständigen Bedachts fähig gewesen wäre. Ihm war als wäre die Welt überall voll Verliebten und Poeten, die in äufserster Noth die Hände nach ihm ausstreckten. Er hiefs daher Jung und Alt, was in der Gasse ihm aufstiefs, ihm folgen, hielt mitten auf einem Marktplatz still, und hob zu dem Volk, welches verwundert und neugierig herbei lief, folgender Mafsen an:

„Hört, ihr alle, in deren Brust das himmlische Feuer der Poesie und Liebe brennt, stark oder schwach wie ihr es auch empfindet! Aber verkennet euch nicht! Jedem Sterblichen fiel mindstens ein Funke

davon ins Herz, glimmt er gleich tief unter gefühlloser Asche. Ha! das gemeine Leben der Welt ist wie ein grofser Aschenhaufen; es verschüttet umher das heilige Feuer der Poesie und Liebe, und liegt da in taubem, ödem Wust. Seht ihr die Stellen, wo es noch dampft? Ihr Unglücklichen, die ihr daliegt und ächzt! Möcht' ich sie doch hinweg blasen, diese unselig dampfende Asche, und das Leben mit freien glückseligen Flammen erfüllen! Was hemmt und erdrückt ihre innere Natur und natürliche Kraft? Aufschlagen sollten sie leuchtend und wärmend gen Himmel, ihren Erzeuger. Doch ein kaltes, trübseliges, geistloses Schicksal waltet auf der Erde vor, und mehr um Schmerzen zu stillen als Freuden zu entzünden, ziehn wir einher. Auf also, ihr Dulder in Poesie und Liebe, tretet heran und sprecht, auf dafs wir euch helfen!"

Fast alle Fosdinover waren unter dieser Rede zusammen gelaufen. Sie gafften Aimar und Lucinen und sich selbst an, und wufsten gar nicht was sie von dem Unbekannten und seiner Rede halten sollten. Mit lebhaftem und hohem Anstande sprach Aimar vom Pferde herab; Lucine hielt neben ihm still vor sich niederschauend, und ihre Dienerschaft staunte, ein wenig entfernt, auf sie und das Volk. Die Fosdinover drängten sich umher, stiefsen einander an, nickten sich zu, versteckten sich hinter einander, traten ungeberdig hervor, und öfneten die Mäuler, als wollten sie reden. Aimar beachtete sie, und fuhr fort:

„Ihr staunt? Wohl! euer Sinn ist des Neuen empfänglich. Aber schämt euch nicht! Uns selbst überraschte das Wunder unsrer Geschichte im Geschehn. Der Menschen Gemüth dukt sich vor Neuem und Wunderbarem, schwerfälligerm Gevögel

gleich, nieder, bevor es sich zu ihm und seinem Verständniſs emporschwingt. Auf! erhebt euer Herz, und erkennt in mir und meiner Genossin die Wunderheiligen der Dichter und Liebenden! Wir erstanden aus einem Gedicht, in welchem wir in der Tiefe der Erde Jahre lang lebten. Bei Castelnuovo traten wir in diese Welt herauf. Ihr hörtet ja von uns. Aimar von Barjols bin ich, und dies hier Lucino von Castelnuovo.“

Die Foudinover fuhren unter einander murmelnd zurück: „Lucino und Aimar — die da im Höllenschlund“ — „Sie ist's! Lucine! sie ist's! Heiliger Giodoco!“ schrien mehrere Weiber auf, die Lucinen jetzt erkannten, und stieſsen sich durch die Menge hinweg. „Geister! Gespenster! am hellen Tage! Heiliger Giodoco, sey uns gnädig!“ kreischten Stimmen auf Stimmen umher. Graus durchschauert alles Volk; es

stürzt sich kreuzigend und segnend aus und über einander fort. Scheu vom wilden Tumult, rennen Aimar und Lucinens Rosse davon, ihre Gefährten mit der Dienerschaft ihnen nach, durch die fliehenden Fosdinover hin. Heulend, mit starrer, fantastischer Angst stürzen diese in die Häuser und zu Boden. Lucinens Alte, die Knechte ihres Vaters werden dort und da erkannt; aber man schreit: Blendwerke! Unholde! Man sieht den Tag ergraut, Aimars Rofs Feuer sprühen von vorn und von hinten, Lucinens Zelter als langkralligen Greif, Aimarn gehörnt, geschweift; man hört ihn gräflich hohnlachen, Lucinen zischen, ihre Alte krahen, die Knechte brüllen — bis plötzlich Sankt Giodoco aus den Wolken herab icht, und — alles ist verstoben und verflogen.

Das arme Fosdinovo! Es hatte, so wie Welschland weit und breit, Aimars und

Lucinens vermeinte Geister um den Höllenschlund spuken hören, und wufste von ihrem unterirdischen Gedicht und ihrer leibhaften Rückkehr in die Welt noch kein Wort. Vielleicht war es prosaischern und furchtsamern Gemüths als Castelnuovo, welches das Wunderpaar gleich beherzten Glaubens verehrte. Wie dem auch sey, wir folgen der Flucht ihrer Rosse.

Nordwärts von Fosdinovo zog sich ein Wald über Gebirge hin; in diesen rannten die Rosse eine Strecke hinein, bis ihre Scheu verflog und sie still standen. Sie liefen vermuthlich einen leichten jambischen Galopp; denn weibliche und männliche Ritter blieben woh'behalten im Sattel. Alle schwiegen, wie nicht wohl bei sich selbst, als ihre Pferde auf einmal Halt machten; Aimar aber besann sich alsbald und sprach:

„Fasset euch! Ich begreife was es ist

was uns geschah; ein hastiger Anlauf der Poesie wider die Prose war's. Mein Sinn begann zu hochfliegend und vergessend; ich besann mich zu wenig auf die Wirklichkeit hier und auf uns selbst. Die Begeisterung sieht nicht was ihr vor den Füfsen liegt. Unser Wunder erscholl noch nicht aller Orten, und Fosdinovo ist vielleicht die allerprosaischste Stadt auf der Welt; obgleich es vor abergläubischer Angst poetische Gesichte bekam. Eine höhere Erinnerung war's was uns geschah. Wir gebrauchen trotz unsrer hohen Poesie einigen Verstand in der prosaischen Welt. Fürwahr, meine Worte tanzten über die Köpfe der Fosdinover hin, wie geschnellte Steine über die Wasserfläche. Es ist schon gut! Ziehn wir nur weiter!"

Aimar, sprach Lucine, mir ist so seltsam. Ich fürchte und schäme mich vor solchen Auftritten als dem in Fosdinovo.

Herr, ist mir's erlaubt zu sprechen? begann einer der Knappen. Wenn so ein Volk Euer Wunder nicht respektirt, so lasst uns, da wir kein Schwert haben, ein paar tüchtige Knittel schneiden.

Ein derb-prosaischer Einfall! versetzte Aimar. Was hältst du von Wunder und Poesie? Diese retten sich schon von selbst vor zu grobem gemeinen Angriff, auf flüchtigen Rossen oder auf ätherischen Schwingen. Veredle deinen Sinn!

Ich bitte dich, Aimar, sprach Lucine, lass uns erst eine Weile verborgen bleiben, bis unser Wunder bekannt worden ist.

Aimar schwieg einen Augenblick sinnend, und sprach dann lebhaft: Lucine, du rufst ein hohes süfsbezwingendes Gefühl in meine Brust. Einsamkeit, noch genossen wir ihrer nicht auf dieser Welt: Holde Einsamkeit ist der Triumf unsrer Liebe; die Welt ist besiegt. Uns selbst

wollen wir genieſsen, bis das Gerücht der Welt unsre Erscheinung verkündet hat.

Sie ritten nun tiefer und tiefer ins Waldgebirge hinein, bis ihnen zwischen zwei jähen Bergen eine eingebogene Anhöhe erschien; sie senkte mit weichem Rasen bedeckt sich sanft in ein Thal hinab, in welches gegenüber durch Felsenstücke ein Bach herabrauschte. Wohlriechendes Blüthengebüsch verschlang sich auf mittler Höhe zu natürlichen Lauben, über deren eine ein halber Kranz schlanker Fichten seine hochhangenden Wipfel zusammenneigte. Aimar und Lucine beschlossen dort zu verweilen. Bleibt hier unten im Thal, acht Tage lang! rief Aimar seinen Knappen. Er dachte nicht an das, was in der wirklichen Welt ihnen Noth war, an leibliche Nahrung; aber seine Leute dachten daran, sie waren ihrer ganz entlöfst. — Aber wie? fügen sich um die Heiligen der

Poesie nicht willkommne poetische Wunder? Bieten sich ihnen in schöner Einsamkeit der Natur nicht köstlich servirte Tafeln und schmeichelnde Polster von Seide und Flaum? Kommt, ihr Völckchen von Genien, die ihr sonst die Lieblinge der Poesie und Liebe so dienstfreudig umschwärmet! — Ach! ich rufe sie umsonst herbei. Zwar ruf' ich sie nur in Prose, aber doch in poetischer Tonart, und sie kamen wohl schon auf prosaischern Ruf. Wo sind sie, die ungefälligen? In mifslauniger Unsichtbarkeit versagen sie sich der Natur, und überlassen mein poetisches Paar und mich bedürftiger Wirklichkeit und gemeiner Sorge.

Schon sind Aimar, Lucine und Helena, ihre Alte, die Anhöhe hinauf, und verflechten die Gebüsche zu dichteren Lauben, und betten von Moos und Blumen ein weicheres Lager darin. Zwei ihrer

Zelter weiden frei und auf guten Glauben im Thal; auf den zwei andern eilten die Knappen von dannen, um Speise und Trank herbei zu holen. Lucine gab ihnen ein Geschmeide aus ihrem Kästchen dazu, und Aimar verbot ihnen streng, zu sagen woher und wohin sie gingen. Uebrigens gebot er ihnen, wo möglich, Cypernwein, feines Gebacknes und Ananas zu bringen; er genofs dieser Nahrung in seinem Gedicht, und hatte daran sich gewöhnt.

Fünftes Kapitel.

Unterhaltungen im einsamen Walde.

Acht Tage lang verweilten Aimar und Lucine im Walde, und immer einsam? Ja, kein erfinderisches Ungefähr trieb irgend ein romantisches Abenteuer daher. Sie blieben sich selbst überlassen; ihr unsichtbarer Schutzgeist wehrte jegliche Störung von ihnen ab. Kein Mensch, kein Raubthier nahte ihrer Verborgenheit. Mild und heiter strahlte ihnen der Tag, ohne Sturm und Regen, und in stillem Mondlicht zog die thauende Nacht über sie hin. Sie lebten ganz ihrem Sinne und ihrer freien poetischen Lust.

So weit mein Original. Aber was soll ich, der Herausgeber desselben, nun beginnen? Es folgen Unterhaltungen

im einsamen Bergwalde, acht Tage lang, in doppeltem Sinn, nemlich eben so lang zu lesen als sie an sich selbst dauerten. Soll ich meine Leser auch damit acht Tage lang unterhalten, ehe ich sie ins Freie zur thätigen Geschichte führe? Ich hätte wohl Lust dazu. Unterhaltungen zweier Liebenden in achttägiger glückseliger Einsamkeit — ist dies kein anmuthiger Stoff? Doch, ich vergesse mich ein wenig. Aimar und Lucine sind Wesen nicht ganz nach meinem Herzen; sie sind ihm überlegen; sie sind nicht blofs, wie ich es seyn würde, menschlich verliebt und poetisch, sondern Heilige der Liebe und Poesie. Es nimmt alles mit ihnen einen höheren Schwung, und ihre Unterhaltungen im Einsamen, wie Pater Hilarius sie verfafste, sind grofsentheils so erhaben-wirr, so heilig-lustig so göttlich-toll, dafs mein Sinn dabei — wie soll ich gleich sagen? —

eine Oedigkeit, einen profanen Unmuth, eine gemeine Widrigkeit empfindet; kurz, sie langweilen und eckeln mich an, zum Theile. Aber trotz dem habe ich, wunderbarer Weise, einen gewissen Sinn, der mich ahnen läfst, sie seyen an sich in eben dem Grade, als sie mir widern, vortreflich. Ich schliefse daraus, dafs ich fähig bin, mich noch zu höherem Geist und Geschmack zu erheben, und will daher Aimars und Lucinens Unterhaltungen im einsamen Bergwalde nächstens sämmtlich für sich unter dem Titel herausgeben: Aesthetisch-mystisches Chaos der Poesie und Liebe, in acht Tageslängen.

Aimar und Lucine mögen also gleich ins Freie hervortreten! — doch nein! Nicht ganz und gar darf ich ihre Einsamkeit überhüpfen; ihr Wesen und der Geist dieses meines Romans verlangen eins und das an-

dere davon. Auch sind ihre Unterhaltungen nicht immer in Einem, nemlich dem obbesagten Stile; sie scheinen mir zum Theil ziemlich faßlich, und ich argwöhne daher, daß Pater Hilarius, im Scherz oder Ernst, aus sich selbst viel ästhetisch-mystisches Chaos dazu geschaffen hat; um so mehr, da Lucinens Sinn, wie er sonst sich äußert, für Dinge der Art eben nicht geeigenschaftet ist. Ihr bleibt, trotz allem Wunder und Heiligenthum, immer viel Natürliches und Wahrhaftes, wenn auch Aimars Gemüth bisweilen über Natur und Wahrheit hinaus delirirt. Also — hier folgen ein paar Stückchen aus ihrer Geschichte im einsamen Bergwalde, in kurzen Kapiteln.

Sechstes Kapitel.

Die Welt als ein Gedicht betrachtet.

Aimar und Lucine gingen am andern Morgen einen weitaufgestreckten Berg hinauf, und wurden auf seinem Gipfel von einer grofsen Ansicht überrascht. Vor ihnen erhob sich ein weites Land mit mannichfachen Höhen und Thalern ferthin bis auf die nördlichen Appenninen, die ihre Häupter in blaulichen Wolken bargen. Dörfer, Burge und Städte guckten besonnt aus grüner Tiefe und hingen an Felsenbergen, und weifsliche Nebel verlüfteten in waldigen Senkungen.

Schau, Lucine! sprach Aimar. Was sind alle Gedichte und Darstellungen der poesievollsten Fantasie gegen das grofse Gedicht der Natur! Wie Frühnebel

schwinden sie vor diesem in luftiges Nichts.

Lucine schwieg in idealischer — Gedankenlosigkeit. Ja, fuhr Aimar fort, hier die natürliche Welt ist das grofse, reiche darstellende Gedicht des höchsten poetischen Geistes; und o! Lucine, ist es nicht unser? Mit ahnendem Sinn schaun wir es an, und mit Liebe leben wir darin. Lucine, die erhabenste und lebendigste Poesie und Liebe schuf dieses Weltgedicht um uns her.

Lucine sank mit zartem Schmerz an Aimars Brust; Aimar hielt sie still umfangen. Ach! begann sie dann, diese Welt ist voller Menschen! — Aimarn zukte bei diesem Ausruf wie ein Schreck durch die Seele; seine Arme sanken von Lucinen herab, und er sprach:

Was dachtest du jezt der Menschen! du rissest damit die Büchse Pandora's auf,

und zahllose Makel flogen in das lautere Gedicht der Natur. Heilige Poesie und Liebe, schuft ihr diese Welt für Menschen? Ja, für Menschen von euerm Geist beseelt. Aber wo sind diese? Da und dort irrt einer verloren, verkannt, fühlt, seufzt und vergeht, wie ein Gespenst aus anderer Welt. Was ist's mit dem Menschengeschlecht im Ganzen? Seiner eignen Natur entsunken, ist es blind und taub für die Natur da draufsen, und zerpreſst und zerformt seinen armen abgerifsnen Verstand, und verzerrt, verpeinigt und verödet damit tausendkünstlerisch das gute flüchtige Leben, welches weint vor Verlangen, den Sterblichen wohlzuthun. O des widersinnigsten Verkehrs im grofsen Werk der Natur! Schau da den Wurm im Grase! Ganz im Ton und Takt der Natur, sein kleines Leben hinspielend, ist er nicht ein vollendeter Punkt, eine korrekte Stelle im

unendlichen Gedicht der Schöpfung? Und was sind die Menschen darin wie sie sind? Nimm sie hinaus, und alles, vom stillwandelnden Stern am lezten Himmel bis zur tiefsten Wasserader der Erde, alles millionenfache Leben und Regen in einander, der ganze unermefsliche Inhalt des Weltgedichts, spricht einzeln und zusammen sich selber aus, in gerechtem Sinn, in reinerm Zusammenklang der Naturpoesie, und — ruft Menschen herein zu harmonischer Begleitung, zu höher-mitempfindendem Gesang. Setze die Menschen herein wie sie sind — Wehe! sie übertäuben mit mifshelliger, ton- und taktloser, schnarrender, kratzender, Ohr und Herz und Geist zerreifsender Prose die umfangende Harmonie der Natur, selbst ohne Ohr und Herz und Geist, grober, ekler Hohn auf sich selbst, elender, wilder Wahnsinn der Natur! —

Aimar schwieg hier, vor sich hinstarrend. Lucine ergriff seine Hand und sprach: Wo bist du? Aimar, wir hören die Menschen hier nicht, und sie dauern mich. Sieh! was übergällst du dein Herz? Wir haben uns selbst, und um uns die Natur in stiller Gröfse.

Lucinens Worte riefen Aimar zurück; seiner Fantasie entflogen die ungestalteren Bilder; er sah Lucinen an, sank an ihre Brust und rief: Hier, hier ist das Herz meiner Welt, hier umfängt mich selige Ruhe, und Himmel und Erde umtönen mich in mitempfindender Harmonie!

Siebentes Kapitel.

Liebe.

(Aus einem Abendgespräch.)

Aimar. Ja, Lucine, wie auch unser heiliges Geschick meinen Geist oft ergreift und emporwirbelt, ich liebe dich dennoch mit innerstem Gefühl; du bist mir immer die süfse Erfüllung meiner Seele. In dir erkannte, hob und vollendete sich meine Liebe; ich empfand und sang in der Welt nur Eins, nur Dich, Lucine, und durch Dich allein kam ich dahin wo wir sind.

Lucine (sanftlächelnd). Doch, Aimar, vergifs dich nicht über mich! Liebtest und sangst du nicht vor mir Adelaiden von Toulouse?*)

---

*) S. Aimars Erzählung im Kurt von Krötenstein.

Aimar. Ja, doch das war nur der Vorfrühling der Liebe. Adelaide hauchte die erste belebende Wärme auf ihren Keim, und sie trieb hervor mit zarter Knospe, drängte sich in sich selbst mit jungem unvermögenden Schmerz, und sehnte sich hinaus an die himmlische Sonne. Sie nannte diese Sonne Adelaide, weil diese und ihr aufgefaßtes Bild sie zuerst mit sich selbst beseelte. Aber Adelaide war es nicht; ihr fehlte der aufschließende Strahl. Du strahltest sie himmlisch an, und plötzlich entschloß sich Dir ihre Blume, bang-entzückt, mit selig-irrem, sehnlich-dankendem Leben. Lucine, ich liebte nur Dich!

Lucine. O Einsamkeit und Trauer, worin ich so lange nur Dich empfand!

Aimar. Siehe das Abendroth voll holdem Abglanz ewiger Gottheit! Schwebt nicht darin die Erinnerung unsrer ersten Liebe? — O, auch vom Himmel schaun

zartete Seelen auf die erste Liebe mit Rührung und Sehnsucht herab! — Lucine, als ich von Dir verbannt umher irrte — ich sang dir davon so oft in meinem Gedicht; aber nie fühlt mein Herz sich satt dir davon zu sprechen. Ueber mein Unglück — nein! nie könnt' ich darüber mich erschöpfen!

Lutine. Was dir dein Unglück gab, konnt' ich selbst dir nicht geben.

Almar. Wie? verstehst du mich recht? So nenne ich es nicht Unglück, nein! denn Du warst bei mir und um mich überall, mein holder, liebender Schutzgeist; du warst die ganze Seele meines Lebens. Dich sah und fühlte ich immerfort, unter Menschen und im Einsamen; und wenn ich voll hohen Lebens dich den Völkern bei Tage sang, so weinte ich bei Nacht mit unaussprechlichem Gefühle nach dir. Immer verlangte mich, ganz mein Gefühl in

Liedern zu ergiefsen, und stets hob dieses über jedes sich mit lebendiger Foderung empor; nie ersang ich ihm Ruhe. Rings die weite Welt in ihrer Anmuth und Oede sprach nur dich und mich, und im Sturm und Donner zürnten die Götter auf das Loos, welches uns trennte. Dich ahnete, suchte ich in jeder lieblichen, schönen gefühlvollen Statt der Natur. Mit jugendfroher Liebe stiegst du im Morgen mir auf, und schiedest von mir im Abend mit zögernder Wehmuth. Du winktest mir still aus duftiger Ferne, schwebtest hoch am Sternenhimmel, und riefst mich hinauf in liebeselige Ewigkeit. Im Himmel und auf Erden athmete, waltete nur ein Wesen, Du, Du, Lucine!

Lucine. O Liebe!

Aimar. Liebe, bist du es wirklich, die ich hier umfasse? Lucine, bist du es wirklich, oder ist's nur Täuschung der

Poesie? Warst du schon mein im Gedicht? oder fand ich dich jezt erst hier oben in der Welt?

Lucine. Aimar!

Aimar. O, was ist Poesie vor der Liebe lebendiger Wirklichkeit! Was sind w[illegible]nlose Gedichte! Schwache Flüge nach Liebe sind's; keins, wie begeistert es auch sey, umfafst sie und spricht ihr Wesen aus. Poesie — sie trägt auf ätherischen Schwingen zur Liebe nur auf, und sinkt vor ihr heilig-beschämt zurück. — Welch ein poetischer Irrwahn schuf und schlofs ein einiges Gedicht um unsre Liebe? Unselig verschränkt, seufzt und verdarbt die Liebe im schönsten Gedicht. Ihrer tausend sind ihr wie tausend Sterne dem unendlichen Geist; sie berührt sie wandelnd und wandelnd mit leichtem Fufs, und sie schwinden unter ihr hinweg. Absterbung, Tod athmet sie, eingefangen in Ei-

nen Wunsch, in Einen dichterischen Lebenshauch. Liebe, Poesie — über unbegränzter Wirklichkeit schweben sie allein mit freien geistigen Flügeln.

Achtes Kapitel.

Aimars Verstand.

Lucine. Du schweigst mit so unfreundlicher Miene. Ist dir nicht wohl?

Aimar. Ach, mir ist eben als fänd' ich mich zu verständig.

Lucine. Wie meinst du das?

Aimar. Der gute handgreifliche, runde Verstand, wie das gemeine Leben ihn, gröfser oder kleiner, formt und bäckt! Die offne, breite, alltägliche Landstrafse mit Meilenzeigern, die immer weifs wie weit sie gelaufen ist! — Was erreicht der Verstand von Poesie und Liebe? hinausfliegen mufs man mit Gefühl und Geist über jenen, um von diesen, den Unendlichen, etwas Höheres zu verfassen oder anzustreifen. Und so kommt mir's auch schon von

selbst, und ich lasse nur frei mich fahren.

Lucine. Ja, so begegnet dir's oft im Gespräch.

Aimar. Und sagt dies nicht meinem Berufe zu? — Doch siehe nur! Woher diese Frage? Woher denk' ich so über mich selbst? — Lucine, mich wundert Eins an mir, mein Verstand. Bei allem Wunder und Heiligenwesen, woher mir dieser seltsame Verstand, der mir eben zu sagen scheint, dafs er mir nicht wohl zukömmt?

Lucine. Wie? du scheinst dir also aus Verstand ohne Verstand seyn zu müssen?

Aimar. So ungefähr, oder nein! aus Geist, möcht' ich sagen. Lucine, ich kam mein Leben lang, bis in unser Gedicht hinein, vor lauter Geist nicht eigentlich zu Verstand. Mein Gemüth schwebte immer-

fort in dichterischer Begeisterung oder Träumerei; ich erkannte vor lauter Poesie keine Prose; alles Prosaische schien mir poetisch. Aber jezt unterscheide ich beides.

Lucine. Thatest du das nicht schon in unserm Gedicht?

Aimar. Recht, ich besinne mich, schon darin kam ich zu Verstand, so unverständig das Gedicht auch war, gegen das Ende hin. Und wie geschah dies denn? — Ha! die Langweile that's; aus Langweile ward ich verständig; Langweile ist höchst prosaisch. Bei allem Verstand! ich begreif' es, und wie? — Lucine, ich verfange und vergesse mich manchmahl in meinen Gedanken. Ich begriff es schon unvermerkt nach dem Ablauf von Fosdinovo, ja schon oben vor Erscheinung unsres poetischen Geistes. Unsre Fahrt in der wirklichen Welt braucht dieser letztern wegen bei

allem Wunder und Geist auch etwas Verstand; drum kommt er mir unvorsätzlich, und ich will sehen, wie's damit geht.

Neuntes Kapitel.

Die Knappen der Wunderheiligen.

Nicht nur Aimar und Lucine hielten Gespräche im Einsamen, sondern auch ihre zwei Knappen, welche sie in verschiedenen Ausflügen mit Speise und Trank ganz nach ihrem Wunsch versorgten. Eins von den Knappen-Gesprächen fodert, dünkt mich, zur Erkennung ihres Geistes hier seinen Platz; und dann hinaus in die Menschenwelt! Mich verlangt selbst darnach. Mir ist als riefe uns draufsen schon manches ungeduldig herbei, zu Handlungen. Wohlan! Folgendes Gespräch der Knappen (der ältere nannte sich Biaggio, der jüngere Agnolo) führt uns schon darauf hin.

Biaggio. Was? auf Störchen hätten sie (Aimar und Lucine) gestern geritten?

Agnolo. Ja, bei Ripola, am Berge hin, sprach der Gärtner in Fuizano, als ich die Ananas kaufte. Eine Schustersfrau sah's mit eignen Augen, Abends im Zwielichten, auf fliegenden Störchen.

Biaggio. Aber saſsen sie wirklich darauf?

Agnolo. Es wär' ein Wunder; denn sie lagen gestern Abend im Zwielichten da über'm Buschwerk, sagt die alte Helena.

Biaggio. Da wären sie wohl doppelgängerisch.

Agnolo. Wunder ist Wunder, wo eins geschieht, kann auch's andre geschehn; und, Biaggio, da könnten sie uns vor Augen stehn, und wir wüſsten nicht, ob wir sie wirklich, oder nur ihr Doppelstück sähen.

Biaggio. Ja, fürwahr!

Agnolo. Aber weiſst du was? Ich denke, wo die alte Helena mit Lucinens

Schatzkästchen ist, da sind sie wirklich und leibhaftig.

Biaggio. Bei meiner Treu, das denk' ich auch.

Agnolo. Aber, Biaggio, wir dienen ihnen doch nur ihres Wunders halb.

Biaggio. Freilich, ihr Wunder! Wir werden selig dadurch.

Agnolo. Ja; denn sieh nur, wir warfen Aimarn kopfüber in den Abgrund, freilich weil's uns geheifsen war, aber wir hätten's doch bleiben lassen sollen: denn was hatte Aimar gethan? Nichts, als dafs er verliebt war.

Biaggio. Richtig, verliebt! Wir hätten ihn laufen lassen sollen.

Agnolo. Nun aber stand er mit Lucinen wunderbarer Weise und als heilig wieder auf; also würden wir verdammt, wenn wir nicht mit Leib und Seel' ihm reumüthig dienten.

Biaggio. Ja wohl! das sagtest du gleich.

Agnolo. Aber, Biaggio, ich ziehe doch nicht allein für meine Seligkeit mit.

Biaggio. Höre, ich denke, wir werden dabei auch gute Tage haben.

Agnolo. Biaggio, du bist ehrlich, aber zu fleischlich. Du wirst viel Arbeit haben, deinen Sinn zu veredeln, wie Aimar spricht. Aber merk' auf mich! Mein Sinn geht schon höher. Hast du von Sankt Christoffeln gehört?

Biaggio. O ja, aber sag's nur.

Agnolo. Sankt Christoffel war sechs Ellen hoch und vier Ellen dick, und edlen Gemüths; er wollte nur dem mächtigsten Herren dienen. Nun diente er bei einem König, und da er viel fluchte und mit dem Teufel um sich warf, und der König von diesem nichts hören wollte, so fragte Sankt Christoffel, warum? Weil mir

vorm Teufel bange ist; sprach der König. Da ging Sankt Christoffel zum Teufel, als einem mächtigern Herrn. Nun kam er mit diesem eines Tages zu einem Kreuz, und der Teufel zitterte dävor. Sankt Christoffel fragte warum? Weil Christus mächtiger ist als ich, sprach der Teufel. Da ging St. Christoffel zum Herrn Christus über.

Biaggio. So hätt' ich's auch gemacht.

Agnolo. Narr! Merkst du's denn nicht? Ich hab's so gemacht, und du mir nach. Ich bin auch edlern Gemüths als andre meines gleichen; ich möchte auch gern dem Vornehmsten dienen. Und ist ein Wunderheiliger nicht etwas Vornehmeres als ein Ritter, ja als ein Kaiser, ja selbst als der Pabst, wenn er kein Wunderheiliger ist? — Biaggio, ich sage dir, wir selbst werden so gut wie Heilige; denn Heilige haben einen Heiligen-Geruch, also kommen wir in Heiligengeruch, weil wir

um sie her gehn. Alles was Heiligen dient wird heilig durch sie, bis auf ihre Esel, also werden wir auch heilig.

Biaggio. Ist das wahr? und die Leute hielten uns wirklich dafür?

Agnolo. So gut wie Sankt Peters des Einsiedlers Esel. Wir sind leibhafte Stücke einer heiligen Historie, und ziehn so mit herum, und werden so auch in Legenden mit aufgeschrieben, wenn's nur erst ins Freie hinaus ginge; denn die halbe Welt von Pisa bis nach Bobbio läuft schon herum und guckt nach Aimar, und Lucinen, spricht der Gärtner in Fuizano.

Zehntes Kapitel.

Gesichte von Aimar und Lucinen.

Es ist schon der siebente Tag, dafs Aimar und Lucine im Verborgnen weilen, und Welschland weit umher schallt von ihrer Wundergeschichte. Ein Schwarm seltsamer Sagen fliegt von ihnen unter einander. Castelnuovo verbreitete was es von ihnen gesehn und gehört hatte, mit vielerlei Verfälschungen und Zusätzen. Fosdinovo behauptete die Gesichte seiner Angst, erhob seinen Schutzheiligen Giodoco über alle seines gleichen, und klagte Castelnuovo sammt seinem Pfaffen, der Aimar und Lucinen heilig erfand, einer höllischen Verblendung an. Eine Schustersfrau in Ripola sah sie, wie schon gemeldet, auf fliegenden Störchen. Einem Priester in Calice

erschienen sie, seiner Aussage nach, in seiner Schlafkammer mit einer Dirne, und es kostete ihm Zeit und Mühe, sie fort zu exorcisiren. In Piolo lebt' ein Stadtpoet; dieser sah sie auf einer goldnen Morgenwolke gelagert sich umarmen und küssen, und auf die Erde herablachen. Diese und andre Erscheinungen wurden erzählt und geglaubt, und aller Welt schwindelte der Kopf vor Wundern. Und bei allem dem blieben Aimar und Lucine acht Tage lang im Gebirge unentdeckt, und ihre Knappen ritten hin und her, ohne erkannt zu werden und ohne ein Wörtchen auszuplaudern. Wofür sie bei ihrem Geschäft, dem Einkauf von Lebensmitteln, sich ausgaben, das weifs ich nicht. Unser alter Roman hat ungefähr eben so viel Unwahrscheinlichkeit als oftmals die Wahrheit und der Zufall.

Aimar vernahm von seinen Knappen manche Fabeln über ihn und Lucinen nicht

ohne Vergnügen; er fand darin, wenn auch zum Theil ziemlich groben, poetischen Sinn. „Der Menschen Gemüther, sprach er am siebenten Tage, sind nun für unsere Wunderkeit erregt, und nur noch irre an unsrer Natur und Bestimmung. Eine grofse erläuternde, bewährende Schauhandlung, diese wird sie, denk' ich, für uns richten, fest stellen und erheben. Ha! ich sehe das Schauspiel voraus. Auf! uns dazu gerüstet!“

Aimar wollte auf einmahl mit Lucinen mitten in Parma erscheinen. Parma war eine der volkreichsten Städte der Lombardei, und Aimar war schon als fahrender Troubadour dort gewesen; er kannte den Bischof und andere Herrn, vor welchen er gesungen hatte. Dort in Parma soll die Heiligkeit unsers poetischen Paares erklärt und gegen allen prosaischen Angriff und Zweifel behauptet werden. Aimar war ganz begeistert darauf. Lucine fragte mit

Sorglichkeit, wie er zu verfahren gesonnen sey? Das sollt du sehen! versetzte er, und hiefs sie getrost ihrer Sache und ihm vertrauen. Die Knappen mussen zwei Reisemäntel herbeischaffen, und ihren alten Anzug gegen einen neuen vertauschen. Sie erscheinen wie stattliche Schildknappen gekleidet, jedoch ohne Schwert. Der einsame Bergwald wird verlassen, Aimar und Lucine in Mäntel gehüllt; sie reisen incognito, auf umirrenden Feldwegen, ihre Dienerschaft eine Strecke hinter ihnen. Doch, hier falle ich mit einem neuen Kapitel in mein Original wieder ein.

Eilftes Kapitel.

Das Schauspiel in Parma.

Am St. Justinentag früh den 16ten Junius zogen Aimar und Lucine aus ihrer Einsamkeit fort. Aimar ritt in tiefem Stillschweigen; er meditirte auf eine Rede an Parma's Volk: Lucine unterbrach ihn einigemahl mit Fragen; aber er beantwortete sie nicht, und bat Lucinen, ganz unbekümmert zu seyn.

Schon steigen sie über die Appenninen. Kein Welscher, der sie sah, hielt sie für das was sie waren. Sie hörten selbst viel seltsamer Sagen über sich. In Pontremole fühlte sich Aimar gereizt, über sich selbst zu fabeln. Der Wirth, bei welchem sie anhielten, schwur, er habe Aimar und Lucinen gestern Abend auf meckernden Bök-

ken querfeldein jagen sehen. „Was sagt ihr? begann Aimar. Beide saſsen gestern Abend auf dem Johannisthurmdach in Brugnato, und sangen eine Serenate, und ganz Brugnato fiel sich liebestrunken in die Arme, Alt und Jung, wie es traf; und sogar die Heiligen sprangen von ihren Gemälden und Fuſsgestellen herab, und umhalsten sich voll schmachtender Liebesgluth. In der Bucht von Spezia tanzten sie beide auf einer Bühne von Meerwasser, und ein Orchestre von Seekälbern blökte eine Musik um sie her; und in vorlezter Nacht fuhren sie oben auf dem Mond. Es war ein hochschönes Schauspiel. Hundert Sterne umkreisten sie, stieſsen an einander, und erklangen wie Glöckchen in himmlischer Harmonie.“

Eine halbe Stunde von Parma, auf der Seite gen Reggio, liegt ein einzelner Gasthof, zum weiſsen Pfauen genannt. Hier

stiegen Aimar und Lucine spät Abends ab, und vernahmen noch vor Schlafengehn durch einen Ritter, der über Parma nach Kalabrien abenteuerte, dafs die Parmeser sie bei Anbruch der Nacht als Sternschnuppen in den Magdalenenthurm hätten fahren sehn. Aimar bestellte seine Pferde auf morgen früh vor Aufgang der Sonne, und befahl seiner Dienerschaft, welche ihm nachkam, insgeheim, hier schweigend zu warten, bis Parma über ihn laut werde.

Der Morgen graut. Aimar und Lucine reiten, in ihre Mäntel gehüllt, zum Reggienser Thore hinein. Parma ruht noch in seinen nächtlichen Kammern — Auf der Westseite des Flusses, der die Stadt durchläuft, hebt sich ein grofser Platz gemach zum bischöflichen Schlosse auf; hieher reitet Aimar mit Lucinen. Der Platz ist noch leer; nur ein paar Fischer schöpfen am Ufer des Flusses Wasser aus ihrem Kahn;

und Schwalben zwitschern um die Zinnen des Schlosses. „O Parma! beginnt Aimar, noch schweigst du in ödem Schlaf und wesenlosen Träumen! — Schwebt nicht unser poetische Geist um die schlummernde Stadt? In geheimer Erwartung guckt dort der Tag über die Dächer — Stummer, ahnungsvoller Stoff umher für belebende Dichtung!“ — Aimar, spricht Lucine mit irrer Bangigkeit, wo sind wir? was beginnt? Ist's ängstiger Schlaf, der mich täuscht? — „O Poesie, schwebend in zweifelndem Daseyn! Träumerische Wirklichkeit, wesenhafter Traum,“ spricht Aimar und schweigt.

Sie reiten den Platz langsam auf und ab. Klösterliche Glocken ertönen fern und nah. Die Fischer fahren den Fluss hinab. Ein Fenster öffnet sich dort, dort eine Thür. Langsam reiten Aimar und Lucine auf und ab. Schon glühen die Thürme

und Giebel im Morgenstrahl; Rauch ersteigt von den Dächern in ruhige Luft. Die Werke des Tages leben auf; die Gassen werden laut. Aimar und Lucine schauen umher. Einzelne Wandler stehen still, blicken auf sie hin, und gehn weiter. „Lucine, sprach Aimar, nicht lange, und ganz Parma ist in wunderbarem Aufruhr. Erwarte was geschieht in gebührender Haltung. In äußerstem Drange sinkt — mir sagt's mein innerer Sinn — unser poetischer Geist, als helfender Gott, aus den Wolken herab."

Halb Parma ist wach. Man sieht aus den Häusern auf Aimar und Lucine. Menschen gruppiren sich da und dort. Man fragt umher, welch ein Paar in Mäntel gehüllt da lustreitet, tritt ihnen näher, weicht vor ihnen zurück, und scheut sich, sie anzureden; die erregte Neugier verzagt vor ihrem Ansehn. Sie schweigen, Aimar

mit hohem gebietendem Blick, Lucine mit sanfter engelhafter Miene. Das Volk häuft sich mehr und mehr; lauter und lauter wird das Gemurmel. Ein Chorgesang erschallt fernher, ein Umgang von Kamaldulensern naht. Das Thor der bischöflichen Burg rasselt auf; Geistliche und Laien treten andächtig hervor; ihnen folgt der Bischof in vollem Ornat, mit Crucifix und Rosenkranz. Jezt hält Aimar still, blickt ringsumher, wirft sich und Lucinen den Mantel ab, und ruft laut: Volk von Parma, schau hier Aimar und Lucinen!

Himmel, welche Bestürzung! Man fährt zurück, hemmt sich jedoch, und dreht sich mit staunend-fragenden Blicken auf das Paar. Fiel es nicht gestern Nachts als Sternschnuppen in den Magdalenenthurm? Ja wohl! und Priester und Volk hatten sie hinaus in die Hölle beschworen. — Aimar ruft weiter: „Fürchtet euch nicht! Wir

erscheinen euch hier bei Tage in wahrer Gestalt!“ — Das Volk fährt weiter unter einander zurück. Der Bischof heftet einen Blick auf Aimar, erkennt ihn schaudernd, und steht aufser sich da. „Er ist's! Bei St. Jürgen, er ist's!“ schallen zugleich zwei Stimmen rechtsher; zwei Ritter riefen's, die Aimarn einst in Parma gesehn hatten. Und die Kleidung! das Haar! tönte es linksher. Wehe! Wehe! Beginnt der Bischof mit hohlem Ton. Da rennen Tausende, zu allen Heiligen schreiend, davon; von Angst erstarrt und gelähmt, stehn Tausende und sinken ins Knie. Die Prozession der Kamaldulenser verstummt und stockt, halb auf dem Platz, halb in der Gasse. „Ha! ruft Aimar mit gewaltiger Stimme, fühlt ihr die Macht unsrer Wunderheiligkeit? Halt da! Erkennet uns an!“ Jezt erholt sich der Bischof rasch, und beschwört Aimar und Lucinen mit hoch-

erhabnem Kreuz. Wild beherzt schreien Pfaffen und Mönche umher ihm nach, und das Volk fällt bebend zu Boden. „Bei allem Wunder und Geist! überschreit Aimar die Beschwörer, kommt zu Verstand, oder wir fahren euch mit poetischem Wetter um die Köpfe!“ — Seine Blicke funkelten, die Parmeser sahen sie als sprühende Flammen, rafften sich auf, tummelten, Volk und Klerisei, athemlos durch die Gassen, in die Kirchen, auf die Thürme. Alle Glocken stürmen unter einander, die Klöster zittern von schrecklichem Geplärr; Weiber und Kinder heulen in den Häusern, Thüren und Thore krachen und klappen durch ganz Parma sich zu, verschreckt fliegen Eulen und Käuze aus Gemäuern hervor, Schaaren von Tagesvögeln jagen sie scheltend und kampflustig von Dach zu Dach, Dörfer, Flecken und Meiereien laufen zwei Meilen umher gen Par-

ma, und — Pater Hilarius verfliegt sich mit toller Fantasie. Doch, er hält und besinnt sich alsbald, und fahrt fort:

Ich weifs nicht wie es kam, dafs Aimars und Lucinens Rosse diesmahl nicht davon rannten; denn der Lärm und Tumult war weit entsetzlicher als in Fosdinovo. Vielleicht war jezt von den Wunderheiligen ein Einfluss in sie übergegangen, und sie hatten schon poetische Fassung; sie kabriolirten nur etwas herum auf dem Platz. Der ganze Platz ist leer; der Bischof allein steht da mit erhabnem Kreuz, wie eine Salzsäule, und ein Streckchen seitwärts der Kamaldulenser Abt, die Mütze St. Romualdo's schwenkend.

Aimar schwieg eine Weile mit Lucinen. Parma war ihm zu laut; das weite durch einander tosen und gellen zerstreute sein Gemüth ein wenig; das Schauspiel überraschte seine Erwartung. Lucine schien

gleichgültig und ruhig; ich weiss nicht wohl, wie ihrer Seele war. Der Bischof und Abt standen immer so fort wie sie standen, bis Aimar sich und seine weitere Rolle fand und ihnen zurief: „Steht ihr beide noch da? Was erwartet ihr noch? Sollen eure Kappen uns in die Luft wedeln, oder eure Glocken uns fort in finsteren Abgrund lauten? Wahnsinnige Thoren! Bestanden wir nicht euerm heiligen Schwur? Streitet nicht wider euch selbst!“ — Der Bischof senkte sein Kreuz, und der Abt seine Kappe. „Stillet das Volk und ruft es herbei!“ sprach Aimar, und ritt mit Lucinen wieder auf und ab. Bischof und Abt sahn sich staunend an.

Schon fahren einzelne Köpfe hoch auf Söllern hervor und zurück, Gesichter gukken fernher um Gassenecken. Vier Ritter schreiten ganz hervor, hinter ihnen einige Mönche und Bürger gebückt und sprung-

fertig; mehrere Fenster öffnen sich minder und mehr. Bischof und Abt treten zusammen, flüstern sich etwas ins Ohr, winken den erscheinenden Parmesern, nahen Aimar und Lucinen, strecken ihnen Crucifix und Kappe mit langem Arm entgegen, berühren sie hastig damit, und springen zwölf Schritte zurück. Aimar lächelte, und rief laut dem Volke Parma's, sich um ihn her zu sammeln. Der Abt und Bischof nickten und winkten ringshin. Parma's Glocken verstummten, seine Eulen verschwanden, seine Thüren öffneten sich, und Aimar brach vor der herbei fluthenden Menge in folgende Rede aus.

Zwölftes Kapitel.

Aimars Kraftrede über seine und Lucinens Heiligkeit.

„Mein Geist sah voraus was hier geschah," hub Aimar an, „ungefähr, nicht ganz. Was soll ich sagen? Parmeser ich hielt euch für weislich-glaubiger. Doch euer Glaube ist in sich selbst bethört; er kennt sich selber nicht, entsetzt sich vor augenscheinlichen Stücken von sich selbst, und geht mit euch durch in gespensterhaften Afterglauben. Auf! ruft euern Sinn aus der wahnwitzigen Irre zurück, und lernet an uns euch selbst begreifen!"

„Was erschreckt ihr vor uns? was zweifelt ihr an uns? Doch nein! was albert ihr wider euch selbst? was lärmt und kriegt ihr wider euern Glauben? Ich sage euch, tollt uns hinweg, und all eure Hei-

ligen und Wunder verschwinden mit uns, und ihr steht da in verlafsner, nakter, hülfloser Religion, in leerem, trostlosem Tempel. Denn wie? Gilt Ein Wunder nicht das andere? Wer Ein Wunder glaubt, mufs ihrer tausend, alle so viel mir geschahen, glauben, wenn sie wirklich geschahn. Und geschah das unsere nicht? Fragt Castelmuovo, fragt den Höllenschlund, fragt den Ritter Kurt von Krötenstein! Aber ihr glaubt es ja selbst. Nun bei allem Glauben, wofür achtet ihr's denn? Für unheilig? Was sind unheilige Wunder? wer thut sie? Böse Geister? Gut, thun diese sie einmahl: können sie vor dem Heiligen bestehn? Nein! und bestanden nicht wir davor? Beschwor uns nicht Castelmuovo's Priester so gut wie ihr? Vernahmt ihr dies nicht? Fosdinovo klaget ihn teuflischer Verblendung an — O des Unbedachts! Wie? hatte er nicht Cru-

cifix und Weihwasser? und bleiben diese nicht was sie sind, heilig und Höllenwerk verjagend, selbst in der Hand eines Teufels? Wollt ihr euch selbst und euern Glauben verdammen? Nehmt euch in Acht! — Hier sind wir! Schauet uns an, und begreifet euch selbst!“

„Fosdinovo raset, und ihr mit ihm. Nicht euer Glaube, euer Unglaube sah uns in elenden Gesichten. Welschland fabelt über uns. Aber bei allen Fabeln! nicht als Sternschnuppen erschienen wir, oder sonst auf abgeschmackte Art. Das sind Gespenster grobprosaischer Seelen, welche das Heilige stets, so wie uns, entheiligten. Euer geist- und geschmackloser Wahnsinn fuhr in Sternschnuppen herab, und ihr beschwort ihn mit sich selbst. Erfahret die Wahrheit. Auf dicken Zeltern kamen wir daher. Gehet hinaus zum Reggienser Thore, zum weifsen Pfauen. Dort lagerten wir

die Nacht; dort findet ihr unsre Bedienung. Was gafft ihr? was murmelt ihr?. Wir sahn unser Spiel mit euch voraus, und kamen euch zu überraschen. Fürwahr, ich gedachte nicht, euch dieses zu sagen; aber euer Aberwitz fabelt zu ärgerlich, und auch Heiligen reifst die Geduld. Aber wohlan, Parmeser, naht uns getrost und hört!"

„Unser Wunder irrt euern Sinn, weil es euch neu ist. Aber seyd doch weise! Waren nicht alle jetzt alte Wunder einst neu? Aber die Welt glaubte sie, und that wohl daran. Und ihr glaubtet ja auch Wunder von uns, die ungereimtesten Erscheinungen. Ihr Thoren! falsche Wunder glaubtet ihr von uns: so glaubt nun das wahre doch! Wir bereichern euern Glauben und bevölkern ihn mit neuen Heiligen, humaner und heiliger als manche ihrer Vorgänger. Sagt, wie viel Heilige beiderlei Geschlechts glaubt und verehrt

ihr bereits? Euer Lebensverkehr ist voll davon; sie treiben jegliches Werk mit euch, von dem besten bis zum schlechtesten herab. Doch alle in Ehren! Ich glaube an alle und an all' ihre Wunder. Ihr Welschen, fürchtet für eure ältere Heiligen nicht! Mögen sie streiten unter sich und einander beeinträchtigen: Wir, Lucine und ich, leben mit allen in Frieden. Jedem das Seine! Wir pürschen in Keines andern Gehäge; wir haben das unsre; wir sind die Heiligen der Poeten und Verliebten; und besing sich ja schon ein andrer mit diesen, *) so geschah es nur vorläufig,

*) Z. B. Sankt Julian. Ein Poet des 13ten Jahrhunderts dankt diesem Heiligen für das Vergnügen, so er die Nacht im Arm einer Dame genossen.

S. Julien qui puet bien tant,
Ne fist à nul home mortel
Si doux, si bon, si noble hotel — sagt er hierüber.

bittweise, ohne Amtsstempel und Vorrecht, bis wir in der Fülle der Zeit erschienen. Der Heiligenstaat vervollkommet sich, er vermehrfacht sich; er wächset von Ast zu Ast und von Zweig zu Zweig, in die vieltheiligste Zerstreuung. Sonder Zweifel keimen der neuen Staatsämter noch viele, und wir wuchsen nicht als die letzten aus.“

„Ja, ich ersah' es, schon fühlt ihr geheim den Raum und Gehalt unsrer Heiligkeit. Ihr werdet die Castelnuover übertreffen, die blofs unser Wunder verehrten; ihr werdet in den Geist unsrer Heiligkeit eindringen. — Ihr sehet euch an, ihr flüstert euch zu, ihr deutet — wohin? wohin? Auf Lucinen? Ha! was befremdet euch noch? Dafs ein Heiliger zu einer Geliebten gesellt einherzieht? — O ihr

---

Man vergl. de la Fontaine's dem Boccaccio nachgeahmte Oraison de S. Julien.
der Herausg.

Stumpfgeistigen! ihr Taubherzigen! Oeffnet euern Sinn und hört eure innere Natur! Ein Heiliger zu einer Geliebten gestellt, das ist eben das Eigne, der Karakter, das Wesen meiner Heiligkeit für Liebe und Poesie. Alle echt-dichterischen Gemüther sind liebesselig; je liebesseliger, desto dichterischer. Fasset ihr mich? Dichter, die nicht die Liebe als solche gebar und nährte, sind Afterdichter, Bastarde, Ketzer der Poesie. Kein wahrer Dichter ohne Geliebte, wenn nicht am Herzen, so doch im Herzen. Poesie und Liebe heischen einzeln und zusammen Herz und Herz, Mann und Weib; das ist ihre eigenste, innerste Natur. Kann also ihr Heiliger einsam seyn? Unmöglich! Unnatur wär' es, Aufhebung seiner selbst; nur eine Geliebte giebt ihm mit sich Wesen und Wirklichkeit. Noch einmahl, fasset ihr mich? Euch zu gefallen hab' ich mit ge-

lafsnerm Verstand mich selbst überdacht. Ich schliff für euch und die Welt meinen Scharfsinn bis zur mühseligsten Feinheit ab. Aber wie? durchdringt er euch noch nicht bis zur lebendigsten Einsicht und zur ausrufenden Ueberzeugung? Ha! sehet unser Wunder an! Wodurch geschah es? durch Liebe und Poesie. Und noch bestimmter, wodurch geschah es? durch Lucinen, durch unsre gegenseitige Liebe, durch unsre holde Vereinigung, durch unser inniges Beisammenseyn.“

„Wollt ihr noch mehr? Ergreift ihr die Sache noch nicht ganz? Ihr blickt irre umher. Ja, ihr berührt sie schon, nur noch mit scheuem, ungewissem Sinn. So ruf' ich euch auf zu euerm ältern Glauben; denn ihr begreift überall nicht was ihr glaubet. Schauet hin auf die Ritterschaft! Sie ist ein Orden, von Welt und Kirche geheiligt. Und was ist ihr oberstes

Gesez? Gott und die Frauen lieben. Bei aller Poesie und Liebe, die Blume aller menschlichen und göttlichen Gesetze! Himmel und Erde empfangen darin sich heilig-traut, zu süfs-heiligem Kufs. Versteht ihr es ganz? Fraget die Ritter, die wahrhaften Ritter an Arm und Herzen! Begeistert werden sie ausrufen, und ich mit ihnen: Liebe ist die Sonne aller Empfindungen, der Frühling aller Tugenden, das Element und die Fülle aller Gutheit und Gröfse! Sie, sie überwindet das feindliche prosaische Schicksal dieser Welt, und trägt uns aufwärts mit beseeltestem Glauben zu holdester Seligkeit; sie ist nach dem Göttlichsten das Göttlichste. Und woher kommt sie, diese hohe und süfse Gottheit des Herzens und Geistes? Von den Frauen! — Tretet herbei, ihr liebenden Ritter und ritterlich Liebenden alle, und sprecht! Was ist Leben, was Ruhm, was

Heldenthum, was Glaube, was Himmel ohne Liebe? Was rufet ihr an in düsterem Leid, in grauser Gefahr, im Angesicht des Todes? Die Königin eures Herzens und eurer Gedanken; und diese eure Heilige, eure Gottheit füllt euch mit hoffnungsvollem Licht, mit wunderbarer Kraft, und krönt euch mit glückseligem Heil und unsterblichem Triumf. Wohlan! jeder wahrhafte Ritter und ritterlich Liebende ist mit seiner Geliebten — ein Typus, eine Andeutung und Hinweisung auf mich und Lucinen. Denkt euch uns also als ritterliche Heilige der Poesie und Liebe, und ihr trefft an der Wahrheit."

„Und was soll ich schlüfslich noch sagen? — Leider fahren wir nicht in die Welt, um sie ringsum mit dem Feuer der Liebe und Poesie zu entflammen! Dies wäre mir hochbegeisternde Lust; mir wäre wie einem Gott dabei. Aber dies soll,

mehr oder minder, der Natur verbleiben. Einst, vor meinem Wunder, griff ich mit Versen ein in dies Werk der Natur, wie ihr und die Welt wohl noch wißt. Ich weiß nicht wie es seither mit euch ward: aber Poesie und Liebe leiden. Ihre Leiden zu stillen erstanden wir jezt, und giebt es deren unter euch, wohlan! so führt sie her zu unsrer wunderthätigen Hand!“

Dreizehntes Kapitel.

Wirkung der Rede.

So redete Aimar und schwieg. Wer zählt die Schaaren der Parmeser um ihn her? Sie füllen den ganzen Platz, und die Mündungen der Gassen, und Fenster, Erker und Dächer umher. Ihre uselige Angst vor dem Wunderpaar entfloh, Dank der Berührung mit dem Crucifix und der Mütze St. Romuald's, und dem Gasthof zum weisen Pfauen, wo es ganz menschlicher Weise nachtlagerte.

Ich weifs nicht, wie sehr Parma Aimars Rede verstand; aber sie machte viel Eindruck. Aimar redete mit starker Stimme und begeistertem Wesen, und es war

nun ein Heiliger, der da sprach; das Unverstandenste war eben das Heiligste. Die Gemüther des Volks wurden auf einmahl wo nicht aufgeklärt, doch umgestimmt. Sie schämten sich ihres wüsten Irrwahns, und fürchteten, die neuen Heiligen möchten Lust haben ihnen übel zu wollen. In dieser Verlegenheit standen sie da, als Aimar schwieg. Aber fünf Ritter und mehrere Frauen gaben ihnen Muth und Worte. Vom Ende der Rede Aimars, über Liebe und Frauen, ganz entzückt und hingerissen, riefen diese laut aus: „O wunderbare Heilige, süfseste Heilige, ihr Schönen, ihr Herrlichen! seyd uns hold und gnädig!“ Sogleich rief alles Volk, auf die Kniee stürzend, diese Worte nach.

Aimar und Lucine erschienen dort in der Tracht, in welcher sie in ihrem Gedicht lebten und aus ihm hervorkamen.

Diese war für Lucinen ein weiſses Gewand mit rothem Gürtel, ihr schwarzes Haar frei um Rücken und Brust wallend; für Aimar ein rother Leibrock mit weissem Gürtel, sein krausumloktes Haupt entblöfst. Sie wurden mit dieser Kleidung in ihr Gedicht versetzt, und sie war dort unveraltbar und unbefleckbar. Ich weifs nicht, ob ihr in der prosaischen Welt diese Tugenden noch anhängen.

Aimar nickte und winkte, auf jene Anrufungen, ein lebhaftes Ja, und Lucine ein sanfteres. Lucine athmete jezt voll hoher Frohheit. Aimars Rede hatte ihren Geist höher als je erregt, und sie heller und bestimmter über sich selbst aufgeklärt; sie fühlte sich nun für ihr heiliges Amt beseelt, und fürchtete die Menschen nicht mehr.

Der Gnadenwink der neuen Heiligen

kam, wie ein himmlischer Thau auf die durstigen Seelen der Parmeser. Nur dem Bischof und dem Kamaldulenser Abt, die ihren aufrechten Stand behaupteten, drückte noch ein Skrupel auf's Herz. Der erstere liefs ihn verlauten, und sprach zu Aimar: „Meine Zunge schweigt vor der Macht, vor welcher ihr besteht. Aber vergebt! Ich sah schon der Heiligen mehr; aber Ihr gleicht ihnen nicht von aufsen. Euer leibliches Ansehn und Kostum ist weltlich, profan." — „Ei! woran messet Ihr uns? versetzte Aimar. Wir sind Heilige neuer Art, nicht prosaisch-gezwängt, einsiedlerisch, klösterlich, sondern poetisch-frei, gesellig, weltlich, wenn Ihr wollt; aber profan? Bischof, nur das unpoetische ist profan. Ihr versteht eure Sprache nicht." Aimar wandte sich hiermit ab, faste Lucinens Hand, und rief: „Jezt, o Welt,

sind wir in dir erkannt und bestätigt, und unser Werk beginnt.“

Welch ein neues Getümmel durch Parma! Neue Schaaren rennen und drängen herzu; es sind die Völker des umliegenden Landes, auf das Getöse der Stadt herbei gelaufen. Auch Aimars Knappen erscheinen, Lucinens Alte hintenauf; sie kommen vom Reggienser Thore mit einem ganzen Dorf, und rufen, über die Verehrung ihrer Herrschaft stolz, in einemfort wer sie sind.

Aber ich bin des Lärmens satt; Aimar war es jezt auch. Er gebot Stille, und entfernte sich mit Lucinen in den Pallast eines Ritters, des Barons San Filippo, der ihn schon ehmals bewirthet hatte. Seine Dienerschaft folgte ihm dahin nach. Am Ende des Schlofsplatzes gebot Aimar noch, den Umgang der Kamaldulenser zu

vollenden. „Jedem das Seine! sprach er. Mein Kollege St. Romuald verzeihe, dafs ich seinen Ehrenzug unterbrach! Es geschah von ungefähr, ohne Absicht.“

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die liebesselige Gesellschaft.

San Filippo, in dessen Behausung unser Wunderpaar einzog, war ein Ritter im schönsten echt-romantischen Stil, tapfer, galant und fromm, und dazu ein geistreicher Poet, dreimahl stärker an Fantasie als an Verstand, seines Alters dreifsig Jahr, und noch unvermählt, aber höchlich verliebt. Er liebte seit fünf Jahren ein Fräulein in Modena mit höchster Inbrunst, und wollte sie noch fünf Jahre lang so lieben, eh' er sie heirathete. Er vertauschte sehr oft den ungestümen Kriegsgott mit der schwermüthigen Liebesmuse, und dichtete diesen Morgen einen Minnegesang, und war darin so verlohren, dafs er Parma's schrecklichen Aufruhr erst nach einer

guten We[illegible]ernahm. Er kam auf den Schlofsplatz gleich nach Anfang der Rede Aimars, den er, wie gesagt, schon von lange her kannte. Ohne Zweifel hatte er von dessen Wunder mit Lucinen gehört, und es vielleicht sogleich poetisch begriffen. Genug, er hörte Aimars Rede mit immer steigender Begeisterung, und eilte, mit den Heiligen in seine Wohnung, um ihre Geschichte umständlich zu erfahren, und sie mit freudigem Geiste und seiner besten Habe zu verehren. Parma's gehäuftes Volk da draufsen bleibe also sich selbst überlassen; wir sind drinnen in San Filippo's Pallast, und finden hier schon fünf Ritter, und zehn Damen um Aimar und Lucinen.

Diese Ritter und Damen waren eben die, welche das Ende von Aimars Rede zum lauten Ausruf entzückt hatte; seine Erklärung über das oberste Gesez der Rit-

terschaft traf und erhob ihr innerstes Gefühl, und es genofs sich selbst in süfser geheiligter Freiheit. Alle liebten ganz oder doch ungefähr in Aimars Geist, und fühlten nie eines Heiligen Heiligkeit so lebendig als Aimars und Lucinens. Mit frohster Verehrung warfen sich alle vor ihnen aufs Knie; aber Aimar sprach: „Nicht also, ihr Lieben. Wir sind hier im freundlichen Kreise, und euer Herz und Sinn erheben sich harmonisch zu uns; und harmonischen Seelen sind wir ohne Heiligen-Etikette hold und traut.“ — Ja, ja! rief hier Lucine, und trat zu zwei Damen mit der Frage: „O, wie geht es euch?“ Sie fand in ihnen zwei Bekannte von Florenz her, wo sie mit ihnen einst einem Fest beiwohnte und sie lieb gewann. Gleich beim Anblick derselben flog ihr diese trauliche Frage auf die Zunge, aber sie hielt sie, an ihrer Schicklichkeit zweifelnd, zu-

rück. Aimars letzte Worte verjagten ihren Zweifel, und sie folgte nun froh ihrer Natur. Die zwei Damen verneigten sich, noch etwas verlegen; aber Lucine umarmte sie herzlich. „Bei dem himmlischen Tag, der heute über uns aufging! rief hier San Filippo entzückt, ihr seyd die Blume aller schönen Heiligen, eben so natürlich als wunderbar, und so lieblich — ja noch tausendmal lieblicher als erhaben!“

Die schöne Gesellschaft nahm hierauf ein köstliches Frühmahl ein (es war in einem Gartensaale), und Aimar erzählte seine und Lucinens Geschichte in schönster dichterischer Wahrheit, bis zu ihrer Ankunft in Parma, zur hohen Anmuthung der Ritter und Damen, und verflog sich, am Schluss seiner Erzählung, von neuen Gedanken überrascht, noch in folgenden Epilog:

„Ha! wird das Gedicht, worin wir lebten, mir überall erst ausser demselben klar? Es war uns zu einförmig; unser Verlangen war gröfser als das Gedicht. Bei unserm poetischen Geist! schon in ihm kündete sich unser erweitertes Schicksal an. Was sanken wir darin nicht in schale Zufriedenheit mit unserm leiblichen Wohlseyn? Was dürsteten wir nach etwas anderem? Unsere Bestimmung ging hinaus über das Gedicht; es war nur Erholung, Anlage zu gröfserm Geschick. Wir lagen wie in einem Ei, und sehnten uns aus der Schale hinaus. — Schmerzlich, gleich ausbruchreifer Brut, regen und drängen im Menschen sich höhere Anlagen, sobald sie für eine weitere Sfäre sich belebt und erwachsend fühlen. Wer sie so einmahl empfand, kein Glück, keine Ruhe für Den! Rastlos streben sie, in freiem gedeihlichen Element sich zu entfalten, wenn sie nicht

gemach in abtödtendem Dunstkreis verschmachten. Nur in diesem lernt der Mensch Verzichtleistung, Verarmung, verkrüppelnde, darrsüchtige Weisheit. Doch unser Gedicht — es athmete belebende Natur und hielt unser Verlangen empor gerichtet; nicht an beseelendem Trieb, nur an entsprechendem Stoff war es arm. Nun, vom Schicksal gehoben, beut die ganze Welt uns Stoff. Auf, ihr Lieben! seyd ihr unglücklich in Liebe, so fodert unsre Wunderhand zu Stillung eurer Schmerzen auf!"

Aimar hätte seine Gedanken über die Tendenz seines Gedichts für sich behalten können; denn schwerlich interessirten sie die Gesellschaft sehr. Als er endlich schwieg, begann Ritter San Filippo:

„O wundersames, schönes Paar! Eure Hand will die Schmerzen der Liebe stillen? Wohlan, ihr Unseligen, deren Herz sie tödtlich und ohne Balsam zerriss! Aber

nicht so mit mir. Ich rufe laut: lafst mir die Schmerzen, die ich fünf Jahre schon litt! Mir quillt in ihnen selbst ihr Balsam. Meine Liebe leidet freiwillig um Verdienst; sie leidet aus sich selbst, in sich selbst und für sich selbst. Liebe sind all meine Leiden, und ich dulde mit seelenvoller Wollust noch fünf Jahre lang. So gebeut mir mein Herz für die Geliebte. O! wann thät' ich für ihre umfangende Liebe genug? Meine Liebe wird nicht satt, diesseits ihres vollen Glücks sich selbst zu erweisen und zu überbieten. Wie die himmlische Seligkeit steht die Geliebte mir fern in Modena da, und mir ist als müfst' ich mein ganzes irdisches Leben hinter mich zurückkämpfen, um mit Verdienst in ihre ewige Umarmung zu sinken."

„San Filippo, sprach Aimar, du verdientest beinah ein Heiliger der Liebe zu

seyn. Umarme mich.“ San Filippo umarmte den Heiligen, und es herrschte eine Stille, die auf einmahl von fünf Seufzern unterbrochen wurde. Sie entflogen fünf Damen, ich weifs nicht ob mit halbem Blick auf die fünf gegenwärtigen Ritter. Aimar vernahm sie, und fragte, ob diese Seufzer seine, oder vielmehr Lucinens Wunderhand bedürften. Die Damen errötheten schweigend; aber die fünf Ritter antworteten an ihrer Statt; sie lagen plötzlich von Einem Feuer durchzückt, den Schönen zu Füssen. „Liebt und seyd glücklich!“ riefen Aimar und Lucine, und die Liebenden umarmten sich in seelenvoller Rührung. Und die fünf andern Damen die noch da waren? — safsen diese ganz verlassen da? — Sie trugen eine jede ihren Geliebten im Herzen. Gern hätte ich sie ihnen auch in die Arme geführt; aber sie ziehen, von ihnen fern, auf glor-

reiche Thaten. Eine Thräne im Auge der Schönen sehnt sie umsonst herbei. Eine von ihnen fühlte, beim Schauspiel des Glücks der fünf Paare, so lebhaft, dafs sie ausrief: „Ach, wie viel kostet der Ruhm die Liebe! Mit lauter, lauter Liebe lieben — wo ist denn ein schönerer Ruhm?“ — Doch, ihr und der Anderen Schmerz war Liebe und Hoffnung, und verlangte keine Stillung als an der Brust des wiederkehrenden Geliebten.

Zweites Kapitel.

Der wache Träumer. Verjagung des Wahnsinns und Entziehung der Liebesschmerzen.

Der Tag bewölkt sich, und eine trübe Geschichte naht. Ein neugieriges Getümmel rauscht durch Parma's Gassen.

Nach obigen Scenen in San Filippo's Gartensaal gedachte eine der Damen eines unglücklichen Jünglings. Es war ein fahrender Dichter von Montpellier, der vor einem Monde nach Parma kam und sich sterblich in eine Frau verliebte. Diese Frau war die Nichte des Bischofs, und lebte seit fast einem Jahre von ihrem Manne, dem Burgvogt von Borghetto, entfernt. Sie gefiel sich nicht bei ihm; er war schon ziemlich bejahrt und frommen düstern Gemüths, sie hingegen jung, lebenslustig und leichtsinnig. Sie ging zu

ihrem ehrwürdigen Oheim nach Parma, um unter seiner Aufsicht eine ernste, ihrem Gatten zusagende Gemüthsart zu gewinnen. So sagte sie, so sagte ihr Oheim, und so glaubte ihr Gemahl, ein schwachsinniger Verehrer des Bischofs; aber Parma glaubte anders. Man hatte Gerüchte über die Dame. Kurz, sie lebte mit zwei Freundinnen in ihres Oheims Schloss sehr vergnügt, und spielte unter andern mit dem Dichter von Montpellier eine seltsame Novelle. Dieser sah sie bei einem Fest im bischöflichen Pallast, und erlag seinem Geschick. Sein Geschick war hart. Er entbrannte sogleich von Liebe bis zu hohem Unsinn, ergoss diesen in ein Hoheslied an seine Angebetete, und übersandte es ihr mit einer Schlussstrofe, die sie bei allen sieben Himmeln beschwur, seiner Inbrunst huldreichen Zutritt zu gewähren. Aber blieb die Schöne bei so übersiedender Liebe

von selber kalt, oder war sie eben schon sonst zu sehr beschäftigt: genug, sie schrieb dem Dichter Gui (so war sein Name), sie danke für sein Gedicht, wünsche ihm gesunden Verstand, und verlange nichts weiter von ihm zu wissen. Der arme Gui! Seine Flamme gefror plötzlich zu Eis, nein! sie flog aus seinem Herzen in sein Gehirn und verbrannte es vollends; oder vielmehr, sie versank in den feuchten Grund seines Herzens und dampfte in Irrwahn auf, der rings sein Gehirn umnebelte. Er ward an dem Geschehenen und an sich selbst irre; er erkannte nicht mehr was wirklich und nicht wirklich war; er unterschied nicht mehr Wachen und Traum. So fantasirte er in trübem irren Wahn über seine Liebe, leidend und sanft, bis er vor wenig Tagen auf dem Stradone seine Geliebte erblickte. Sie lustwandelte dort mit ihren zwei Freundinnen. Gui

wähnte, er sähe sie im Schlaf, erinnerte sich ihrer grausamen Antwort, als hätte er sie, wie es wirklich war, im Wachen erhalten, lief zu ihr hin, und bat sie, ihm hier im Traum doch nicht so grausam wie im Wachen zu seyn.

So ungefähr erzählte eine der Frauen in San Filippo's Saal. Die weitere Geschichte war ihr unbekannt; aber sie glaubte, die Nichte des Bischofs müsse mit dem Unglücklichen ein ganz herzloses Spiel gehabt haben; denn er solle seit vorgestern Im Gartenhäuschen eines Kaufmannes, seines Verwandten, mit stummem Wahnsinne sitzen.

Aimar hörte diese Nachricht mit Vergnügen, weil er dem Unglücklichen helfen konnte; er war auch begierig die Wunderkraft seiner Hand zu versuchen, wozu Gui ihm die erste Gelegenheit bot. Er hiefs drum den Wahnsinnigen sogleich

herbeiholen, und zwei Ritter eilten fort zum Gartenhause seines Verwandten, wo er sich wirklich fand.

Schon führen die Ritter ihn her durch Parma's zusammenlaufendes Volk. Er tritt mit ihnen in San Filippo's Saal, stumm, mit bleichem Gesicht, stierem Auge und wildem Haar; mitleidig blickt die Gesellschaft ihn an. Aimar nahet ihm, und hebt seine Hand gegen ihn auf; aber ein jäher Einfall hält sie ihm zurück. „Freunde, spricht er, meine Rechte auf des Leidenden Stirn gelegt, und sein Wahnsinn verfliegt. Aber Geduld! das Hauptstück seiner Geschichte ist uns noch unbekannt, und er soll es uns selbst erzählen. Aber wie? Ganz von seinem Wahnsinn befreit, ist, fürcht' ich, sein Gehirn zu entgeistert und matt, und Gui erzählt in geistlosem, gemeinem, schalem Stil. Wohlan! ich will euch einen andern Stil verschaffen."

Die Ritter und Frauen merkten neugierig auf. Aimar fuhr mit der Hand zwei Zoll an des Dichters Stirn vorbei, und wartete. Gui blieb stumm; nur sein Auge begann sich zu regen. Nicht genug! sprach Aimar, und berührte des Wahnsinnigen Stirn beinah mit flüchtiger Hand. Jezt sah er irre dahin und dorthin, gähnte, und rieb sich die Augen. Noch nicht genug! sprach Aimar, und strich dem Dichter mit zwei Fingern über die Augenbraunen hin. Ein leises Knistern fuhr durch sein vorderes Haar; sein Haupt zuckte; er trat zwei Schritte vor, staunte auf die Gesellschaft, und stammelte mit schwachem Ton:

„Umarmt — es ist aus! — Seyd ihr erwacht? — Der Morgen schläft, und die Blumen weinen — Wehe! weckt sie nicht! Wache Bilder, hinweg! — Ein heißer Moment, ein Liebesstern an meiner Brust —

Ach! ach! das Leben ist untergegangen!“

Armer, du bist noch zu irr! sprach Aimar, und berührte Gui's Stirn zweimahl mit halber Hand. Sein Haar erhob sich mit lauterem Geknister; ein Schauer übergoſs sich ihm; sein Knie wankte. Aimar nahm ihn beim Arm und sezte ihn in einen Stuhl. Er sah mit sichererm Blick von einem auf den andern, strich sein Haar halb über den Kopf, und sprach mit sich belebender Stimme:

„Hat sie euch hergesandt? — Arme Wesen, ihr träumt so still! Ihr blickt so leidend! Ach, warum macht sie so unglücklich! — Einmahl, nur Einmahl! — O Himmel, scheine herab! — Das Leben wankt, in unseligen Gestalten! Es taumelt, stürzet dahin, dahin — Was war es? — Hat sie euch hergesandt? Kennt ihr euch selbst? — Ach! es ist Traum!“

Gui sank verlohren in den Stuhl zurück. „Aimar, helft ihm ganz! Ihr quält ihn!“ riefen die Damen. „Ja, sprach einer der Ritter, verjagt ihm die Tollheit vollends, dafs er sich besinnt und zur ordentlichen Erzählung kömmt, ist's auch im gemeinern Stil.“ — „Ihr habt recht, versetzte Aimar; die Grade meiner Wunderkraft stilisiren ihn nicht ganz wie ich dachte. Und — ich bedachte mich auch nicht wohl! Was fürchte ich ganz gesunden gemeinen Verstand bei ihm? Zu dem kömmt er nicht, wenn auch sein ihm zugefallener Wahnsinn ihm entweicht; er bleibt ja noch immer Poet.“

Aimar legte ihm nun seine ganze Hand auf die Stirn, und welche Wirkung! Gui's sämmtliches Haupthaar schlängelte zischend sich auf, und graulichte Dämpfe schossen von ihnen in die Luft. Es waren die herausfahrenden wahnsinnigen Geisterchen.

Die Damen sprangen mit einem Schrei zurück, blieben aber unversehrt. Die Dämpfe verschwanden im Nu ihres Hervorschiessens, ich weifs nicht wohin.

Gui fuhr bei der Explosion heftig auf, und taumelte ermattend in den Stuhl zurück. Vermuthlich rifs der entfliegende Wahnsinn ein Theil seiner andern Lebensgeister mit sich hinaus; er lag da, einer Ohnmacht nahe. Aimar sprengte ihm ein Glas Champagner über Stirn und Kopf, und bot ihm ein anderes zum Trinken dar; und er trank, richtete sich auf, und starrte umher. Von seinem innern Wahnsinne frei, versetzte ihn die Wirklichkeit fast in neuen. Aimar hiefs ihn sich fassen, erklärte ihm wo er sey, was mit ihm geschehen, und wie er, Aimar, und Lucine die Wunderheiligen der Liebe und Poesie wären. Gui staunet. Aimar reicht ihm noch ein Glas Wein, betheuert ihm mit der ganzen Gesellschaft,

dafs dem wirklich so sey wie er sage, und heifst ihm getrost sein Unglück erzählen. Gui beginnt, noch irre:

„Wache ich wirklich? Wunderheilige der Poesie und Liebe seyd ihr? Ich hörte nie von euch. O sprecht! Ihr seyd Traumbilder; mein innerer Schmerz gebar euch. Ach, er gebar mir so viel, unselige Täuschung! Er quälte sich selbst, spielte mit sich selbst. Er ist's nun müde, ist seiner selbst satt; er gebiert schläfrig — nein, wach; mit letzter wacher Kraft gebiert er seine Vernichtung. Ihr seyd sein Todeskind! — Wartet! wartet! — Was bin ich denn, wenn er stirbt!“

Aimar. Weiter! und finde dich nur!

Gui. Armes Leben! deine Wirklichkeit ist Härte und Mühsal, ein Steig, ein hoher, irrer, weiter, weiter Steig über öde Klippen, im heifsen Mittag. Versunken ist dahinten das Blumenthal der Kind-

heit. Wohin, wohin windet und dehnt sich der ewige Steig? Keine Hoffnung grünt da vorn in der Ferne. Der Fuss blutet, das Herz verlechzt. Da sinkt Täuschung, ein freundlicher Engel, herab, und beut uns ein Labsal; wir kosten's entzückt — ach! noch kosten wir's nicht! Hinweg schwindet's vor durstiger Lippe. Wehe! spottet auch Täuschung des Leidenden?

Aimar. Erheitre deinen Sinn ein wenig! Wir kennen den Anfang deines Unglücks! Rufe jezt deine Erinnerungen zusammen, von dem Stradone an. Du sprachst da zur Nichte des Bischofs.

Gui stutzte und schwieg. Er verlor sich in das Geschehne; sein vergangner und jetziger Zustand schwankte ihm zwischen Wachen und Traum; aber bestimmt und tief schnitt sich sein Schmerz in seine Erinnerungen ein. Er rief plötzlich: „O lasst mich! Athme ich hier in fester, un-

zerstörlicher Wirklichkeit, so schonet meinen Schmerz! Nein, endet, endet ihn, Ritter, mit mitleidigem Schwert!“ — Aimar, nehmt ihm auch seinen Schmerz! riefen die Frauen. „Wohlan! sprach Aimar, aber nur halb. Er soll noch mit einiger Schwermuth erzählen. Ganz vom Schmerze befreit, dauchte ihm sein Unglück vielleicht eine poetische Posse, und wir hörten von ihm einen Schwank.“

Aimar legte ihm seine halbe Hand aufs Herz; und siehe, sie schwoll flugs mit so empfindlichem Brand, dafs Aimar sie mit dem Ausruf: wehe! dein Schmerz ist stark! hastig zurückzog. Aber Brand und Schwulst vergingen alsbald. Gui athmete freier. Er stand verwundert auf; seine Seele hob sich wie aus ängstigem Dunkel im milden Tag; kurz, er kam nun zu sich selbst, und fand sich in seiner träumerischen Geschichte so gut, dafs er sie in ziemlicher Ordnung

erzählte. Er begann sie von der ersten Erblickung Paulinens — so nannte sich die Nichte des Bischofs. Aber wir brauchen sie nur vom Stradone an zu vernehmen.

„Ich sah, sprach Gui von Montpellier, Paulinen mit zwei Frauen vor mir hinwandeln im Baumgange, und mir wollte der Athem vergehn. Ich wollte vorwärts zu ihr hin, regte die Füfse, und konnte nicht fort. So war mir's beim Anblick einer Geliebten auch schon im Wachen; und ich wachte ja jezt auch wirklich, aber ich glaubte, dafs ich träumte. Und mir war in der That träumerisch. Da und dort wankten Menschen; sie merkten wunderbar deutend auf mich, däuchte mir, und ich seufzte tief auf, und rang vorwärts zu kommen, und auf einmahl gelang mir's. Da nannte ich Paulinen nach, und flehte sie, mir jezt nicht so grausam zu seyn, als im Wachen. Sie sah mich betroffen

an, und ihre Begleiterinnen auch. „Träumt Ihr?“ fragte sie mich. „Ja, sprach ich. O siehe, der Traum ist so gütig und läfst mich dich finden; sey du nicht minder gütig!“ — Ich weifs nicht was sie hierauf mir sagte; mir ist als wechselten wir mehr Worte. Dann sprach sie ihren Freundinnen ins Ohr, und ich rief diesen: „O schöne Erscheinungen, seyd mir nicht abhold!“ Pauline gebot mir Schweigen, und sagte mir leise: „Ich denke, unser Traum wird etwas lange dauern. Traumst du bis nach Sonnenuntergang fort, so komm in den Schlofsgarten meines Oheims. Die hintere Thür wird unverschlossen seyn.“ — So unmenschlich muthwillig wollte sie mit meinem Irrwahne Scherz treiben!“

„Es war Abends sechs Uhr, und mein armes Herz hüpfte so freudetrunken, dafs ich davon aufzuwachen fürchtete. Ich dachte gar nicht, wohin. Pauline war verschwun-

den. Ich fürchtete die Menschengestalten, ihre Stimmen, die Bäume die im Winde rauschten, meine eignen Fufstritte; durch alles besorgte ich zu erwachen, und am bängsten machte mich meine Furcht davor. Ich ging ganz sachte seitwärts hin. Drei Maulthiere kamen daher mit Säcken, und drei Kerle, die lachten laut; ein paar Hunde zausten sich knurrend und belfernd um einen Knochen, und Glöckchen bimmten von Klosterthürmen. Ich tuschte allen mit der Hand, dafs sie mich nicht aufweckten, und ging auf den Zehen fort und fort. Ich kam in einen Pfad, der zwischen Gärten hinlief, bis an einen Lorberhain; bis dahin ging ich, ohne zu denken wohin. Ich sah sorgsam nieder auf meinen Pfad und Fufs, und gewahrte die Lorberbäume nicht. Plötzlich stiefs ich mit Nase und Stirn an einen Stamm, und sprang mit Entsetzen zurück. Wie glü-

hende Hämmer schlugen mir alle Pulse; mein Athem stockte; ich ächzte, und glaubte zu erwachen. Da gofs jählings ein Regen herab, Laubfrösche quäckten, und ein Schäfer blies seine Pfeife. Mir platzte etwas im Ohre wie mit grofsem Knall; ich stürzte betäubt zu Boden, und als ich mich wieder besann, glaubte ich mich erwacht. Wehe! rief ich, so bist du dahin, mein süfser Traum, und ich liege nun da auf ödem, hoffnungslosem Lager! — Ich griff um mich, und fühlte nasses Kraut. Ich erschrack, blickte umher, und staunte. Wo war ich? Nicht auf meinem nächtlichen Bett! Im Freien! die Laubfrösche quäckten von neuem und der Schäfer blies darein. War es nicht Traum, worin ich vorhin sie hörte? und wo bin ich? wie kam ich daher? Himmel, da ist der Steig, den ich herwandelte, im Traume! Pfad und Gewächse nafs

vom Regen, der im Traum herabfiel. Ja, gewifs, alles war Traumerscheinung, es ist alles noch Traum! Pauline erwartet mich noch im Garten, nach Sonnenuntergang. — Ich sprang auf, und sah nach der Sonne; sie sank unter dunkelm Gewölk in klaren Abend hinab. Höhen und Bäume glüheten wunderbar. Ich wufste nicht, wie weit ich von des Bischofs Garten war; mir war, als wäre er weit, weit hin. Mir wurde höchst traumerisch. Ich glaubte, ich wäre einmal wachend in den babilonischen Gärten gewesen; sie lagen so hoch hinauf, einer über dem andern, bis hart an des Himmels Decke. Nun dünchte mir, der oberste sey des Bischofs Garten, und Pauline stände da an einer Geifsblattlaube, und leuchtete wie der Mond. Ich rief ängstlich: hinauf! hinauf! und rannte fort. Ich weifs nicht wohin und wie lange ich rannte; aber auf einmal

fand ich mich unfern von einem Hause, woraus Geigen und Pfeifen tönten. Ich sah mich in der Abenddämmerung einer Mauer gegenüber; ein Pfad bog sich weifslich schimmernd zu einer Pforte hin. Ich besann mich plötzlich, fast wie im Wachen. Die Erscheinungen am Lorberhain und die babilonischen Gärten schwanden mir wie träumerische Bilder im Traume; mein vermeinter Traum und mein Verstand darin ordneten sich. Ich erkannte die Mauer des bischöflichen Gartens: Paulinens Pforte winkte mir. Ich verstopfte mir hastig die Ohren vor dem Schall der Geigen und Pfeifen, dafs es mich nicht weckte, und lief leise zur glücklichen Pforte hin.“

„O, edle Frauen und Ritter, was für eine irre Geschichte! und wie unbarmherzig spielte Pauline mit meiner unseligen Zerrüttung!“

„Die Pforte der Mauer war auf. Ich

trat hinein, in einem Citronen-Gang. Ein mattes Licht durchschimmerte ihn, von Lampen, die da und dort in den Zweigen hingen. Ich spähte und lauschte. Da schlofs sich die Pforte hinter mir zu. Ich wandte mich um, und eine schwarzverhüllte Gestalt wankte an der Mauer, und flüsterte: „Traumst du noch?“ Ich glaubte, Pauline wär's, und sprach: „Holde Traumgestalt, verschwinde mir nicht!“ und trat gegen sie hin. Sie verschwand, ich weifs nicht wohin, und eine schneeweise Gestalt floh die Citronen entlang; ich ihr nach, bis in ein hohes, schwach erleuchtetes Laubgewölbe, wo ich sie nicht mehr sah. Da tönte mir's seitwärts: bst! bst! Ich schaute hin, und eine röthliche Gestalt erhob sich von einem Sitz. Sie war unverschleiert; ich erkannte Paulinen, stürzte ihr zu Füfsen und rief: „O bleib! Uebergeliger Traum, lafs mich sterben, ehe du

endest!“ — „Sachte! stehe auf!“ sprach Pauline. Ich sprang empor, und breitete meine Arme nach ihr aus. „Halt! sprach sie zurücktretend; ich stofse mit ewigem Zorn dich zurück, wenn du mir minder ehrfürchtig bist, als im tugendhaftesten Wachen.“

Gui schwieg hier. Fahre fort! sprach Aimar. Ja, nur weiter! Verschweige die Wahrheit nicht! sprachen San Filippo und die andern Ritter, und die Damen machten Miene, als wollten sie sich entfernen. Gui bemerkte es und sprach: „O edle Frauen, bleibet hier! der Fortgang meines Spieles ist so traurig, dafs ich nur fürchte, euch zu langweilen.“ — So erzähl' es munter und rasch! sprach Aimar, und reichte ihm ein grofses Glas Wein. Gui trank und fuhr hierauf fort:

„Ich entsinne mich meiner ganzen Unterhaltung mit Paulinen, und — bitte den

künftigen Schreiber meines oder eures Romans, sie seinen Lesern in ordentlicher dialogischer Form mitzutheilen.“

Ich, der Verfasser dieser Wundergeschichte, eile Gui's Bitte zu erfüllen, um so lieber, da er mich dadurch aus einer Verlegenheit zieht: ich wußte nemlich sein Gespräch mit Paulinen, welches mir am Herzen lag, ihm selbst nicht wohl erzählungsweise in den Mund zu legen. Also — Gui versetzte auf Paulinens obige Worte:

Pauline, nicht mein Körper, nein nur mein Herz streckt diese Arme nach dir aus. Mein Herz glüht dich zu umfangen, und hat keine andere Arme als diese leiblichen hier.

Pauline. Und diese sollen mich nicht berühren! — Gui, sey klug, und denke, wir wären hier im Wachen!

Gui. Im Wachen? — O Geliebteste, versprich mir auf unser nächstes Wachen

eine Zusammenkunft hier, und ich schwöre, dir dabei kaum auf drei Schritte zu nahen. Aber jezt im Traume —

Pauline. Wie im Wachen! oder ich schreie laut auf, und unser ganze Traum zersticbt in die Luft.

Gui. Halt, beim Himmel! — Ach, wie ist das Leben meiner Liebe so hart! Hat es denn gar keine Zeit mich zu beglücken? Im Wachen versagt es mir Alles Glück, und im Traume doch deine Zärtlichkeit.

Pauline. Undankbarer! erkennst du meine Güte nicht? Setz' ich nicht deinethalb, damit du mich hier im Einsamen sprechest, Ehre und guten Namen in Gefahr?

Gui. Aber doch nur im Traume!

Pauline. Und wenn ich sie nun im Traume einbüfste, womit könntest du im Wachen mich schadlos halten?

Gui. (verlegen schweigend, dann lebhaft) Pauline, ich schwiege; kein Wort sollte je unsern Traum verrathen! O, ich beschwöre dich, bedenke doch, wo wir sind! Alles was hier geschieht, verfliegt ja in Nichts, hat für dich gar keine Folgen für's Erwachen; ja, du weifst am Ende gar nichts davon.

Pauline. Elender! könntest du wachend die Augen auf mich schlagen, wenn du schlafend gegen mich gefrevelt hättest?

Gui. (leise für sich) Wehe! warum hab' ich doch so viel Schamhaftigkeit im Schlafe, wie ein zagherziger verliebter Knabe im Wachen?

Pauline. Gui, du bist weise! du bist meiner Liebe werth!

Gui. Leider!

Pauline. Du verhältst dich so vortreflich, dafs mir diese Traumscene recht viel Vergnügen macht.

Gui. Vergnügen? O Grausame! sage du leidest mit mir, und dann will ich glauben, dafs du mich liebst. Leide nur mit mir, dann ist mir's erträglich.

Pauline. Und wenn ich nun mit dir litte, was würdest du beginnen?

Gui. Dich trösten, dir lauter Trost seyn, dich mit lauter Trost umfangen, in süfsestem Trost ganz in dein himmlisches Wesen hinüber sterben.

Pauline. Du verschwärmst dich. Stehe still und sey besonnen! Ist dir's nicht Liebe genug, dafs ich mein Wohlgefallen an dir habe?

Gui. Wohlgefallen, wenn Liebe mein Herz verzehrt; Wohlgefallen, wenn sie mir alle Freuden des Lebens zerknickt, wenn sie meinen Verstand — doch leider! liefs sie mir diesen sogar noch im Traume, um mich zu peinigen!

Pauline. Ich liebe dich; nur verlang'

ich von dir die strengste Zucht, auch im Schlafe.

Gul. (reibt sich sinnig die Stirn, und spricht dann hörbar vor sich hin) Seltsam! Seit wann hat der Traum so viel Ordnung und strenge Sitte gelernt? Ist er etwa seit kürzem dem Origenes durch die Schule gelaufen? — Gott weifs wie es mit mir ist! Aber ich habe Verstand; ich sehe, mir ist etwas Unglückliches begegnet. Ja, Paulinens Antwort auf mein Hoheslied schlug wie ein Wetter in mein Gehirn. Ich glaube gar, ich ward fast verrückt. Ich begreife doch nicht wohl, was seitdem mit mir geschieht. Meine Erinnerung ist gut; wenn ich nur wüfste — Ja, ich weifs nicht eigentlich, habe ich zu viel oder zu wenig Verstand. Gewifs ist es, ich bin im Traume manchmahl zu verständig, ob auch im Wachen, das ist's, was ich nicht begreife. Dauchte mir nicht, ich wäre

einmahl wachend in den babilonischen Garten gewesen? Das war Unsinn! Wollt', ich wäre eben unsinniger als ich bin; aber ich bin erstaunlich besonnen. Wie? ich wollte schwören, ich wachte jezt —

Pauline merkte sorgsam auf Gui's Selbstgespräch, und war für alle Falle bedacht gewesen. Sie hustete bei Gui's letzten Worten. Plötzlich fuhren eine weiſs und eine schwarz verhüllte Gestalt herüber und hinüber durch den Laubenplatz, mit dünnem klaglichen Laut, dem Schrei eines Eisvogels gleich. Gui erschrak, und fragte: was ist das?

Pauline. Traumfiguren!

Gui. Wie? — Also — Pauline, ich sah beim Eingang in den Garten ein paar solche Figuren. Die eine verschwand gleich vorn, die andere hier. Was ist es damit?

Pauline. Lieber Himmel! Im Traum

giebt's wunderbare, alberne Erscheinungen; wer kann sagen, wie's damit ist!

Gui. Mir wurde auch wunderbar; mich wollte dünken, als wär' ich hier im Wachen.

Pauline. So ist es bisweilen. Man träumt, dafs man träumt, und erkennt im Traum, dafs man träumt. Das ist ein verständiger Schlaf, der wenig frommt. Oft aber wird's dem Träumenden so natürlich, als wache er, und sey alles um ihn wache Wirklichkeit; und mancher Tropf erträumt sich Verstand, der ihm mit dem Schlaf wieder entfliegt. Gui, es ist lauter Täuschung. Fantasie und Verstand spielen mit einander, und der leztere zieht den kürzern.

Gui. Das merke ich.

Pauline. Du hast gerade so viel Verstand, zu merken, dafs du keinen hast; nicht wahr?

Gui. Fürwahr, du sprichst wie im witzigsten Wachen.

Pauline. Ganz recht! Und als spielte ich nur Traum mit dir.

Gui. (betroffen) Spieltest du nur Traum mit mir —

Pauline nieste hier. Die schwarze und die weifse Gestalt fuhren wieder herbei, tanzten wild um Gui und Pauline, standen still, verkürzten, verlängerten sich, und flohen hinweg, zirpend wie Fledermause. — Gui's wieder aufsteigende Gedanken, dafs er wache, versanken durch dieses neue Spiel der Gestalten, und, seines Träumens gewifs, ging sein Gemüth wieder in andern Zustand über. Neues Verlangen hob sich in ihm und ein sich belebender Muth. Er verfolgte damit folgende Gedanken, die er, ohne es zu bemerken, zu Paulinen hin vernehmlich sprach.

Gui. Es ist Traum, lauter Traum! Aber warum bin ich so feige darin?

Pauline. (still bei sich) So raisonnirt man auch erst im Traume!

Gui. Pauline droht mir ewigen Zorn, wenn ich die Schranken der Ehrfurcht überspringe. Ewigen Zorn? Ei ja doch! Zorn bis der Traum zerfährt. Und wer hieß sie, mich im Traume hierher bescheiden? Sie selbst! In Wahrheit, sie spielt nur mit mir; ihre träumerische Sprödigkeit treibt mit mir Scherz. Sie versucht nur, ob ich nicht endlich gescheid meines Traumes genießen werde.

Pauline. (still vor sich) Ein verständiger Irrwahn!

Gui. Und beim Himmel! Alles bedacht, ist der Traum nicht mein? Ich liege mit meinem wirklichen Körper auf meinem Bett, und mein Schlaf macht den Traum. Freilich ist er mein! Also auch alles was

er enthält, also auch Pauline. Fürwahr, mein eigner Traum würde mich auslachen, wenn ich nicht nähme, was er mir beut!

Pauline. Ein witziger Unsinn, wie man ihn kaum erdichten könnte!

Gui. Aber Pauline will schreien, wenn ich sie umarme, und meinen Traum aufwecken, und in die Luft sprengen. Ob sie das wirklich thut? und würd' es ihr auch gelingen? Meine Träume sind seither, dünkt mich, sehr taub und zähe. Am Lorberhain knallte mir's fürchterlich im Ohr, als wenn die Welt zerplatzte, und ich wachte doch nicht auf. Und wenn ich hier auch erwachte — das Schlimmste ist, Pauline vergeht mir in den Armen —

Pauline. Und er steht immer geruhig da!

Gui. Verginge mir in den Armen — Ach! das wäre doch fatal! Doch nein! das soll sie nicht! Sie weifs nicht was sie ist,

und wie's sich mit uns in Wahrheit verhält. Ich will's ihr erklären. — (laut zu Paulinen) Versage mir nicht länger mein volles Glück! Fürchte dich nicht! Du bist nicht die Dame von Borghetto und des Bischofs leibhafte Nichte hier in Parma. Diese ruht in ihrer Kammer mit ungefährdeter Ehre. Du bist nur ein Traumgebild, meine Scheingeliebte, mein eignes Geschöpf. Mein Schlaf ist dein Vater, und meine Nacht deine Mutter. Komm in meine Arme!

Pauline. Wahnsinniger! Siehst du nicht meines Oheims Garten und Schloss?

Gui. Alles nichtige Traumerscheinung, alles, so wie du, mein eignes Werk; Erde, Luft und Himmel, alles meine Fantasmata. Ich bin hier ganz in meinem Eigenthum, ein Gott in seiner Welt.

Pauline. Haha! Ein Traumgott! Alberner Mensch, sey bescheiden! Ist alles

um dich nichtiges Traumgebild, so bist du es auch. Du selbst bist dein eignes Geschöpf, dein erträumtes Selbst.

Gui. Gut! Aber bedenke dich wohl! Ich bin mein Hauptgebild, das Fantom meiner Fantome, der Quellpunkt und Bildner aller Erscheinungen umher. Nimm mich fort, und alles was ausser mir erscheint ist mit mir verschwunden.

Pauline. Doch, ich fühle, ich werde auch ohne dich hier seyn, mit allem umher, so wie dir's erscheint.

Gui. Du weifst nicht, was du sagst! doch, nicht zum Raisonniren bildete dich mein Traum; drum wohlan! —

Pauline. Halt! noch ein Wort! Sage mir doch, wenn ich dein eignes Geschöpf bin, warum machtest du mich so spröde gegen dich?

Gui. Warum? — Fürwahr, ich weifs es. Du solltest mich reizen, zu höherm

Genuss. Widerstand erweckt Gefühl; ich sollte Gefühl bekommen. Das ist so vernünftig! Mein Traum kannte meinen Geschmack. Aber jezt ist es genug; sey nun zärtlich. Ich könnte tolles Spiel mit dir machen, und lachen und lärmen, und ganz Parma auf die Beine bringen; aber ich bin vernünftig, und achte dich auch als mein geliebtes Fantom, und beschwöre dich, schrei mir nicht meinen Traum vor den süssesten Momenten auseinander.

Gui sprang hier mit ausgespannten Armen rasch auf Paulinen zu; aber Pauline sprang noch rascher zurück, und rief: He! he! Da schossen die beiden Gestalten wieder herzu mit Gekliff und Geklaff, wie die Hunde des luftigen Nachtjägers. Gui — Doch, hier falle seine eigne Erzählung wieder ein!

„Ich kann nicht wohl sagen, wie mir ward — fuhr Gui von Montpellier zu er-

zählen fort — aber die lebhaftere Einsicht meines vermeinten Traums und mein entschlofsneres Herz waren auf einmahl dahin. Die beiden Gestalten klifften und klafften, daher und dorther zuckend, mich entsetzlich an. Ihre erstern Erscheinungen machten mir keine Angst; jezt durchschauerte mich Graus. Ich floh hin und her in dem Laubenplatz, und traf keinen Ausweg, und die Gespenster fuhren immerfort kliffend und klaffend um mich her, bald klein, bald grofs. Mir fiel nicht mehr ein, dafs sie Geschöpfe meines Traums und wesenlose Fantome wären, was sie freilich in der That auch nicht waren; denn es waren, wie Ihr wohl denken könnt, Paulinens zwei Freundinnen, vermummt und auf ihr Spiel abgerichtet. Ich bebte in dummer, erbärmlicher Angst, und dachte gar nicht ans Erwachen, bis die Gespenster endlich verschwanden, und Pau-

line also zu mir sprach: „Gui, du bist des verlangten Glücks noch nicht werth. Geh izt; und siehst du mich irgendwo wieder, im Traum oder wachend, die ersten vier Wochen lang, und wagst es, mich mit Einem Finger zu berühren, selbst wenn ich dich zur Umarmung auffodelte, so schwör' ich dir ewigen, unauslöschlichen Hafs. Hältst du dich aber vier Wochen lang ferne von mir, im Wachen und Traum, so verspreche ich dir meine Huld." — So sprach sie; und hiefs diefs nicht, mir ihre Huld auf immer versagen? Aber daran dachte ich nicht. Pauline befahl mir zu gehen, und ich ging vor ihr hin, still und dämisch wie ein Schaf, den Citronengang hinab und zum Garten hinaus. *) Vielleicht kosteten mir meine

*) Der Verfasser dieser Geschichte hat hier einen sehr wichtigen Gedächtnifsfehler begangen.

Traumscenen mit Paulinen zu viel Lebensgeist (denn ich dachte und sprach alles was der Verfasser dieser Geschichte mir oben in den Sinn und Mund legte) und ich war nun daran zu verarmt. Doch erinnerte ich mich alles Geschehenen und Paulinens Erklärung; sie däuchte mir tröstlich. Ich beschlofs ihrem Gebot zu gehorchen und ging fort. Ich fand mich hin ins Gartenhaus meines Vetters. Mein Weg dahin war ganz still und menschenleer; es mufste schon spät seyn. Ich fühlte mich sehr matt und müde, und legte mich schlafen. Ach! da war es gethan um mich! Kaum war ich eingeschlafen, so träumte mir wirklich, ich sähe Paulinen im obersten babilonischen Garten, an einem Myr-

---

Er sagte oben, dafs die Gartenpforte nach Gui's Eintritt verschlossen wurde; wer schlofs sie ihm nun zum Hinausgehen auf, da Pauline nicht vor, sondern hinter ihm herging?

tengebliſch. Sie winkte mir lächelnd, und ich gedachte nicht an ihr Gebot, lief auf ſie zu, ſchloſs ſie inbrünſtig in meine Arme, und erwachte! Wehe! nun fiel ihr Gebot mir ein, ganz ein; es war übertreten, im Traume, und ihr ewiger, unauslöschlicher Haſs mein Theil. Unendlicher Schmerz durchſtach meine Seele mit glühenden Dolchen, und ſtürzte mich, ganz zerrüttet, in ſtummen und ſtarren Wahnſinn. So fandet Ihr mich, und Ihr habt mich vom Wahnſinn befreit, und auch meinen Schmerz gelindert; aber ach! es glüht und nagt mir doch noch ſchmerzlich in der Brust. Pauline ſcherzte ſo unerhört grauſam mit meinem Unglück!“

Gui warf ſich mit dieſen Worten traurig in den Stuhl zurück. „Bei aller Fantaſie und Verliebtheit! ſprach Aimar zur Geſellſchaft, was haltet Ihr von dieſer Geſchichte?“ — Dem armen Gui ward zu

übel mitgespielt; sonst wäre sie artig genug!“ erwiederte San Filippo. „Albert! toll!“ murmelten zwei Ritter. „Paulin verfuhr ganz unverantwortlich!“ sagte eine der Frauen, und eine andere: „Man sollte kaum glauben, dafs alles so geschehen wäre!“ — Ein paar Ritter und Frauen wandten sich hier um, und ich glaube gar sie lachten. Aber Aimar erhob seine Stimme und sprach:

„Gui, es ist eine schöne Sache um den verliebten und poetischen Brennstoff; aber du warst damit, scheint es, etwas zu sehr überladen, und das ist ein gefährlicher Zustand. Zuviel ausgehauchtes Feuer fährt von der Welt da draufsen leicht auf unsern Kopf zurück und verbrennt ihn. Du hattest schon von Natur, auch für einen guten Dichter, etwas zu viel hohen Wahnsinnes. Ich hoffe, meine Wunderhand hat dir diesen zum Vortheil der Kunst hinrei-

abend geschmälert; wo nicht, so bleibst du ein poetischer Fantast, und wirst am Ende noch ein mystischer Frömmling. Doch, da siehe du selber zu! Was Paulinen betrift — Fürwahr, ihr Scherz mit deiner Verrücktheit war höchst gefühllos und bösartig, und sie verdiente den Zorn aller Poesie und Liebe, wenn du sie wahrhaft, von Herzen aus, geliebt hättest. Aber, Gui, du warst, dünkt mich, nur von ihren Reizen entflammt, und hattest also keinen Anspruch auf ihr Herz, wenn sie eins gehabt hätte. Verliebtheit dieser Art ist ein lockeres, werthloses Ding. Vielleicht scheint dir's nach deinem Unglück, in der schmerzlichen Mattigkeit deines Herzens, als hättest du Paulinen wahrhaftig geliebt; aber dafs dem nicht so ist, sollst du, hoffe ich, gleich selbst sehen.«

Aimar legte hiermit seine Rechte noch einmahl an Gui's Herz, und sie schwoll

glühend, doch minder als das erstemahl an. Gni schöpfte grofsen Athem, sprang leicht vom Stuhle auf, blickte munter, doch etwas verschämt, auf die Gesellschaft, und entfernte sich nach den Worten: „In Wahrheit, mir ist als erkennt' ich die Sache, mit nüchternem Sinn. Pauline hat ein sehr reizendes Ich weifs nicht was, und ich mufs Parma auf der Stelle verlassen, dafs es nicht wieder mich zur Tollheit entflammt. Lebt wohl!"

Drittes Kapitel.

Inspiration über Aimar und Lucine.

Gui von Montpellier machte sich von San Filippo's Wohnung gleich auf den Weg nach Frankreich. Aimars Wunderkur erstreckte sich auch auf den Körper des Poeten. Mit Erstaunen sahn die Parmeser durch die Stadt ihn an; bleich, matt, starren Blicks und verzausten Haares war er daher geschritten: jezt hüpfte er daher mit artig fallendem Lockenhaar, feurigen Augen und röthelnden Wangen. Was weiter mit ihm ward, kann ich nicht sagen.

Aimar und Lucine sind schon in Piacenza. Schon am Tage vor ihrer Ankunft wurde Piacenza von ihrer Heiligkeit, wie sie in Parma sich bewährte, unterrichtet. Sie werden nun aller Orten in Glauben,

wenn auch verschiedenes Geistes aufgenommen. An welchem Tage sie Parma verliefsen, läfst Pater Hilarius unbemerkt; aber folgender Vorfall beschleunigte ihren Abzug von dieser Stadt.

Die Erscheinung der neuen Heilgen und Aimars Rede zogen einem Mönchen in Parma eine Erleuchtung zu. Er war noch jung und ein denkender, empfänglicher Kopf. Das Wesen der Heiligkeit Aimars und Lucinens war ihm nicht sogleich begreiflich; Aimars Erklärung derselben widerstritt der Materie und Form seines bisherigen Denkens, und er fühlte sich Anfangs mächtig gereizt, sie diesen zu Liebe, aller Wirklichkeit zum Trotz, als nichtig zu verwerfen. Er hielt sie für irreligiös, weil er sie nicht faſste; ja, ihm fiel ein, der Himmel könne sich einmahl eher in einem Wunder, als er in seinen gewohnten Begriffen geirrt haben. Aber ein sich

ihm aufdringendes, noch ungedachtes Etwas hielt ihn von lautem Eifer zurück, und er stritt mit sich darüber in peinlicher Verwirrung. Plötzlich schossen ihm neue Vorstellungen, wie Licht aus dem Chaos, auf; seine alten Begriffe sanken beschämt hinab, und er stieg mit Geistesentzücken in eine leuchtende Theorie empor. Er glaubte sich inspirirt und berufen, das Wesen der neuen Heiligen für die Welt und sie selbst in höchster und schönster Wahrheit zu bestimmen und zu entwickeln. Dieses schnelle Licht von oben kam ihm auf einem Gang im Stradone, und da dort eben ein Haufen Volkes ging, so konnte er nicht umhin, zu diesem in frischer Begeisterung über Aimar und Lucinen auszubrechen. Meine Urschrift enthält nur eine Stelle seiner Rede, die ich hier wörtlich mittheile.

„Nein," sprach der erleuchtete Mönch,

„nicht die Menschen klären den Himmel auf, wie einige Ueberkluge wollen, sondern der Himmel die Menschen. Jedes neue Licht kommt, so wie jezt auf mich, von oben herab; und hiernach sage ich euch, Aimar und Lucine sind die Heiligen der geistigen Sinnlichkeit. Ach! die menschliche Natur seufzte lange, wie Enceladus unter dem Berge Aetna; altheiliger Wahnglaube lastete auf ihr, und plumpe gemeine Sittlichkeit; sündhaft wurden ihre schönsten Anlagen gescholten, und die göttliche Harmonie ihrer Allheit durch alberne, dünkelvolle Regeln zerrissen. Aber alles hat seine Zeit, wo es steht und fällt, Wörter und Filosofeen, Religionen und Irrthümer, Moden und Staaten. O Freunde, kaum seh' ich vor lauter Sonne den Tag! Aber ich sage euch, die Zeiten erheben sich, und die menschliche Natur wird mit Stumpf und Stiel ge-

heilig?! Und schon die Vorzeit stellt uns strahlende Muster der Vollendung auf. Schwelgte nicht David in hoher Poesie und sinnlichem Genuſs, und Salomo, sein Sohn, das Urbild aller Weisheit, mit wollüstigster Religion? Eine neue Ansicht geht über das Weltall auf; schon seh' ich es rings in heilig-sinnlicher Dämmerung. Doch, um euch deutlich zu reden —! Der Himmel ersah, daſs es Zeit sey, die menschliche Natur in Geist und Sinnlichkeit frei zu lassen, um sie in ganzer lebendiger Fülle harmonisch darzustellen. Dies herrliche Kunstwerk fodert Poesie, die mit bildungsseliger Lüsternheit alles Menschliche sammt allen Religionen verschlingt. Darum verkünde ich laut, Aithai und Lucine verstehen sich selbst und ihre Sendung noch nicht recht; sie greifen nicht hoch und nicht tief genug. Das Unheilige zu heiligen, das Geistige zu versinnlichen,

das Sinnliche zu vergeistigen, und im Mittelpunkt der Liebe eine Religion zu pflanzen, die mit heilig-üppigem Wuchs die ganze Menschheit und das Unendliche überschatte, das wäre, ich fühl's in allumfassendem Gefühl, ihr zeitgemäfser Beruf.“

Den unerleuchteten Parmesern schien die Rede sehr kauderwelsch. Einige meinten jedoch, die eigentliche Sache zu wittern; es waren Menschen von scharfer sinnlicher Spürkraft. Vielleicht entfiel auch dem Redner mancher noch sinnlich-klärerer Ausdruck als im obigen. Genug, sie glaubten die Sache ihrer groben Natur gemäfs nehmen zu dürfen, und sahen demnach in Aimar und Lucinen die Schutzheiligen der Giochi amorosi. Dieses Glaubens sehr froh, gingen sie, die Heiligen damit zu verehren. Einer dieser Parmeser harangirte sie sehr naiv; aber Aimar liefs

ihn mit seinen Gesellen sehr unfreundlich ab, und ging von San Filippo begleitet, von dannen gen Piacenza.

Viertes Kapitel.

Betta und Eudoxus.

Unsre Heiligen sind mit San Filippo, der ihnen mit besondrer Anmuthung zugethan ist, im Schlofs des Marchese von Piacenza abgetreten. Sie wurden von diesem mit einem gewissen Humor empfangen, in welchem Höflichkeit und Ironie schattierten. Der Marchese lebte im Wittwerstande, war ein feiner Weltmann seiner Zeit, und hatte zwar keinen dichterischen, aber doch verständigen und aufgeweckten Sinn. Aimar und Lucine schienen ihm ein artiges Heiligenpaar, und er beklagte, dafs sein Herz ihrer Wunderhand nicht bedürfe.

Der, durch die Rede des inspirirten Mönchs erweckte ärgerliche Mifsverstand

der Parmeser hatte Aimar bewogen, den Piacenzern, bei seinem Einzug kurz und bestimmt zu erklären, dafs er mit Lucinen erscheine, die Schmerzen und den Wahnsinn unglücklicher Liebe zu heilen; und Piacenza war nicht ohne unglückliche Liebe. Unter einer Anzahl glücklich Verliebter rangen zwei Herzen mit Qual und Verzweiflung.

Aimar und Lucine erstanden kaum von einem Mittagsschlummer (sie waren gegen Mittag in Piacenza angelangt), als ihre Geschäfte den Anfang nahmen. Ein Mädchen, Namens Agnola, ersuchte sie um huldreiches Gehör. Sie wurde sogleich vorgelassen, und begann, nach einer tiefen Verbeugung, zu den Heiligen wie folgt:

„Mit Freuden glaube ich an Euch, o wunderthätige Heilige! obgleich ich, dem Himmel sey Dank! nicht komme, Eure Hülfe für mich selbst zu suchen. Nur

Mitleid führet mich her zu Euch. Ich habe eine Schwester, und diese leidet, und sie leidet gefährlich: denn sie schämt sich ihrer Schmerzen, kann sie nicht heilen, und verschmäht doch andere Hülfe. Auch ich sollte mich wohl schämen, von ihrem Leid zu sprechen; denn ich bin noch jung, ein unerfahrnes Mädchen: ich liebte noch nicht, obgleich schon Braut, und in kurzem vermählt. Aber es gilt meiner Schwester Rettung, und ich will zu Euch reden mit harmlosem Vertrauen. Euch wird, als Heiligen der Liebe, diese in all ihrer Art wohl bekannt seyn. Ihr werdet daher Euch selbst besser denken können, was ich nicht wohl zu sagen weiss."

„Wir sind, meine Schwester und ich, die Töchter eines Juwelenhändlers, der im Morgenlande viel Reichthum erwarb. Schätze verdeckten unsern Stand, gaben uns edle Erziehung, und öffneten uns Schlös-

set sind die glänzendsten Gesellschaftskreise. Mehr als hundert der vornehmsten Herren sind unsre Schuldner. Ich bin indessen einem Kaufmanne in Alexandrien verlobt, mit welchem mein Vater über Meer daher schifft. Schon mancher warb auch um meiner Schwester Hand, aber sie hielt sie bis heute zurück. Sie liebte seit langerm einen schönen Fremdling, einen kaiserlichen Abgesandten aus Konstantinopel. O unglückliche Wahl der Liebe! warum fallt sie auf Personen, die nicht für ihr Glück geschaffen sind!“

„Vielleicht sah't Ihr ihn schon, den schönen Griechen. Er lebt seit vier Wochen in unsrer Stadt, und lagert hier in des Marchese Schloss. Vor einem Jahre kam er zuerst hierher, und reiste dann viel in Welschland herum. Der Marchese wurde sein Freund in Konstantinopel, und schätzet ihn hoch. Eudoxus ist sein

Name. Er ist ein Mann von hohem Geist, von einnehmender Sitte, aber von kaltem Herzen. Ja, kalt ist sein Herz, trotz seiner Schönheit und Anmuth.“

„Er gefiel hier gleich bei seiner ersten Erscheinung aller Welt, insonders den Frauen; er schmeichelte allen mit Artigkeit und schönem Anstand, und auch uns, meiner Schwester und mir. O Betta! — Betta nennt sich meine Schwester. Piacenza findet sie sehr schön. Sie war sanft und still, und nicht eitel; sie verhielt sich in edler Bescheidenheit, und wurde von allen geliebt. Schon von Kindheit an, war sie sinnigen Gemüths, und liebte Harfe, Laute und Gesang. War ihr Wesen wirklich so anziehend, als man sagte? Eudoxus erwies ihr die feinste Achtung und Aufmerksamkeit.“

„Zehn Tage lang blieb er hier. Dann reiste er ab, und kam wieder. Er war in

Florenz gewesen. Florenz rühmt sich die schönste Stadt zu seyn. Eudoxus hatte dort Feste verherrlicht, und man trug ihn auf den Händen. Florenz nannte ihn die Blume männlicher Anmuth, und Welschland sagte es nach. Viel Frauen Piacenza's bethörten sich für ihn. Eudoxus betrug sich gegen alle wie zuvor, mit schöner, zuvorkommender Artigkeit. Aber ach! ihm entfiel ein unglückliches Wort an meine Schwester. Es geschah an einem Abend, hier auf diesem Schloss. Betta spielte die Laute und sang. Sie sang und spielte schöner und beseelter als je; so fand man es, und ich weiss nicht ob's wirklich so war. Da trat Eudoxus an sie hin, und sprach: „Wenn Ihr mit Liebe singt, schöne Betta, welches Herz könnte Euch widerstehen!“ Betta erröthete, und ward ganz verwirrt.“

„O, Ihr Heiligen, wie stahl sich Eu-

doxus in Betta's Herz? denn von dem Abend an liebte sie den Griechen. Zwar bemerkte ich's nicht, sie sagte mir nichts; aber nachher ward es mir klar. Von dem Abend an veränderte sich ihr Wesen; sie wurde sinniger und lustiger, aber ihre Lustigkeit war kurz und ungewifs; sie fiel immer und auf einmahl in Schwermuth zurück, und weinte im Einsamen. Wie kam ihr auf einmahl diese Liebe? Noch niemals war sie verliebt; sie schien gar nicht von so reizbarer Natur, wie andre Mädchen. Sie schien sonst gleichgültig gegen das andre Geschlecht."

„Was soll ich Euch alles sagen? Eudoxus verliefs Piacenza, und blieb viel Monde lang fern, und Betta wollte sich seiner entschlagen; denn sie nannte ihn nie, sprach nie über ihn, und hatte, wenn Andre über ihn sprachen, — und dieses geschah sehr oft, — das Ansehn, als kennte

sie ihn kaum. Noch immer dachte ich nicht, dafs sie ihn liebte; erst nachher ward mir dies alles klar. Betta wollte ihr Herz bezwingen, und schwieg; besser vielleicht, sie hätte geredet! Verfehlt denn das Herz so leicht das Bessere in der Liebe? Betta glaubte wohl schon gewonnen zu haben, als sie alles verlor. Eudoxus kam von neuem nach Piacenza.“

„Sagt, Ihr Heiligen, was alles erweckt die Liebe, und was nähret sie geheim? Wie dringt sie in einige Herzen so tief, wenn sie andre kaum obenhin berührt? Wie hängt sie sich Einigen, einmahl empfunden, wie in das Wesen der Seele, unaustilgbar ein? Ich sagte Euch, Betta war sinnigen Gemüths; sind solche Gemüther der Liebe, wenn sie sie einnimmt, tiefer empfänglich? Was gewann und fesselte Betta's Herz? War's die schöne Gestalt des Eudoxus, und die Anmuth seines Beneh-

mens? Oder der besondre Beifall und Ruhm, der ihm überall zuflog? Hatt' es auch einen geheimen Reiz, dafs er ein Fremdling, ein Grieche, von einem Kaiserhof war? Entsteht die Liebe nur in Hoffnung auf Gegenliebe, oder auch ohne diese? Ich begreife das alles nicht."

„Acht Monde hatten Betta's Liebe nicht getilgt; sie entschlummerte höchstens, und erwachte durch die Wiederkunft, des Geliebten mit stärkerer Kraft. Betta wurde lebhaft, fantastisch; ich glaube gar, ihr war manchmal, als wäre Eudoxus ihrenthalb wiedergekehrt. Er war in Rom und Neapel gewesen, und seine männliche Anmuth, sprachen manche Frauen, hatte sich noch erhöht. Ich kann nicht sagen, woran sie dieses fanden; mir war, als gefiel er sich höher als sonst, in all seinem Thun. Seine Freundlichkeit schien mir leise in Gnade zu schillern, und Betta, glaube ich,

fühlte das auch sehr bald. Ach! ihr Herz schwebte in zartem Verlangen, dürstete nach Einem Ton aus des Geliebten Herzen, und er sagte ihr Artigkeiten, von Empfindung leer. Ihr wurde stets weher und weher nach seinem Anblick und Gespräch, bis er ihr endlich gar nicht mehr sprach und sie geflissentlich vermied. Hatte er Betta's ernstliche Liebe erkannt? Ich glaube es: er hatte ihr Herz und Gemüth nun wohl ganz durchschaut, und wollte ihre Leidenschaft nicht leichtsinnig nähren und mifsbrauchen. Wenn dem so ist, so war er nicht schlechter Sinnesart. Aber arme Betta! es war für sie zu spät. Liebe hatte ihre ganze Seele durchdrungen, und sah sich nun allein, an sich selbst verlassen, ohne Gegenliebe, ohne Hoffnung darauf; sie sah sich erkannt und verworfen. Betta sah ihre Thorheit, sah sie vergrössert, übertrieb sie, wie sich zur Strafe,

zehnfach in ihrem Gefühl, und litt nur desto heftiger. Wächst denn der Liebe Schmerz sogar mit dem Verstande? — Betta schalt bald den Eudoxus den unwürdigsten Mann auf Erden, und erkannte dann weinend, dafs er doch nicht unwürdig gehandelt. Sie klagte sich selber an, und beschlofs, ihrem Herzen mit stolzer Gewalt zu trotzen. Sie schämte sich ihrer Leidenschaft. Eudoxus sollte sehen, dafs sie nicht schwach sey. Unerwiedert, sollte ihre Liebe sogleich entflohen seyn. Dieses zu zeigen, schien sie sich selber schuldig; ihre Empfindung foderte schlechthin diese Genugthuung. Eudoxus sollte sehn, dafs sie ihn nicht mehr liebe. Dieser Entschlufs ermunterte sie; sie war nie so lebhaft als in diesem Entschlufs. „Nicht Rache soll dieses seyn, sprach sie; nein, nicht Rache!“ und sie war unsanft und bitter, indem sie dieses sprach. Sie hatte

sich jest mir entdeckt; aber ach! ich wuſste ihr wenig Rath. Mein Herz hatte nie ein solches Uebel erfahren, und mir bangte um Betta.“

„Hier in diesem Schlosse war's, wo Betta ihrer Empfindung genugthun wollte. Der Marchese lud uns, mich und Betta, zu einem Abendfest ein. Es war eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen da. Betta scherzte und lachte beim Mahle; nie schien sie so lebhaft und witzig. Man wunderte sich ihrer, ihres stillern Wesens gewohnt; aber Eudoxus vermied alle sichtbare Acht auf sie. Sie wurde bis zum Muthwillen gelaunt, glühte, geberdete sich fast heftig, und schien sich selbst nicht zu kennen. Plötzlich ertönte, gegen das Ende des Mahls, eine sanfte Musik. Man hörte nicht wohl, woher sie scholl; sie schien bald über dem Saal zu schweben, bald sich fernhin zu verlieren. So hatte es

Eudoxus veranstaltet. Die Musik ertönte so lieblich und wunderbar, dafs die ganze Gesellschaft wie bezaubert safs. Ich selbst staunte gedankenlos. Aber o Himmel! auf einmahl war der Zauber zerstört. Betta stürzte ohnmächtig vom Stuhl. Alle sprangen erschrocken auf; Eudoxus rief, und die Musik verstummte. Ich lag jammernd über meiner Schwester. Man hob sie in einen Lehnsessel. Eudoxus nahte ihr nicht. Sie erhohlte sich, und verlangte nach Hause. Fort! fort! weiter sprach sie kein Wort. Ich ahnete ihren Zustand und zitterte. Der Marchese befahl eine Sänfte herbei. Zwei Frauen wollten sie mit mir begleiten, aber Betta winkte ihnen zu bleiben; sie wollte mit mir allein seyn.“

„Wir kamen heim. Ich führte Betta in ihre Ottomane. Sie blieb eine Weile stumm; dann sprach sie in mattem ruhigen Ton: „Es thut mir leid, dafs es so

geschah; aber es ist geschehn. Es ist nun gut.“ Sie schwieg: drauf sprach sie weiter: „Schwester, traue dem Herzen nicht! Das Herz ist schwach — Doch nein, nein! mein Herz ist nicht schwach.“ Sie richtete sich auf, und fuhr fort: „Ich schäme mich meiner Liebe nicht! Ich liebte von Herzen, ich liebte lauter, und sehr — und bin ich unglücklich, was schadet's? — Es schadet dem Eudoxus nicht! Eudoxus! — Nein, unser Herz lenkt doch nicht diese Welt!“ — Ich schlofs sie weinend in meine Arme. Sie weinte nicht, sie sah mich an, und sprach lächelnd: „Weine nicht! Sahst du doch wohl, er achtete nicht auf mich, er nahte mir nicht, that nichts, sagte mir nichts! O, Eudoxus ist wohl ruhig und recht glücklich!“ — Betta fuhr hier zurück, sie schauerte wie von jähem Frost. O Betta! rief ich, tröste dich, beruhige dich! Sie lag ruhig da, und sprach

dann in erhöhtem Ton: „Eudoxus ist doch unglücklicher als ich! Ich verlor was ich nicht besafs, ein liebloses Herz; er verliert ein Herz voll Liebe, voll Liebe!“ — Hier füllten sich Betta's Augen mit Thränen, sie weinte still, und schien mir dann eingeschlummert. Aber auf einmahl sprang sie auf, und rief: „Ja, Schwester, nun ist es gut! Ich sage dir, ich werde ihn leicht vergessen. Sey munter! Was ist's denn was mir geschah? Fürwahr, ich denke, nichts Seltenes. Es ist so ganz ordentlich. Ja, ich kann den Eudoxus schon vergessen, von jezt an.“

„Betta wollte zu schlafen scheinen, aber sie wachte die ganze Nacht. Ich ruhte schlaflos in ihrem Zimmer. Am Morgen früh liefs der Marchese nach Betta's Befinden fragen; Eudoxus that es nicht. Diese Achtlosigkeit durchstach Betta's Herz mit neuer tiefer Kränkung; aber sie sagte

nichts. Sie that munter den Tag, aber ihre Farbe wandelte sich bald hochroth, bald todtblafs. Erst ehegestern geschah was ich zuletzt erzählte. Ich fürchte für Betta's Leben. Drum, o Heilige, erschient Ihr mir heute wie Engel zu ihrer Rettung. Eure wunderbare Heilkraft ward hier schon kund, und ich flehte Betta, Eurer Hand zu nahen; aber sie weigerte sch dessen, und sagte kalt, sie sey Eurer Hand gar nicht benöthigt. Sie scheut wohl dieses Schlofs, des Eudoxus halb, und ihr Herz verbeut ihr mit schmerzlichem Stolz, sich fremder Hülfe bedürftig zu erweisen. O Ihr Heiligen, Ihr werdet nun ihr gewaltsames Leid ersehen. Helft voll Mitleid ihrer zerstörenden Qual!"

Aimar hörte den letzten Theil der Erzählung mit lebhafter Bewegung, und war als sie endete schon seines Vornehmens schlüssig. „Kehre, liebes Mädchen, zu

Betta, sprach er, und sage ihr, die Heiligen der Liebe thäten vielleicht mehr für sie, als sie vermuthete. Sie solle sich nur nicht weigern, auf unser Gesuch, welches noch heute geschehn wird, Dich hierher zu begleiten.“ — Agnola eilte in froher Hoffnung hinweg.

Aimar vertraute die vernommene Geschichte dem Marchese und San Filippo, mit dem Verlangen, dem Eudoxus, wenn er käme, nichts zu verrathen. Eudoxus war am Morgen auf eine benachbarte Burg geritten, und wurde in jeder Stunde zurück erwartet. Er hatte sich Betta's Betragen und Ohnmacht an jenem Abendfest wohl erklärt, und mit Vorsatz sich so zurückgehalten; er wollte ihrer Liebe, die er gehoben zu sehn wünschte, eher hart seyn als wohlthun. Er war jedoch etwas beunruhigt, und suchte sich zu zerstreuen. Aimar gedachte sein Herz für Betta's Liebe

zu erweichen, und sah ihm mit Ungeduld entgegen. Gegen Abend erschien Eudoxus. Der Marchese stellte ihn den neuen Heiligen vor, die er durch das Gerücht schon kannte, und Aimar beschied Betta mit ihrer Schwester aufs Schlofs.

O Hoffnung der Liebe, wann erstirbt deine Wurzel! Tausendmahl abgehauen, schossest du immer von neuem hervor, und vergissest das feindliche Beil des Geschicks.

Betta's Herz fühlte durch Aimars Worte sich betroffen; Agnola sprach sie freudig und hoffnungsvoll. „Die Heiligen der Liebe thäten vielleicht mehr für sie, als sie vermuthete" — Doch, Betta verwarf diese Aeufserung. Was ihre Liebe nicht vermochte, sollten die Heiligen thun? Nein, nein! sie stillen nur die Schmerzen der Liebe. — Aber sind Aimars Worte doch nicht bedeutend? Stillung der Schmerzen, diese vermuthet man nicht nur

von den Heiligen, man weifs, dafs sie diese zu geben vermögen. Betta's Seele will empor zur Hoffnung. — Aber wie? Fremde Macht, und nicht ihre Liebe, sollte das Herz des Eudoxus rühren? Nicht dem freien Herzen, sondern vielleicht zwingendem Wunder sollte sie Gegenliebe verdanken? O hinweg mit unnatürlicher Kunst! hinweg mit allem was nicht eignes Herz ist! hinweg mit erzwungner, werthloser, schimpflicher Empfindung! — Aber — könnte des Geliebten Herz sich endlich nicht natürlich, durch blofse Mitwirkung der Heiligen, erwärmen? Oft verwandelt das menschliche Herz sich schnell. Tiefschlummerndes erwacht, von natürlicher Einwirkung geweckt, und findet sich plötzlich im Gefühl. Der Mensch, die Liebe findet auf einmahl sich selbst. — O Liebe! O Betta! — Betta begleitet ihre Schwester ins Schlofs.

Lucine empfangt die Mädchen in einem einsamen Gemach. Betta's Hoffnung entfloh wieder beim Eintritt ins Schloss, und gab sie einer öden Betäubung preis; so steht sie da, mit niedergehaltnem Blick. Lucine sieht sie in verlegnem Mitleid an; sie weiss nicht was Aimar mit dem Eudoxus zu beginnen gedenkt. Betta's Anblick rühret sie tief; sie möchte mit liebevoller Wehmuth sie an ihr Herz drücken, und scheut sich, ihrem Gefühl zu folgen. Ihre Heiligenschaft, ihr Herz und ihre Erwartung verwirren sie. Aber schon tritt Aimar mit Eudoxus herein, und Betta — welche Kraft hält sie aufrecht? Auf Agnola's Schulter gestützt, steht sie da, still und bewegungslos.

Aimar hatte Betta's Geliebten kurz und lebhaft ihre Liebe geschildert, und hoffte hierauf sein Herz durch ihren Anblick ganz zu gewinnen. Des Heiligen feurige Rede

verschloſs ihm den Mund, und leitete ihn bis zu dem Gemach. „Siehe, Eudoxus! sprach Aimar eintretend, empfange das höchste und süſseste Glück dieses Lebens! Nirgend beut die Erde dir Schönheit, Reichthum und Liebe so vereinet wie hier.“

Eudoxus schwieg einen Augenblick überrascht; aber schnell gefaſst und besonnen, versetzte er: „Ja, Betta ist schön, ist reich, ist liebenswürdig; sie verdient des edelsten Mannes Herz, und verdient es ganz. Ich will aufrichtig reden. Ihr seyd Heilige der Liebe: aber Liebe ist nicht der Geist dieser Welt. Eure Sorge geht auf das Herz: aber das Herz ist nicht der Abgott dieser Welt. Es giebt Männer für diese Welt berufen, und diese haben andre Heilige als Ihr seyd. Klugheit, Ehrgeiz, Konvenienz, Gunst der Groſsen, Gewalt im Staate, sind ihre Heiligen, und auch

Reichthum, wenn er jenen dient. Regt sich in ihnen ein Herz, diesen ihren Heiligen zuwider, so unterdrückt es der Kopf. Wir haben Plan und Karakter, und achten schwächlicher Gefühle nicht. Doch bin ich nicht unempfindlich; ich werde gereizt, und genieſse, aber mit Freiheit, und auch mit Gewissen, wenn Ihr wollt. Liebende Unschuld opfre ich nie meiner Lust. Betta ist der wahrsten, treusten Liebe werth, und sie soll belohnt sie mit lautèrem Glück. Mein Beruf, mein Ziel verbeut mir ein solches Glück. Ich wag' es offen, ich betheure es, es thut mir leid; aber ich habe nicht Zeit, so glücklich zu seyn. Mir ruft der Hof und die Macht eines Kaisers."

Eudoxus entfernte sich schnell mit diesen Worten. Betta hörte ihn im Kampfe heftiger Gefühle, und sank, als er ging, ohnmächtig zu Boden. Lucine flog zu ihr hin, schloſs sie in ihre Arme, legte ihr

die Rechte ans Herz, und entzog ihr die Qualen der Liebe, indefs Aimar, von Eifer entbrannt, dem Eudoxus nachrief:

„Fahret denn hin, ihr staatsklugen Sklaven der Welt! Verwerft das Herz, und dienet den Kaisern! Erstickt der Menschlichkeit sanften Odem, und herrscht über Völker! Bauet euch Mausoleen irdischer Scheinehre! drinnen ist Todtengeruch. Kennt ihr des Menschen Beruf? Aussenglück sonder Herz und Liebe, eine geschmückte Leiche ist's! Küsst ihren Schmuck, ihr eitlen Thoren! Das Leben ist für euch todt. Was brüstet ihr euch mit hoher Kraft? Sie schleppt euch kalte Steine zuhauf, und fremde Wandellaune haucht sie euch schmetternd über den Kopf. Ihr keucht bergauf. Seht euch um! Hinter euch wohnt das Glück, im bescheidnen Thale, vor Sturm geschirmt.“

Aimar bemerkte vor Eifer nicht, dass

er in den Wind sprach. Eudoxus hörte kaum seine ersten Worte. Schon sitzt er zu Roſs, wünscht dem Marchese Lebewohl, und spornt von dannen.

Betta ist geheilt. Lucine fühlte deren Weh so lebhaft in der Seele, daſs sie es kaum in der Hand empfand. Sie küſste Betta, indem in ihre Rechte der Schmerz der Liebenden glühend herüberdrang. Betta erhohlte sich alsbald, während Aimar noch dem Eudoxus nachrief. Ruhe füllte ihre Brust; frische Röthe erglühte auf ihren Wangen; um ihre Seele ging neue Klarheit auf, nur noch sanft von zarter Scham getrübt. Sie kniete mit ihrer froh-erstaunten Schwester vor der Heiligen hin, als Aimars Eifer eben verstummte. Lucine hob sie liebreich an ihre Brust, und sprach: „O Betta, wenn neue Liebe dein Gefühl erhöht, so finde ein Glück, deines Herzens werth!“

Fünftes Kapitel.

Vertheidigung des Eudoxus.

Betta und Agnola verweilen noch bei der Heiligen. Lucine unterrichtet sich über den Zustand der Genesenen, indefs Aimar mit dem Marchese und San Filippo den Abend an der Tafel unter vielem Gespräch verbringt. Gern nähme ich an der Unterhaltung der Ersteren Theil; aber mein Original nöthigt mich, der Gesellschaft der Männer beizuwohnen. Doch nicht lange will ich ihrem Gespräche zuhören.

Aimars Unmuth über den Eudoxus war durch obigen Ausbruch noch nicht erschöpft; er ergofs sich noch gegen den Marchese, jedoch etwas gemildert. Der Marchese hörte ihn lächelnd an, und sprach, als er schwieg: „Ihr redet recht wohl

und mit Ernst. Aber sagt mir doch, Ihr gedachtet meinen Freund Eudoxus hier glücklich zu machen und ihm eine Frau zu geben, und ich glaubte, Ihr kämt nur, die Schmerzen unglücklicher Liebe zu stillen. Euer Amt erstreckt sich also noch weiter?"

Aimar versetzte nach einigem Schweigen: „Marchese, fürwahr, alles bedacht, ich überschritt mein Amt. (Lebhaft) O ihr Herrn! brauch' ich denn Verstand, so ganz auf mich erpichten Verstand, der wie eine Sommerfliege mir immer ins aufwallende Herz sticht? — Ja, ich fehlte; mein Gefühl überlief meinen Bedacht. Mich verlangte, auch einmahl glücklich zu machen."

San Filippo. Aimar, beim Himmel, auch in diesem Gefühl ehr' ich Euch als Heiligen der Liebe. Laßt mich Euch umarmen!

Aimar. (ihn umarmend) Freund, eile, deine Geliebte zu beglücken! Das Leben ist kurz. Ich soll nur der Liebe Unglück mindern.

Der Marchese. Mich freut nur, dafs Ihr selbst dabei nicht unglücklich seyd. Lucine ist eine sehr schöne und liebenswürdige Heilige, und sie liebt Euch ohne Zweifel ganz nach Eurem Herzen.

Aimar. Marchese, ohne ein dichterisches Gemüth ist Liebe höchstens reizende Prose, welche Gefahr läuft ihren Reiz zu verlieren. Ich weifs nicht, wie sehr ihr Herren mein Glück mit Lucinen empfindet. Eudoxus schätzt andere Heilige als uns.

Marchese. A propos, es thut mir fast leid um Eudoxus. Ihr verfuhrt, dünkt mich, etwas zu poetisch mit ihm.

Aimar. Das heifst, ich nahm ihn nicht prosaisch genug.

Marchese. Die Welt nennt ihn einen hübschen, honetten und angenehmen Mann, und ich denke, er wird noch ein gröfser Mann.

Aimar. Ein grofser Herr! leicht möglich.

Marchese. Ihr denkt in Wahrheit poetisch. Aber die Welt ist so wie sie ist, in Pausch und Bogen prosaisch, wenn Ihr wollt; und sollten ihr darum nicht gescheidte prosaische Männer zukommen, die sie in ihrer Art doch so leidlich regierten? Und ich denke, es giebt manchen Kopf, der, obgleich nicht poetisch, doch ganz klug, gewandt und thätig ist, und festen männlichen Willen und Karakter hat. So einer scheint mir Eudoxus. Er schien in Welschland nur seinem Vergnügen zu leben, und hat doch dem Kaiser manchen politischen Dienst mit Geschick besorgt. Und ist er darum, dafs er Betta's Lieb

nicht mit seiner Hand vergalt, mit besonderem Fug zu tadeln? Eine Verbindung mit Betta lag nicht auf dem Wege zu seinem vorgesteckten Ziel. Und verhielt er sich gegen sie nicht, wenn auch nicht zärtlich, doch edel genug? Soll ein Mann wie Er jedem Mädchen, dem es beikömmt ihn zu lieben, seinen Lebensplan, seine Welt, seinen Karakter und sein Glück zu Füßen werfen, und mit ihrer Liebe entzückt davonschleichen? Ich dächte, es gäbe in der Welt noch mehr zu thun, als zu lieben und zu poesieren.

Aimar. Marchese, habt Ihr nicht Cypernwein? — Mir däucht, ich wäre durch das grofse Weltmeer geschwommen. Ich fürchte, das Meer wird ehester Tage alles Land überschwemmen und das arme Feuer der Erde bis auf den tiefsten Funken auslöschen. Aber — ganz recht! ich besinne mich: wir sprachen vom Eudoxus. Er ist

ein wackerer Mann, und ich that ihm unrecht. Woran liefs ich mir doch beigehen ihn zu messen? Mir ist als möcht' ich die Menschen an meiner Brust halten, und das ist doch thörigt! Ich habe jezt eine Laune, die mich wieder zurecht fuhrt. Der weltliche Verstand steht über das gute menschliche Herz so hoch hinaus, wie der Thurm zu Babel über einen Maulwurfshaufen; wie ein Baum steht er da, die Wurzel in der Erde, den Wipfel am Himmel, und breitet seine Aeste und Zweige über alle Welt; aber er ist ohne Laub, und der Sommer brennt unter ihm. Ich könnte die prosaische Weisheit dieser Welt poesieren. Aber, Marchese, giebt's denn wirklich so viel Glück bei Euch klugen Herrn? Werdet Ihr der Empfindung eures Glückes recht froh? — Ich habe auch meine Art zu empfinden und zu denken, und mir däucht, alles menschliche Glück,

des irdischen Daseyns werth, pflanzt sich nur in der Brust, und Liebe und Poesie sind die Sonne und das Klima, die es zur schönsten Blüthe treiben. Eure prosaische Weisheit, fürcht' ich, kränzt das Leben mit Dornen, höchstens mit kahlem Laub, und entseelt mit ihrem Medusenhaupt alle poetischen Geister auf Erden und im Himmel.

Aimars Gemüth erheiterte sich noch gegen das Ende der Abendtafel. Der Marchese erhob sich ein wenig zu poetischem Sinn, aus Gefälligkeit, oder aus Scherz, oder aus erhöhten Lebensgeistern; denn er leerte mit seinen Gästen mehrere Flaschen Cyperwein. Aimar erklärte zuletzt dem Eudoxus und allen unpoetischen Sterblichen seine Verzeihung, und bedauerte, dafs sie so schwer an dem überwiegenden Stoff dieser Welt, nemlich der Prose, trügen. Uebrigens seyen wahre Poesie und Liebe

ganz freie Geister, die nicht auf jedermann, geheißen oder ungeheißen, herabkämen: wen sie nicht aus eignem Gefallen beseelten, der citire, mit allem Verstand oder Unverstand, sie ewig umsonst.

Sechstes Kapitel.

Betta's Befinden nach dem Verlust ihrer Liebesschmerzen.

Aimar trat, ziemlich spät, mit munterer Laune in Lucinens Schlafgemach, aber diese empfing ihn mit minderer Fröhlichkeit; ihr webte noch ein Leid über Betta um die Seele. Der Zustand, in welchen Betta nach Verschwindung ihrer Liebesschmerzen auf einmahl überging, widerstritt ihrem Herzen, und sie schwebte darüber in irrem Kummer. — Holde Leserinnen, litet Ihr einmahl eine Liebe, deren Schmerzen die Zeit ganz austilgte? Vielleicht tilgte sie sie nicht ganz. Wundert Euch denn mit mir über Betta's Befinden, wie Lucine es schildert.

„Betta meinte, so erzählte Lucine, meine Hand habe ihr mit den Schmerzen

der Liebe auch das Herz entzogen; sie fühlte an dessen Statt eine Leere ohne Weh und Wärme. Die zarte Scham, welche Anfangs ihre Seele sanft umtrübte, löste plötzlich wie Morgennebel sich auf, und sie sprach in einer Munterkeit, die über sich selbst verwundert schien: „Mir ist so leicht, als müfste mich die Luft aufheben. Was für eine unselige Last hielt mich denn niedergepreſst? Ist das Liebe, was ich empfand? — Ich fühle mich selbst nicht mehr, ja, wie eine Flaumfeder fühle ich mich, und meine Gedanken sind wie Luft. Schwester, ich beklage dich; Du hattest Deine Noth mit mir. Und Ihr, Lucine — verzeiht, wenn ich gegen Euch zu achtungslos bin. Ihr nahmt mir mit dem Schmerz die Liebe, und mit der Liebe auch das Gefühl für's Heilige, wie es scheint. Ich danke Euch, danke Euch recht sehr! Aber meine Brust ist nicht mehr

von Ehrfurcht beklommen. In Wahrheit, ich glaube, Ihr nahmt mir mit der Liebe mein Herz. Eudoxus — was hatte ich doch mit ihm? Ein Märchen, meiner albernen Kindheit erzählt! Es gab viel Zauberei und Angst darin, und mir wurde ganz bange. Ich schwör' Euch, oft war mir's, als packte ein Unhold mich an; mir schlug das Herz bis an die Kehle, und der Athem verging mir. Doch, das Märchen ist aus! Ich bin nun verständig, und lache der kindischen Angst." —

„So ergofs sich Betta in schnellen Worten. Staunen und Weh erfüllten mich, und auch Agnola blickte scheu und bange auf Betta. O Betta! rief ich, was ward mit dir? Sprichst du so natürlich? — Sie schwieg, wie etwas betroffen, und fuhr dann fort, mit langsamerer Rede: „Ihr habt meine Seele so leicht gemacht; doch weifs ich wohl was geschah. Mir war

sehr trautig; das machte die Liebe; nun sie fort ist, bin ich, ich weifs nicht wie froh. Aber Ihr könnt es glauben, Ihr liefst mir keinen Schatten von Schmerz. Was soll ich doch sagen? Kein Gedanke, der mich rührte! Die Welt scheint mir lustig, aber leer und luftig wie meine Brust, und bunte Einfälle flattern darin umher. Was ist Liebe? was ist Hafs? Einfälle, Schmetterlinge! Es giebt auch Blumen; sie sind hübsch, aber ohne Duft. Eigentlich ist doch wohl alles albern."

„Agnola warf ihre Arme um Betta und rief ängstlich: Schwester! Schwester! und ich selbst fürchtete Wahnsinn bei ihr. Betta sah mit grofsen Augen auf mich und Agnola, und sprach weiter: „Scheine ich euch denn irre? Lucine, ich dächte, Ihr solltet mich wohl begreifen. Ihr denkt noch an das was ich war; aber das ist ja vorbei, ganz vorbei. Mir ist ganz klar

in der Seele; so war es sonst mir nicht. Immer schwebte mir wie Dämmerung um den Sinn, und ich sank in so leichte Rührung. Schwester, du liebtest noch nicht; aber ich mag nicht von Liebe reden. Ich glaube, ich werde sehr lustig seyn. Wenn ein armer Eudoxus sich in mich verliebte, es machte mir Scherz, und würde ihm zu weh, so schickt' ich ihn Aimars Wunderhand zu. Aber in Ernst! Lucine, Ihr habt mir einen grofsen Dienst gethan. Ihr habt mich wie einen Vogel aus dem Käficht gelassen, und ich weifs nicht, wohin ich vor lauter freiem Raum herumfliege. Ich werde nun wohlgemuth meine Geschäfte thun, muntere Lieder singen, lachen und tanzen — o! ich weifs gar nicht, was alles ich thun werde. Aber ich werde auch heirathen, wenn die Partie ihr annehmliches hat."

Seltsam! sprach hier Aimar mit nach-

denklicher Stirn. Ich glaube, Lucine, Betta fühlte recht; Du entzogst, von Mitleid übernommen, ihr alles Schmerzliche bis auf das Herz, oder das schöne Zartgefühl, in welchem, auch ohne eigentliche Liebe, etwas Schmerzliches bebt, welches edleren Seelen sehr wohl ansteht. Besser, wir lassen etwas sanftes Leid zurück, ungefähr wie die Zeit, dieser langweilige Arzt, wenn es ihm endlich gelingt, Wunden des Herzens zu heilen. Betta fantasiert zu empfindungslos, ob mich gleich ein Gefühl dabei anstreift, als läge im Hintergrund ihrer Seele eine fibrigte, bitterliche Empfindung versteckt; aber vielleicht ist dies Tauschung meines eignen Gefühls. Lucine ist wohl nur jezt, nach plötzlicher Verschwindung ihrer grofsen Schmerzen, so wie sie ist, höchlich alterirt, vor lauter Leichtigkeit wie eine geleerte Schale über ihre Wagestange emporgeschnellt. Die

Hand, die eine Last aufhält, zuckt bei jäher Abreifsung derselben in die Luft. Doch bald wird Betta, hoffe ich, sich selbst und ihren natürlichen Empfindungsstand wiederfinden.

Aimar überliefs sich hierauf mit Lucinen der süfsen Ruhe.

Siebentes Kapitel.

Unreife Seelen.

Unsre Heiligen saßen am andern Tage schon zu Pferde, um weiter zu ziehen, als ein Edelknapp des Marchese, ein Jüngling von siebzehn Jahren, daher rannte, und Wehe über sein Liebchen rief. „Die Treulose! die Grausame! die Unverschämte! rief er, sie scheut sich auch vor Euch Heiligen nicht. Ich wollt's Euch aus Liebe verbergen; aber die Schändliche! ich soll ihr verrätherisches Herz Euch entdecken.“

Der Edelknapp liebte eine hübsche Jungfrau in Piacenza, schwur ihr ewige Liebe, erhielt von ihr einen gleichen Schwur, erst vor drei Wochen, und fand seit acht Tagen sie treulos; ihr Herz hatte sich schnell von ihm ab zu einem Andern ge-

wandt. Er kam eben von ihr her, und hatte sie zum leztenmahl gefleht, ihren Schwur zu halten und ihm hold zu seyn; aber umsonst. Er drohte ihr mit den Heiligen, und sie erklärte, dafs sie nichts so sehr wünsche, als diesen ihre Sache vorzutragen. Dies war es, was der Jüngling voll Zorn und Verzweiflung erzählte. Aimar hiefs ihn sein Liebchen herbeiholhlen, stieg mit Lucinen wieder ab, und ging mit dem Marchese und mit San Filippo, der im Begriff war nach Parma heimzukehren, auf das Schlofs zurück. Der Edelknapp erscheint mit der Angeklagten, und diese verneigt sich vor den Heiligen und spricht:

„Ich komme, Euch die Wahrheit zu bekennen, und bitte Euch, beruhigt mein besorgtes Herz, oder nehmt ihm den Wankelsinn. Ja, ich liebte Federigo (so hiefs der Edelknapp), gelobte ihm Treue,

und that es von Herzen. Ich liebte ihn wirklich über alle Welt, und war über seine Liebe entzückt. Ich dachte dabei an nichts, als ewig so entzückt zu seyn, und mir war, als müſste mich dessen mein Schwur versichern. Bei tausend Heiligen hätt' ich ihm ewige Liebe geschworen, und ich that es bei allen, so viel ihrer im Himmel seyn möchten. Es war an einem schönen Abend in den Weingärten. Der Marchese gab da eine Lustbarkeit, und auf dem Po schwammen Kähne mit Musik. Es ward einem so wohl und weh, und Federigo schien mir ein Engel, von Leib und Seele. Er besuchte mich nun alle Tage, und ich dachte an nichts als an ihn, vierzehn Tage lang. Da kam der Ritter Filibert. Ihr saht ihn wohl nicht. Er haust auf der Burg am Fluſs, und steht nicht in Gunst beim Herrn Marchese; er warf ihn im Turnier dreimahl aus dem

Sattel. Er kam aus Deutschland und Norwegen, mit ganzen Wagen voll kostbarer Kampfpreise, und — dafs ich's Euch kurz sage, Ritter Filibert hat Federigo'n mein Herz entführt, ich weifs nicht wie. Aber er sah mich gleich nach seiner Ankunft, und schwur, ich sey reizender als alle Schönen in Deutschland und Norwegen, und konnte nicht satt werden, mir Preise seiner Tapferkeit zu Füfsen zu werfen. Ich widerstand ihm, und ward unruhig — "

Und treulos, im Umsehen treulos! rief Federigo.

„Ja, ich fühle mein Unrecht, es drückt mir auf die Seele. Ich schwur Federigo'n ewige Liebe, und sie ist mir entschwunden. Ich schelte mich selbst darüber, fürchte den Zorn aller Heiligen, und kann's doch nicht ändern. "

Und, ihr Heiligen, Filibert ist häfslich, er hat ein wildes Bärengesicht!

„Federigo, da versiehst du dich doch an ihm! Er hat ein recht stattliches mannliches Ansehn, und schnippte dich mit Einem Finger in die Luft.“

Ja, ein ungeschlachter Raufbold ist er! und er liebt dich nicht halb so wie ich, er liebt dich gar nicht wie ich, er liebt dich gar nicht!

„Deine Lieb' in Ehren, Federigo! aber Filibert huldigt mir mit der ritterlichsten Tapferkeit; sonst hätt' er dir sicher nicht mein Herz entwandt.“

„Genug! sprach Aimar. Euer Handel ist für mich zu lose und gemein; ihr seyd mir zu kindisch und gehaltlos. Deine Liebe, Federigo, scheint mir nur jugendliche Flamme, ohne tiefen Stoff weder im Herzen noch im Geist. Dich täuscht dein noch unzeitiges Herz in oberflächlichem Feuer, welches um so eher verlodert, je heftiger es aufbrennt. Wahre haltbare Liebe

erheischt eine gereiftere Seele als die deine, Federigo, und auch als die deine, o Mädchen, im Fall deine Seele je reif werden sollte. Denn Vieler Seelen bleiben immer grün, werden nie von edlern Gefühlen, wie von süfsem dauernden Wohlgeschmack, durchwürzt; sie werden wurmstichig, faulen, und fallen ab, ohne Reife und Labsal. Du schwankst in sinnlicher und eitler Bethörung, Mädchen, und wirst nicht verstehn was ich sage. Aber was jetzo dir Lust verbirgt, enthüllt vielleicht dir künftiger Schmerz. Du brachst deinen Schwur; dies war deinem Gemüth natürlich. Dein Schwur war unbesonnen, und du magst seine Zeugen, die Heiligen da oben, zu versöhnen bedacht seyn; ich kann ihren Zorn nicht von dir abwehren. Doch dir, Federigo, will ich die Schmerzen nehmen, wenn sie dir wirklich zu stark seyn sollten.“

Nein! versetzte Federigo; meine Schmerzen sind izt brennender Haſs, und diesen sollt Ihr mir nicht nehmen; ich will ihn mit Rache löschen. Marchese, schlagt mich zum Ritter! Ich will mich zum Löwen kriegen in aller Welt, und Filibert vom Scheitel bis zum Nabel spalten. So räch' ich an ihm auch euern dreimaligen Fall, Marchese.

Achtes Kapitel.

Aimars Gespräch mit seinen Knappen.

Aimar und Lucine machen sich nun auf den Weg nach Mailand, um die Braut des Ritters Kurt von Krötenstein zu besuchen. Unsre Geschichte schwieg bisher von diesem wunderbaren Helden, welchem sie, laut des ersten einleitenden Kapitels, ihre Entstehung verdankt; aber Aimar sprach mehrmals über ihn, und hatte seine Abenteuer bei und in Mailand von ihm selbst vernommen. Doch jetzo kein Wort davon. Genug, Ritter Kurt hatte Aimarn Grufs und Bothschaft an seine Verlobte in Mailand aufgetragen, und Aimar, wie auch Lucine, wünschte ihre Bekanntschaft zu machen. Uebrigens verfolgten sie auf diesem Wege so gut wie auf einem andern ihr Amt.

Sie verliefsen Piacenza mit San Filippo, der nicht umhin konnte, die Heiligen noch ein Streckchen zu begleiten. Erst jenseits des Po empfahl er sich ihnen mit dem feurigen Gelübde, für seine einzige Geliebte zu leben und zu sterben, und eilte gerade fort über Parma nach Modena zu deren Füfsen.

Aimar und Lucine hatten bei ihrem zweiten Austritt aus des Marchese Schlofs noch einen kleinen Aufenthalt gehabt. Einer ihrer Knappen, Agnolo, fehlte bei ihren Rossen. Er hatte das Geschäft, welches seine Herrschaft in das Schlofs zurück rief, dazu benutzt, eine Magd des Marchese, die seinen Beifall erhalten, noch einmahl unter vier Augen zu sprechen. Er sprach mit ihr in einer hinteren Dachkammer, und mufste von da abgerufen werden. Aimar merkte seine Liebhaberei, und beschlofs, mit seinen Knappen ein ernstli-

ches Wort zu reden. Dies geschah auf dem Wege, sobald sie allein waren.

„Agnolo und Biaggio, begann Aimar, es ist wahr, mein wunderbares Schicksal hat, wie es scheint, von selbst mir euch zugeworfen. Aber so gut ihr auch die unpoetischen Dienste besorgt, wie unsre Fahrt auf dieser Welt sie bedarf, so hab' ich euer Wesen doch schon oft mit Unlust wahrgenommen. Da ihr Heiligen der Poeten und Liebenden dient, so solltet ihr, wenn auch der Poesie und Liebe nicht in unserm Sinne empfänglich, euch doch über grobe Gemeinheit erheben, und unsrer Heiligkeit nicht unanständig empfinden und verfahren. Versteht ihr? Ich ermahnte euch gleich Anfangs, euern Sinn zu veredeln. Sprich, Agnolo, hat dein Sinn sich noch gar nicht zu poetischem Gefühl erhoben?"

Agnolo. Poetischem Gefühl? Herr,

die Wahrheit zu sagen, ich verstehe mich nicht aufs Reime machen.

Aimar. Fürwahr, du bist ein fertiger, hausbackner Kopf! Du könntest schon keck über Dichter urtheilen. Was soll ich so von dir in der Liebe erwarten? Biaggio, du lächelst? Fühlst du vielleicht den Geist der Liebe mit poetischerm Sinn? Sprich, was hälst du von der Liebe?

Biaggio. Ach, Herr, davon spricht unser eins nicht fein War eben meines Treibens nicht, und ich bin nun mit Ehren meine vierzig.

Aimar. O du Erdenkloſs von Plattsinnigkeit! So sey denn ferner ein solcher Ehrenmann! Agnolo, was achtest Du von der Liebe?

Agnolo. Ich war, Herr, wie man zu sagen pflegt, just kein Heiliger; und da Ihr und Fräulein Lucine auch verliebt war't und doch Heilige wurdet, und Euch

noch liebt und doch Heilige seyd, so dachte ich —

Aimar rief hier halt! und schien in Schmähungen ausbrechen zu wollen; aber ihn befielen andre Gedanken, und er sprach nach kurzem Schweigen: Wie? seyd ihr Knappen als schneidende Kontraste, als schreiende Gegenfarben uns angehängt? Sind wir eine Tag- und Nachtblume zusammen? Sind wir die menschliche Natur an ihren zwei Enden, dem feinen und dem groben? Doch seyd was ihr wollt, ihr sollt unsre Heiligkeit nicht entehren, oder ich werfe euch wie unwürdige Stücke von unsrer Wundergeschichte hinweg, und nehme ein paar unglückliche Poeten an eure Statt.

Agnolo. Herr, die möchten sich schlecht auf Pferde und Stall verstehen. So viel ich ihrer sah, die liefen zu Fuss.

Aimar. Sahst du nie berittne Poeten,

von hoher Geburt? Aber ich könnte auch ein paar unglückliche Verliebte zu Knappen nehmen.

Agnolo. Sehet Euch vor! Die lassen fünf gerade seyn, druksen vor sich hin, und passen schlecht auf den Dienst.

Aimar. Freilich, weil sie ein poetisches Gemüth hätten. Agnolo, in gemeinen Dingen scheinst du nicht ohne Verstand zu seyn.

Agnolo. O Herr, auch in vornehmen Dingen! Ich habe höhern Sinn für Eure Heiligkeit als Ihr glaubt.

Aimar. Lafs hören!

Agnolo. Eure Heiligkeit führt ein anmuthiges Leben, und hockt nicht in grämischen, hungrigen Löchern, wie andre ihres gleichen.

Aimar. Sie gefällt dir also des Wohllebens halben, welches sie umgiebt?

Agnolo. Ja, aber auch ihres Geruchs

wegen; denn ich glaube, wir, ich und Biaggio, werden durch den Heiligengetuch, in welchem Ihr steht, auch ein wenig angeheiligt, so dafs wir mehr als gemeine Leute sind und gegen Andre vornehm thun können.

Aimar. Denkst du auch so, Biaggio?

Biaggio. O ja, Herr! und Euer Wunder macht uns auch etwas wunderbar. Die Leute sehn uns schon ordentlich drauf an.

Aimar. Bei all eurer Albernheit! so erhebt euch denn, von poetischem Sinn verlassen, in eitlem Wahn über grobe Gemeinheit! Thut vornehm, da ihr so geistlos seyd! Und du, Agnolo, erhebe deine Liebe durch stolzen Dünkel bis zur Verachtung alles Niedrigen.

So sprach Aimar mit seinen Knappen. Und Lucinens Kammerfrau, Helena, verlautet von dieser nie ein Wort? Meine Urschrift läfst sie schweigen; und so sey

sie denn eine stumme Bedienung Lucinens! Ohne Zweifel sprach sie mit dieser oft im besondern; aber der Verfasser dieser Geschichte nimmt keine Kenntnifs davon. Vielleicht war es sein Scherz, eine Person die ganze Geschichte stillschweigend hindurch zu führen. Der Scherz wäre interessant; denn er gäbe den Lesern so viel zu denken als sie wollten.

Aber ich vergafs noch eins. Unsre Heiligen haben die Tracht, worin sie ihrem Gedicht entgingen, *) sich auf immer beigelegt, und sie schon in Piacenza erneuert; ihre alte hatte in der prosaischen Welt zwei Flecken und ein Loch bekommen.

*) S. das lezte Kapitel des ersten Buchs.

Neuntes Kapitel.

Blätter eines unglückseligen Poeten.

An einem Walde unweit Zorlesca liegt eine schöne Meierei, wo Aimar und Lucine sich ein wenig erfrischten. Der Meier war eben daheim, und freute sich, dem Heiligenpaar seine Ehrfurcht zu bezeugen; er kannte sie gleich an ihrem Aeufsern, welches nun schon landkundig war, und bedauerte, dafs sie nicht ein paar Tage eher gekommen wären; da habe bei ihm des Morgens ein Fremder verweilt, der allem Ansehn nach vor Liebe etwas närrisch seyn müfste. Er habe oft heftig geseufzt, irre geblickt, vor sich hin geredet, ein Frühstück verlangt, es ungekostet stehen lassen, und sich hastig entfernt, und ein Häufchen Papiere, die er in der Hand

gehabt, auf dem Tisch zurückgelassen. Der Meier überreichte Aimarn die Papiere. Es waren einzelne Blätter, mit Versen und Prose beschrieben. Aimar nahm sie, und las sie, unter langsamem Fortritt, sich und Lucinen in folgender Ordnung vor.

Erstes Blatt.

Gedanken irren,
Fantasieen schwirren
Wie Gevögel der Nacht,
In Sterngeflimmer,
Durch Erdgewimmer,
Wohin? wohin?
O taumele, Sinn,
In bewufstlose Nacht!

Zweites Blatt.

Gute Geister, was seyd ihr doch? Gute Freunde! Ihr liebt den Glücklichen, thut ihm so traut, geniefst gern mit ihm seiner Freuden. Sein Glück schwindet, und gute Nacht! Ihr verlafst ihn mit vielem Bedauern?

Drittes Blatt.

Ihr Füße, was weilet
Ihr hier umher?
O eilet, eilet
Ueber Land und Meer!
Entragt mich den Schmerzen,
Entfernt mich vom Herzen,
In weiten, öden, stummes Feld
Am Rande der Welt!

Viertes Blatt.

Ihr hohen Lüfte,
Von Gesang durchgellt,
Ihr tiefen Klüfte,
Von Leben durchquellt,
Ihr Todesgrüfte,
Wo Ruhe thront,
Vergessen wohnt —
Was höhnt des Armen
Ihr ohn' Erbarmen?
Verschont, verschont!

Fünftes Blatt.

Ach! wer rettet mich vor schönen Gefühlen? Sie sehen aus wie Engel des Lichts

und zerreifsen mir das Herz! Es war eine Zeit — eine Zeit! da schwebte ich in ihren himmlischen Chören wie ein Gott, und sie feierten mich alle in seliger Harmonie — Giebt's denn keinen Lehm und kein Werg, dafs ich mir rings die Erinnerung verstopfe? Hinaus ins endlose Nichts mit der Vergangenheit! Schöne Gauklerin! es ist nichts! Und doch schiefst und bricht mir's durch tausend Löcher und Spalten in die Erinnerung zurück. Hinaus! Allein, in hohlem gedanken- und bilderlosen Dunkel will ich sitzen und Dumpfheit ausbrüten. In den Himmel mit dir, Vergangenheit!

Sechstes Blatt.

Prangt' einst in Blüthen ein Baum im Mai,
Ei, ei!
Ein Nachtgeist brach ihn mit Sturm und Schnee,
Weh, weh!

Siebentes Blatt.

Vergessen möcht' ich das Leben, und alles erinnert mich dran; ich möchte dem Leben entlaufen, und es begegnet mir überall; ich hasse es, und hänge doch daran; es ist Trug, und ich möcht' ihm doch trauen; es flicht Blumen über den Abgrund, und ich fühle mich doch dahin gelockt. So thörigt bin ich ins Leben verliebt!

Achtes Blatt.

Das Leben ist wohl zweigestalt,
Von vorne heiter, voll Blumen die Hand,
Von hinten finster, voll Dornen die Hand;
So wendet sich's für Jung und Alt.

Nein! das Leben ist die Katze, und der Mensch die Maus; es fängt ihn, und spielt eine Weile mit seiner Angst, bis es ihn todtbeißt.

Neuntes Blatt.

Das Schlimmste dabei ist, dafs es einem eh' man sich's versieht, so heifs, heifs über's Herz läuft. Warum kann ich nicht in kalter Verzweiflung erstarren, zur Salzsäule? Aber mitten in meiner Tollheit springen mir tausend Schleusen in der Brust, und ich schwimme in einer Sündfluth von Jammer.

Zehntes Blatt.

Und dann die süfsen Fieberträume! Wie glühender Honig vom Himmel überströmen sie mich, und schmelzen mich ganz in sich hin. Verschwunden wie Traum ist die Wirklichkeit, und meine Thotheit weint in glückseliger Liebe. O! auch der Tod weint über meine Qual, und mag sie nicht enden. Vergessenheit, Vergessenheit! wo wallst du mit deinen stillen Fluthen,

dafs ich mich hereinstürze in deinen tiefsten Grund?

So weit die Blätter. Ich wünschte diesen Dichter wohl anzutreffen, sprach Aimar; er empfindet zu seinem Unglück sehr stark.

Zehntes Kapitel.

Die Weiber von Pavia.

Schmerzen die nicht gestillt seyn wollen.

Aimar und Lucine waren von Zorlesca aus auf den Weg nach Pavia gerathen. Sie sind schon Cortelona passirt, und Pavia erhebt sich vor ihnen mit hundert Thürmen. Aimar hatte nicht gedacht, über diese Stadt nach Mailand zu gehen; aber Pavia's Anblick überraschte ihn mit einer Laune, die ihn mit hastigem Trabe in diese Stadt hineintrieb.

Pavia war, besage der Geschichte Kurts von Krötenstein, ein kleiner bürgerlicher Freistaat, und hatte in einer Fehde gegen Mailand, seinen republikanischen Rival, ganz kürzlich; insonders durch das Schwert des Ritters Kurt, fast all seine Männer

verloren. Aimar kannte Pavia's Schicksal, und eine Stadt voll trauernder Wittwen und Jungfrauen schien ihm einer schmerzstillenden Hand bedürftig. Aber sollte Lucine allein, da seine Hand nur für Männer war, mehrern Tausenden helfen? Die Arbeit wäre wohl zu lang. Kurz, Pavia's Geschichte setzte Aimars Gemüth auf einmahl in besondere Bewegung: ihn ergriff die Lust, die weiblichen Seelen, so viel dessen empfänglich seyn möchten, durch Geist über ihr Leid zu erheben.

Eine grofse Glocke stürmte dreimahl an, als die Heiligen Pavia nahten. Sie finden die ersten Gassen ganz menschenleer und die Häuser verschlossen. Alles ist stumm. Doch bald ertönt ein Geräusch, ein fernes Getümmel, ein mifshelliges Geschrei. Westlich in der Stadt auf dem grofsen Platz am Dom versammeln sich Pavia's Frauen, jung und alt; sie drängen

sich im Kreis um eine Bühne. Da und dort zur Seite stehn einige Männer, als unthätige Zuschauer. Aimar trabt mit Lucinen dahin, ruft Platz, kommt in den Kreis, und beginnt mit lauter Rede:

„Frauen von Pavia, was ihr auch grade zu ordnen gedenkt, denn Ihr gebietet hier ohne Zweifel nach der Männer Untergang, — höret mich an! Euer Geschick ist traurig, aber grofs; ihr leidet für das Wohl des Ganzen. Ermesset ihr dies? Staaten steigen und sinken, wie Sonn' und Sterne, einige wie Sternschnuppen, und Glück und Unglück wägen auf der Erde in zahllosen Wagen sich auf und nieder. Dies ist das Wohl des Ganzen. Ihr wehklagt, aber Mailand frohlockt. Gönnt auch Andern ihr Glück, und freut euch der allgemeinen Ordnung. Nicht in euer trauerndes Herz, auf die weite Welt schauet hin, und findet in ihrem Besten das eurige; euer Un-

glück ist ihr Bestes. Stärkt euch dieser Trost? Habt ihr Verstand? Erkennt ihr den hohen Geist der Politik? Wohlan! so schwingt euch mit ihm in so erhabne Ansichten der Dinge empor, dafs ihr euch selbst hier unten gar nicht mehr seht. Was geschah euch? Eure Männer wurden erschlagen, sechs tausend, zwölf tausend. Ha! unter dem hohen politischen Geist, der das Beste der Welt aufs genauste, oft im Vortheil Eines Landes, ja Eines Mannes, erspäht, unter diesem fallen hundert Tausende, und Länder veröden, und Seuchen verschlingen die Geschlechter, und Millionen jammern, und er gewahrt es nicht, er hört es nicht! Oder klingt euch dies zu poetisch? Nein, es ist die alltäglichste Geschichte, wovon ich rede, und die prosaische Welt ist ganz voll davon. Was trauert ihr also über eine so gemeine Sache? Doch, ich sehe es, Vieler Blicke

funkeln von starkem Geist. Erliegt jedoch eine von euch den Schmerzen verlafsner Liebe, so nahe sie unsrer heilenden Hand. Ihr erkanntet ohne Zweifel uns gleich. Wir sind Aimar und Lucine.“

Aimar sah recht. Die Augen vieler Frauen funkelten, aber von Ungeduld. Der Anblick des Heiligenpaares zog ihre Neugierde an; aber sie achteten wenig auf Aimars Rede; ihre Seelen hatten, mit andern Dingen gefüllt, keinen Raum dafür. Sie sind voll republikanischen Eifers, und versammelten sich eben zu strenger Entscheidung.

Alle Männer und Jünglinge Pavia's waren im Felde geblieben, bis auf zweihundert und eilf, welche jezt der Gewalt der Frauen gehorchen. Ihrer sind zehntausend und drüber, siebentausend Wittwen und dreitausend und einige mannbare Jungfrauen. Alle, wenige abgerechnet, erlagen

ein paar Tage ihrem besondern Schmerz; aber bald entbrannte dieser in allgemeines Verlangen nach Rache, und dieses läuterte sich zu glühendem Patriotismus. Der Geist, welchen Aimar in den Paveserinnen erwecken wollte, war in ihnen schon durch andre Vorstellungen erwacht. Eine Frau von vielem Starkmuth hatte ihn geweckt, die Wittwe des rühmlich gefallnen Bürgermeisters Basoso. Diese erklärte schon am vierten Tage nach der „mannervertilgenden“ Schlacht Pavia provisorisch zu einer weiblichen Demokratie, und ermahnte die Frauen und Jungfrauen, ihre Herzen für das Heil der Stadt und ihre eigne Ehre emporzurichten. Sie hatte schon von Natur ein Talent zum Reden und Anordnen; aber das gemeinsame Unglück Pavia's erhöhte es zum Bewundern. (Unglück verleiht und erhöht manche Gabe.) Sie durchging die Stadt, und entzündete

durch ihr Reden in Pavia's Frauen einen eifrigen Gemeingeist. „Was klaget ihr? sprach sie. Kein Jammer erweckt unsre Männer; sie fielen auf immer dahin, und liefsen uns die Sorge für das Wohl dieses Staats. Waren eure Gatten und Verlobten euch theuer? So lafst die fruchtlosen Thränen! Rächen wir ihren Tod! Doch wir selbst sind keine Amazonen. Drum auf! nehmen sogleich wir andre Männer! Hohlen wir sie herbei aus aller Welt, arm oder reich, aber stark! Gesund und rüstig seyen sie von Körper. Auf uns ruht jezt die Gewalt. Wir verlosen die Ankömmlinge, lassen sie schwören, unsre verlorne Männer in dem Blute Mailands zu rächen, und ertheilen ihnen mit unsrer Person das Bürgerrecht.“

Eine Leidenschaft schwächt die andere. Das Leid der Paveserinnen über ihre todten Männer verlor sich in die Begierde

nach lebendigen, welche sie rächten; aus Liebe zu den alten verlangten sie neue Männer, die Mailand mit gewäffneter Hand zu Schande machten; und da dieses zugleich das Heil und die Ehre ihres Staates war, so wurde ihre Rachbegierde Patriotismus. Aus Patriotismus entsagten sie zartern Empfindungen. Hierzu kam noch eine besondere Lust, die sie als einstweilige Souveraine Pavia's fühlten; denn sie waren alle wirkliche Theilhaber der Pavesischen Gewalt, und durften auf das öffentliche Wohl ganz nach Belieben dichten und trachten. Diese glückliche Freiheit gab ihnen Geist und Einfälle. Einige schlugen vor, Pavia für eine immerwährende weibliche Republik zu erklären, und die aufzunehmenden Männer für ihren leiblichen Unterhalt zu Krieges- Feld- und Hausdienst, ohne alle Theilnahme an der bürgerlichen Gewalt, zu verpflichten. Ich

weiß nicht, ob dieser Vorschlag genehmigt wurde, und bei einer den Frauen an Leibeskraft überlegnen Männerzahl wohl auszuführen war. Unsre Geschichte eilt zu flüchtig über Pavia hin, und meldet nur, daß die Paveserinnen die zweihundert und eilf Männer, welche der Schlacht lebendig entronnen waren, ihrem Gebot unterwarfen, und für das gemeine Beste sich zwiespaltig stritten, schalten und rauften, bis die Dame Busoso durch ihre Beredsamkeit und ihr Ansehn die Ruhe und Ordnung wiederherstellte. Sie setzte einen Regierungsausschuß ein und sich als Präsidentin darin, und sandte hundert der unterworfnen Männer mit dem Auftrage aus, gesunde und rüstige Fremdlinge von allen Winden herbeizuholen. Schon sind ihrer funfzig angelangt, lauter arme, aber tüchtige Bursche; sie sitzen vorläufig auf dem Rathhause bei guter Beköstigung einge-

schlossen. Mailand vernahm bereits das Beginnen der Paveser Frauen; aber es lacht darüber im Dünkel seiner Macht, und erwartet den weiteren Fortgang. Unweise Sicherheit! sie verkennt ihr nahes Verderben. Klugheit erkennt die Gefahr schon im Ei und zerschlägt sie in der Brut.

Aber wo erheben sich alle Seelen in eine neue Ordnung der Dinge? Manche sind schwach und bleiben unter der Höhe ihrer Zeit zurück. So war es auch in Pavia. An tausend Frauen erklärten sich Anfangs gegen die Dame Basoso mit Heftigkeit; ihr Herz empörte sich gegen den Vorschlag, ihren verlornen Männern zu Liebe sogleich neue zu nehmen; mit höhnendem Scherz verachteten sie einen solchen Patriotismus. Aber die meisten gaben bald nach. Der Enthusiasmus der grofsen Menge übertäubte ihr Herz, und die Neuheit der Dinge rifs sie, nachdem sie sie

eine Weile entrüstet hatte, mit schnellem Schwung zu sich hin. Nur zehn Paveserinnen, gröfstentheils Jungfrauen, deren geliebte Jünglinge in der Schlacht gefallen waren, blieben ihren zartern Empfindungen treu; sie schwuren laut und unerschütterlich standhaft, aller Welt zum Trotz ihrem Herzen zu folgen und den verlornen Geliebten allein sich in stiller Trauer zu heiligen. Vergebens schalten die patriotischen Weiber sie schwache Geschöpfe, die ihrem Herzen den Staat und die gemeine Wohlfahrt ihrer Empfindsamkeit hintansetzten: sie beharrten auf ihrem Sinn, und wollten eher sterben als andere Männer annehmen. Dies war es, worüber die Paveserinnen sich heute versammelten; es sollte über die Widerspanstigen im allgemeinen Ausschufs gesetzlich entschieden werden. Die Präsidentin Basoso nahte eben der Rednerbühne, als Aimar und Lucino

in den Kreis eindrachen, und sprach, nach Aimars obigen Worten, wie folgt:

„Was ist's was Ihr sagt? Ihr fabelt über das Wesen der Dinge hinweg. Eure Weisheit fliegt in der Luft, und ergetzt sich mit Grillenfangen. Ha! veralbern vor grosen reellen Menschen auch die Heiligen? Wir haben die Hände voll neuer Kraftthaten und hassen schwache Gemüther. Hier findet Ihr nicht euer Element, ein bischen Hefen von uns Patriotinnen abgerechnet. Ihr wisst, wie ich höre, wie wir um unsre Männer kamen. Wir sammeln uns andre herbei, und schlagen damit Mailand aufs Haupt. Wir Frauen gehn mit grosen Absichten schwanger. Vorläufig opferten wir dem Patriotismus unsre häusliche Trauer, und wollen jezt über zehn Personen unsres Geschlechts, ihrer Zeit unwürdig, unser Urtheil sprechen. Sie widerstreiten dem allgemeinen Willen,

welcher für Alle frische Männer erheischt. Sie versagen im thörigten Schmerz über verstorbne Geliebte sich dem Dienste des Vaterlands: so versage auch dieses ihnen seinen Dienst! Sie verachten aus unpatriotischer Zärtlichkeit das gemeine Wohl: so verachte dieses sie auch! Ja, Paveserinnen, ich erkläre in eurer aller Namen sie unsres jetzigen und künftigen Gebiets verlustig. All ihre Habe falle unsrer Republik als ihr Eigenthum an, bis auf ihre Person und ihr Leid. Mit diesen mögen sofort sie auswandern wohin sie wollen!"

Lucinens Herz empörte sich unter dieser Rede; noch nie erglühte sie so von Eifer. Schon Aimar hatte ihrer Empfindung zuwider gesprochen; aber der Geist, in welchem die Präsidentin sprach, reizte sie zu so lebhaftem Unwillen, dafs sie mit hoch erröthenden Wangen also redete:

„Himmel, was höre ich! Sind es

Frauen, die hier sprechen und handeln? Hat sich die Natur so entsetzlich verkehrt? O, ihr alle hier umher, sagt, ist's keine tolle Posse die ihr spielt? Seyd ihr Weiber so unselig erfinderisch, dafs ihr dies alles aus euch selbst treibt? Oder gab es einmahl gefühllose Männer, denen ihr es nachäfft? Ihr hohnlächelt. Ihr Abscheulichen! Was erstickte in eurer Brust alle Herzlichkeit, alle Weiblichkeit? Ihr erröthet nicht? Nein, ihr seyd keine Frauen! Ihr fühlt nicht was ich empfinde, und wie ich euch verabscheue. Wifst ihr denn gar nicht was ihr thut? Mit schamloser, versteinter Seele ächtet ihr das Herz, die Liebe, die Natur, als eurer unwürdig: ja wohl eurer unwürdig! Aber ich bitt' euch, verhöhnte denn jemahls ein Patriotismus die gesunde Vernunft, und ein gemeines Wohl die Menschlichkeit? So opfert denn solchen Götzen, die euch entweiben! Ich

kümmere mich nicht um sie. Aber die Armen, die ihr verurtheilt, wo sind diese? Wie wuchsen doch diese Blumen unter euch wucherndem Unkraut auf? Wo sind sie? Ihr raubt ihnen ihr äuſseres Gut; immerhin! Sie haben ein Herz, das ihr ihnen wohl lassen müſst. Ihr verjagt sie aus eurer Stadt, mit ihrer Trauer. O, ihre Trauer, die ihr nicht kennt, ist ein liebender Engel, der sie umschwebt, und sie finden überall, aufser bei euch, ein Heiligthum für ihr Unglück. Wo sind sie, dafs ich sie sehe, ſie Guten!"

Sie befanden sich seit gestern als Staatsgefangne auf einer alten Burg in der Stadt. Lucine eilte dahin, von Aimar begleitet, der ihres herzlichen Eifers sich sehr erfreute. „Lucine, sprach er, der Geist, womit ich zu den Paveserinnen sprach, versinkt mit Freuden in dein liebevolles Gefühl. Es war bei mir nur eine aufflie-

gende Richterlaune. Aber frag doch die Trauernden, ob sie ihrer Schmerzen nicht entbunden seyn möchten.“

Sieben Jungfraun waren es und drei junge Wittwen (sie hatten ihre Männer erst ein paar Monde gehabt), die sich von ihren herzlosen Mitbürgerinnen verurtheilt sahen. Lucine trat, ihr Juwelenkästchen tragend, zu ihnen herein, nannte sich ihnen, verkündete ihnen die Entziehung ihrer Habe und ihre Verbannung, und fragte, ob sie die Schmerzen über die verlornen Geliebten durch ihre Wunderhand getilgt haben möchten. Da trat eine der Jungfraun hervor und sprach:

„Was mich betrifft, ich habe noch ein Gut auf Erden, mein einziges, mein Alles: dieses ist mein Schmerz. Er allein ist mein Leben, er ist meine Liebe für meinen geschiednen Geliebten, sein Eigenthum, sein Theuerstes, was er mir ster-

bend hinterliefs. Die Welt ist leer; nur mein Schmerz wohnt darin, und schaut gen Himmel, und mein Geliebter sieht auf ihn herab, durch ihn seliger als durch alle Freuden des Himmels. Ja, er trauert auch im Himmel, und sieht er mich hier auf Erden ihn allein empfinden, dann weint er süfse sehnliche Thränen, und die Seligen schauen ihn an, und fühlen gerührt, dafs ihr heiligstes Wesen auch Liebe ist.“

Lucine drückte die Jungfrau an ihr Herz, und fragte dann: ist dies eurer aller Gesinnung? Alle bejahten es. „So ziehet denn hin, die Liebe aller zarteren Seelen!“ sprach Lucine, öffnete ihr Kästchen, beschenkte alle mit einer Kostbarkeit, und kehrte zu Aimar zurück, der mit der Dienerschaft ihrer an der Burg wartete. Sie verliefsen sogleich Pavia. „Also keine wollte ihrer Schmerzen los seyn? sprach

Aimar. Lucine, ich weifs nicht wie es dir seyn mag; aber ich fühle in der Empfindung jener Jurgfrau fast etwas Heiliges über meiner Heiligkeit. Vielleicht sollen wir nicht Schmerzen über verstorbne Geliebte stillen.“

Eilftes Kapitel.

Empfindungen am Schlachtfelde.

Lucine sprach noch am andern Morgen (ich weiß nicht, wo die Heiligen zuletzt übernachteten) mit Abscheu über Pavia's politische Weiber, und rügte dabei die auffliegende Laune, in welcher Aimar zu ihnen gesprochen haben wollte. Gute Lucine, nimmst du es so ernst mit Aimar? Sein poetischer Geist ist unter den Dingen dieser Welt verschiedener Launen Spiel.

Aimar und Lucine nahten dem Felde, wo Mailands und Pavia's Völker sich geschlachtet hatten. Noch ist die Erde gefärbt von den Strömen Menschenbluts, welches sie eintrank, und Grabhügel erheben sich über eingescharrten Haufen, und Trümmer von Waffen und blutige Kleider-

fetzen liegen umhergestreut, und Raben und Dohlen krächzen noch gierig durch die Todtenwitterung schwärmend. Lucine schauert, und verlangt dem Leichenfeld aus dem Gesicht zu fliehen; aber Aimar bittet sie, ihr Herz ein wenig zu unterschlagen, und reitet mit ihr neben der Wahlstatt hin. Er schaut diese an, und beginnt wie vor sich:

„Schilt doch das schwarze Gevögel hier mit so keckfoderndem Hunger, als wäre das Menschengeschlecht sein gebornes Futter! Und — vielleicht schätzen diese Thiere nach der Geschichte die Menschen richtiger, als diese ihren grofsen Staatshandlungen nach sich selbst schätzen. — Mir ist als umflögen mich die klugen neid-, selbst- und habsüchtigen Staatskünste dieser Welt in diesen Raben- und Dohlengestalten; sie krächzen unersättlich nach Opfern für — das Beste der Völker gewürgt. Es scheint

ein sehr blutgieriges Geschäft, das Wohl des Menschengeschlechts zu befördern; die Welt ward schon längst eine allgemeine Schlachtbank darüber.“

Nicht weiter! Lafs uns fliehen! sprach Lucine.

Aimar fuhr fort: „Es giebt weise Leute auf Erden, die das Fenster und ihre Augen zumachen, und sagen: es ist Thorheit, die Welt da draufsen anzusehen. Alles geht, so wie es geht, gut, weil es so geht, und damit Punktum. Andre gute Leute rufen: es geht nicht gut, so wie's eben geht! laufen hinaus, um's besser machen zu helfen, und machen von ungefähr aus übel ärger, oder gehen im Strom des Schlimmen zu Grund. Die Meisten denken gar nicht; sie hören dämisch alberne Fabeln, und sitzen still, bis sie fortgestofsen werden in den Strudel der Dinge. — Ich möchte wohl sehn, welche erdwan-

delnde Weisheit die Dummheiten und Tollheiten, woraus das menschliche Gesammtwesen von Anbeginn bis heut sich zusammenwirrte, klärlich überschauen und ein tröstliches Strebeziel dabei herauserkennen könnte. Nein! wie ein Adler zur Sonne, muſs der Geist mit poetischen Schwingen sich erheben, hoch, hoch hinauf, um in dem wüsten Zusammenspiel der Sterblichen hier unten einen Schein von Ordnung und steigendem Fortgang zum Bessern zu gewahren. Nur im Aether der Poesie erwachen die schönen Ahnungen über Menschheit und Göttlichkeit. — Siehe, Lucine, in ruhiger Klarheit scheinet der Tag herab, als ahnet' er nichts von der wilden Zerstörungssucht auf Erden. Schau hinauf in den heiteren Morgen! Haben denn die Menschen nicht Seelen, aus diesem holden, stillen Himmelslicht lauteren, liebenden Sinn zu schöpfen? —

Komm, komm, o Liebe! Unser ist nicht diese Welt, die den Himmel nicht kennt! Doch, möchten wir durch sie hin schweben, wie ein Hauch von Wohlthätigkeit!“

Ach! versetzte Lucine, ist alles Wohlthätige auf Erden nur wie ein Hauch, eine schöne, flüchtige Erscheinung?

Aimar und Lucine.

Herausgegeben

von

S. C. A. Lütkemüller.

Zweiter Theil.

Braunschweig, 1802

bei Friedrich Vieweg

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel. Besuch bei Ritter Kurt von Krötensteins Braut . . . . S. 5
Zweites Kapitel. Poetische Liebesverthörung 15
Drittes Kapitel. Vergessenheit . . . 34
Viertes Kapitel. Mangel dieser Geschichte 49
Fünftes Kapitel. Aimars Empfindungen in seiner Heimath 53
Sechstes Kapitel. Die Akademie der Liebe 64
Siebentes Kapitel. Stück eines Gespräches im Garten 78
Achtes Kapitel. Verhandlung einer Liebesstreitfrage 85
Neuntes Kapitel. Eine Klagsache vorm Gerichtshofe der Liebe. Aimar wirft allgemeine Blicke auf die Liebe der Welt 107
Zehntes Kapitel. Urtheile über ungelesne Liebesgedichte 121
Eilftes Kapitel. Vorbereitung auf das Folgende 137

Zweites Buch.

Erstes Kapitel. Azelais in Aimar verliebt 131

Zweites Kapitel. Azelais versucht ihre Kunst gegen Aimar 147

Drittes Kapitel. Aimars und Lucinens Unterredung über Azelais. Aimars kritisches Bedenken 157

Viertes Kapitel. Etwas über Geist und Empfindung, bei Tisch gesprochen . . 170

Fünftes Kapitel. Ein Liebespaar von seiner Liebe unfälliger Weise geheilt, und was sich darauf begab 184

Sechstes Kapitel. Unruhen. Ein Ritter in Lucinen verliebt 209

Siebentes Kapitel. Festspiele. Empfindungen einsamer Liebe 214

Achtes Kapitel. Die Versuchung . . . 236

Neuntes Kapitel. Der Sänger im Garten. Eine halbe und eine ganze Wunderheilung. Abzug von Avignon . . . 272

Zehntes Kapitel. Streiche des Schicksals. Der See- und Luftsturm . . . 289

Eilftes Kapitel. Wo sind Aimar und Lucine 300

Zwölftes Kapitel. Das Land der groben Prose 305

Dreizehntes Kapitel. Aimars und Lucinens Erhebung 331

Aimar und Lucine.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Besuch bei Ritter Kurt von Krötensteins Braut.

Mailand, wo Aimar und Lucine eben einziehen, gab der schönen Alda ein grosses Mittagsmahl auf dem Rathhause. Ist Euch Fräulein Alda und ihre Verlobung aus der Geschichte Kurts bekannt? Sonst meld' ich Euch hier kürzlich, dafs Ritter Kurt diese Schöne von einem geheimen Verhängnifs sich zugeführt glaubte. Sie rannte ihm in Mailand, über den Verlust ihres Geliebten, welchen Kurt in der Schlacht erschlagen hatte, wahnsinnig, in die Arme, wurde sehr bald wieder zu Verstand gebracht, gab den Vorstellungen über ihr Wundergeschick nach, und reichte dem Ritter Kurt ihre bräutliche Hand. Aber die Bestimmung dieses Helden ging noch

weiter hinaus; sein Schicksal rief ihn gleich nach Wechselung der Ringe mit Fräulein Alda, von Mailand ab ins Weite, der Himmel weifs zu welchen Thaten und Abentheuern. Mailand verdankt seinem Wunderarm die gänzliche Niederlage Pavia's. Deshalb ehrte diese Stadt seine Verlobte hoch. Sie wohnte, in ungewisser Erwartung ihres weiteren Looses, bei dem Rathsherrn Squarcio, dem Freunde und Bewunderer Kurts.

Schon setzten sich Mailands Patrizier mit Fräulein Alda zur Tafel, als unser Heiligenpaar, unter grofsem Gefolge von Volk, zum Rathhause kam. Mailand wufste, dafs Ritter Kurt sie auf diese Welt hervorgeführt hatte, und empfing sie daher mit doppelter Neugierde. Die ganze Tischgesellschaft, Rathsherr Squarcio und Fräulein Alda an der Spitze, eilte ihnen auf die Strafse herab entgegen. Almar, von ihrem festlichen Schmaus

durch das Volk unterrichtet, ersuchte sie, sich nicht stören zu lassen, erbot sich, mit Lucinen an ihrem Mahle Theil zu nehmen, grüfste die schöne Alda von Seiten ihres Verlobten, und wünschte ihr Glück zu einem so aufserordentlichen Manne. Fräulein Alda verneigte sich, ein wenig erröthend, führte Lucine hinauf zur Tafel, und bat sie, neben ihr Platz zu nehmen. Aimar setzte sich an Squarcio's Seite, und erzählte, nach Alda's und Aller Wunsch, wie Kurt in sein unterirdisches Gedicht gekommen und ihn mit Lucinen herausgebracht habe, mit genauer Umständlichkeit; denn das Gerücht darüber war unbefriedigend und voll Widersprüche.

Ich übergehe die weitere Unterhaltung auf dem Rathhause. Niemand verlangte der Heiligen Wunderhand. Mailand schien nicht sehr reich an zarten Empfindungen, oder sie waren beglückt, oder befanden sich wenigstens erträglich. Die regierenden

Häupter verriethen wenig poetischen Geist; sie sahen, vermuthlich über ihre Siegsthaten gegen Pavia, ein jedes auf seine Art, nach etwas Heldenhaftem und sehr Zuversichtlichem aus, welches für dichterische Schwünge zu gediegen und schwerfällig schien. Sie waren mit ihrem eignen Gewicht überladen und gar nicht gemacht, poetische Gäste wohl aufzunehmen, ausser der Rathsherr Squarcio. Folgen wir also diesem mit Fräulein Alda und Aimar und Lucinen in seine Wohnung. Sie verplaudern den Abend im freundschaftlichen Kreis, und Alda ist Lucinen schon lieb und traut. Beide hatten gleich eine Anmuthung zu einander, und sie waren ja auch beide für ein wunderbares Leben gemacht; nur war Lucine darin schon viel weiter gediehen, denn sie theilte es schon lange mit Aimar in Liebe; Alda aber wußte noch nicht wie's mit ihrem Wunderritter kommen würde. Auch schlug

diesem ihr Herz, wie es schien, noch nicht mit vertraumngsvoller Liebe.

„Ich weifs nicht wie es kommt, sprach Alda; aber ich fühle noch immer eine Scheu gegen Ritter Kurt und mein Schicksal mit ihm.“

Aimar. Ei ja! Ihr wart, liebe Alda, sonst des schlichten Natürlichen gewohnt, welches sich so zutraulich und gradeweg begreift: Kurts Geschichte aber fiel mit gewaltigem Wunder über Euch her, und Ihr seht noch nicht ab, zu welchem Ende sie mit Euch hinfahren wrd. Aber getrost! Der hochromantische Geist, der in ihr waltet, wirft Euch den Ritter Kurt gewifs, eh Ihr Euch dessen verseht, mit poetischer Glorie in die Arme.

Alda. Es mag seyn; aber mir bleibt drum doch wie mir ist. Ich wünschte, es wäre alles natürlich.

Aimar. Was sagt Ihr? Da wäre ja

Kurt sammt seiner ganzen Geschichte nicht da, also auch Ihr selbst nicht.

Alda. Doch! da wäre ich in Pavia, und mein erster Geliebter lebte noch.

Aimar. Ich dachte, Ihr verständet Euch besser mit eurem Schicksal.

Alda. Ich gab ihm nach, aber gegen mein Herz. O, wenn Kurt mit natürlicher Kraft und nach eignem Antrieb schöne Heldenthaten vollführte, mein Herz flöge ihm mit Freuden zu.

Aimar. Wie? Geheimes und Wunderbares ergreift und fesselt doch sonst die menschlichen Gemüther erstaunlich.

Alda. Leider! so ging's auch mit mir. Ich wußte gar nicht, wie ich dazu kam; aber ich war wirr im Gemüth und vergaß mein Herz.

Aimar. Im Gemüth schwebt der Geist; haltet Euch an diesem, und das Herz kommt nach in poetischer Erhebung.

Alda. Sagt was Ihr wollt! Mir scheint Kurts Geschichte ein Roman, der vor lauter gewaltigem Wunder für meine natürliche Empfindung keinen Raum hat, und es ist mir daher nicht wohl darin.

Aimar. O! Ihr scherzt. Ich erkenne jezt Euern Geist; Ihr thut bescheiden mit ihm, und freut Euch im Stillen Eures poetischen Geschicks. Wohlan! es lebe Kurt mit seiner Braut!

Alda sprach darüber noch mit Lucinen im Schlafgemach (denn sie schliefen bei einander). „Es war in Wahrheit mein Ernst, was ich zu Aimarn sagte, sprach sie; und ich bitte Euch, wie ist Euch denn eigentlich in Eurer Wundergeschichte?“

Lucine. Im Herzen ist mir natürlich.

Alda. Ihr liebt also auch das Natürliche?

Lucine. Ich weiß nicht, liebe Alda,

wie Du, das eigentlich nimmst. Ich glaube, es kann einem auch im Wunderbaren natürlich seyn.

Alda. Wie das?

Lucine. Giebt's denn nicht viel Wunderbares in dieser Welt um uns herum, mehr als in irgend einem Wunderroman? Aber wir sind daran gewöhnt und denken gar nicht daran; und so ist uns natürlich.

Alda. Aber Dinge, die nicht gewöhnlicher Weise in dieser Welt sind — diese meine ich. So z. B. Eure wunderbare Heiligenschaft: wie ist Euch in dieser zu Muth?

Lucine. Freilich, sie verwirrte mich Anfangs, und ich war etwas blöde darin, wenn die Leute mich darauf anwunderten. Aber ich sehe sie nun wie eine sonderbare Eigenschaft an, wie einen Ehrentitel, wie einen Purpurmantel, oder sonst so was, das die Welt angafft.

Alda. Und wird Euch dabei nicht so gezwängt, aufgeschraubt und fatal, als wär's mit Euch ganz etwas Anderes?

Lucine. Es geht schon an. Vor der Welt geb' ich mir etwas Ansehn; aber für mich selbst ist mir natürlich.

Alda. Und Ihr liebt auch Aimarn von Herzen aus?

Lucine. Gewiſs; denn er liebte mich von Anfang an eben mit meinem natürlichen Herzen, trotz des poetischen Geistes, womit er sich manchmahl ins Gewaltsame und Unnatürliche verfliegt.

Alda. Und so ist Euch trotz allem Geist und Wunder ganz wohl?

Lucine. Wem ginge Alles stets nach seinem innersten Gefühl! Was uns nicht wohlthut, mag das Geist und Wunder seyn! Wir lassen's wie es ist, und leben so viel als möglich in unserm Herzen.

Alda. O, Ihr sprecht mir in die

Seele! So will ich's auch halten, und mein weiteres Loos getrost erwarten.

Zweites Kapitel.

Poetische Liebesverthörung.

„Ich verschwieg Euch bis heute", sprach der Rathsherr Squarcio am andern Morgen zu Aimar, „eine Geschichte aus meinem eignen Hause, weil ich hoffte, ihren unglücklichen Helden vielleicht diese Nacht wieder habhaft zu werden, um ihn Eurer Wunderhand übergeben zu können. Aber meine Hoffnung täuschte mich leider jezt wie schon so manchen Tag." — Aimar fragte, von welchem Unglücklichen er rede, und es zeigte sich, dafs es der nämliche war, von welchem Aimar die oben (im 9ten Kapitel des vorigen Buchs) mitgetheilten Blätter besafs. Es war ein Neffe des Rathsherrn Squarcio, der seit ungefähr drei Wochen voll Liebesverzweif-

lung im Lande umher lief und von allen Boten, die nach ihm ausgesandt wurden, bis jezt noch nicht aufgefangen worden war. Squarcio erzählte dessen Geschichte folgender Maſsen.

„Wenn jemals Poesie und Liebe eines Menschen Seele zerrütteten, so geschah es bei Giulio, meinem Neffen. Sein Vater, mein Schwäher, Gerichtsvogt in Avignon, vermochte ihn nicht zu einem verständigen Geschäft, und hatte sein Leid über ihn. Giulio schien ganz blödsinnigen Geistes, bis in sein sechzehntes Jahr. Jezt erwachte in ihm eine Lust an Musik und Dichterei, die bald sein ganzes Gemüth einnahm. Eine galante Dame, die Marquisin von Avignon, brachte beide in Flor. Sie hatte viel Poeten und Sänger um sich, und errichtete auch eine Liebesakademie (cour d'amour), worin sie den Vorsitz einnahm. Avignon wurde ein

Tummelplatz für Poesie und Liebe. Giulio liefs sich bald mit eignen Versen hören; und nicht genug: er hatte auch auf einmahl so viel Witz oder Vorwitz, über Streitfragen, die Liebe betreffend, mit laut zu werden. Seine Weisheit mochte wohl eben so grün, als seinem Vater, dem Gerichtsvogt, der kein Freund von Poesie und Galanterie war, zuwider seyn. Kurz, dieser schickte ihn fort von Avignon, in der Hoffnung, die Fremde werde seine heimische Thorheit ihm austreiben. Ich sollte Giulio zu einem gesezten Mann für's bürgerliche Leben umschaffen. Guter Glaube! Mein Schwäher kannte Giulio's Eigenheit nicht. Giulio war ganz mit seinem poetischen Wesen angefüllt, und hatte gar keinen Raum für verständige Lehren; er verstand sie nicht und schmähte sie von sich ab. Es war als sprengte man Wasser auf einen glühenden Stein. Ich überliefs

ihn endlich sich selbst, und wartete, ob seine Natur sich nicht auf irgend eine Art brechen und meinen Vorstellungen empfänglich werden würde. Und nun zur eigentlichen Sache!“

„Pollanca, dermahlen erster Bürgermeister allhier, hat eine Tochter, Namens Klara, ein gutes Kind, und in Wahrheit eine Blume von jungfräulichem Liebreiz. In diese verliebte sich Giulio sehr bald nach seiner Ankunft. Er wurde eben neunzehn Jahr alt. Seine Liebe war von seltsamer Art, tiefsinnig in sich selbst, ohne muntere äuserliche Thathandlung, tollverständig, und doch eigentlich toll. Giulio erklärte Klaren nie seine Liebe, schrieb aber ganze Haufen von Versen und Prose darüber. Denkt Euch den Liebeswahn, worin er versank! Er erklärte ihn mir selbst, nachdem ich ihm gelobt hatte, Klaren und keiner Seele ein Wort davon zu

sagen. „Oheim, sprach er, ich fühl' es durch und durch in meinem Herzen und Sinn, Klara liebt mich, ist ingeheim ganz so wie ich von Liebe durchdrungen.“ — Wir hatten darüber manchen Streit, wobei ich in den Wind sprach. Die Sache ist kürzlich diese. Giulio's Verstand, so viel er dessen hatte, — wie soll ich sagen? ward lauter luftige Fantasie, und diese, ganz von Liebe, wie der Tag von der Sonne durchstrahlt, oder vielmehr wie die Nacht vom Mond durchdämmert, sah alles im Licht oder Trugschein der Liebe. Giulio fand in allem, was Klara that und nicht that, ihre vermeinte Liebe für ihn, und genofs derselben mit Seelenfreude in all ihren erträumten Erscheinungen. Er kam über die Zartheit, Feinheit und Erfindungskraft, welche Klara darin, seinem Sinne nach, offenbarte, in immer neues Entzücken, und schwur, sie übe die Lie-

be in ihrer ganzen unerschöpflichen Natur und Kunst. Und die Wahrheit war, Klara wufste von dem allen kein Wort, und liefs sich nicht einfallen, dafs Giulio in sie verliebt sey."

Aimar. Warte, Freund Rathsherr! Ich begreife zwar die Sache an sich ganz wohl; aber erzähle sie immerhin etwas bedachtsamer. Woraus schöpfte Giulio zuerst den Glauben, dafs Klara ihn liebe?

Squarcio. Aus nichts. Giulio sagte ihr bei ihrem ersten Anblick ein artiges Wort über ihre Schönheit, worauf sie ein wenig erröthete und ihn fragte, ob er lange in Mailand bleiben werde. Dies versicherte ihn auf der Stelle ihrer Neigung zu ihm. Sein Wahn entstand wie der Blitz, fiel in seine Seele, die lauter poetischer Zunder seyn mufs, und setzte sie in Brand. Er war gleich von Liebesverthörung so dicht umfangen, dafs er ausser ihr nichts sah

und hörte, und sie überströmte ihn mit immer neuer süfser Einbildung und Dichtungslust.

Aimar. Gut! Und liefs Giulio wirklich nie seine Schöne von seinen Poesieen etwas hören oder lesen?

Squarcio. Nie! Dies eben war für ihn ein eigener Wonnequell. „Sie weifs es, sprach er, Gefühl und Anschauung versichern mich defs, sie weifs es ganz gewifs, dafs ich nichts als unsre Liebe denke und dichte; und sie ahnet auch, wie ich es thue. Überall sehe und empfinde ich ihre Ahnungen, und schöpfe aus diesen stets frischen Nektar für mein Herz und meinen Geist. O, wie sollt' ich diesen geheimen, unaussprechlich süfsen Seelengenufs uns dadurch verkümmern, dafs ich durch ausdrückliche Sprache und wörtliche Gewifsheit die zart-errathenden, holdsinnigen Ahnungen zwischen uns verscheuchte?"

Aimar. Sehr poetisch! Aber ahnete Klara Giulio's Liebe in der That nicht, gar nicht? Sprach, sah sie ihn niemals nach dem erstenmahl?

Squarcio. Oft genug, und ich sah mein Wunder dabei. Denn wie wurde doch Giulio, ganz in Fantasterei verloren wie er war, in Klarchs Gegenwart einer verständigen Fassung und Besonnenheit fähig? Ja, ich schwöre Euch, Giulio verhielt sich in jeder Gesellschaft wo er sie fand, (allein war er nie mit ihr, und wollte es auch nicht, bis zulezt zu seinem Unglück) wie ein Mensch von gutem Verstand, und sprach als ein solcher auch mit Klaren selbst. Niemand sah es ihm an, wie's eigentlich mit ihm war. Sein Ansehn schien ruhig und gleichgültig, und kein Wort entwischte ihm, welches sein inneres Wesen verrathen hätte. Er sprach ganz ordentlich und betrug sich gehalten

mit schlichtem Anstand. Doch, er erklärte mir auch dies, ob es mir gleich nicht klar wurde. „Sehet Ihr nicht, sprach er, wie bedacht, geschickt und vollkommen Klara ihre Liebe vor Andern verbirgt? Man sollte schwören, sie hätte gar keine, die sie verbärge. Aber nein! eben in dieser Verbergung offenbart sie mir ihre Liebe, mit zarter, geistvoller Kunst. O! sie kennt die haarscharfe Fühlkraft meines Herzens, und fodert mich zu gleichem Zartsinn und Geist mit sich auf; und ich erhalte beide sogleich durch ihre Auffoderung, wie durch himmlische Einwirkung, und unsre Liebe geniefst sich auf's feinste in ihrer sichtbaren Unsichtbarkeit. Ich erkenne sie ganz unmerkbar in Schwebungen, Haltungen, An- und Abwinkungen, die sich mit eignem, höchst dünnem Gefühl flüchtig und doch genau und voll empfinden lassen. "— O der Einbildung, die so gewifs das Daseyn

dessen was nicht da ist erkennt! So, Aimar, geschah es, dafs Klara, die zudem noch ein Kind der Unschuld ist, Giulio's Liebe gar nicht ahnete, indefs Giulio sie ganz voll Liebe sah, und mit ihr in der geistigsten Harmonie der Liebe zu spielen wähnte. — Sagt mir doch, wie konnte Giulio in Klarens Gegenwart so gehaltnen Verstandes seyn, der ihm doch sonst nicht inwohnte?

Aimar. Guter Freund, es war eigentlich Unverstand in der Form von Verstand. Giulio hat in seiner poetischen Bethörung eine gewisse Urtheilskraft. Es war bei ihm fantasierter Verstand, Verstand aus purer Dichtungskraft. Sein eigner Irrwahn erheischte ihn so, und so fand er ihn mit eben der Fantasie, die ihn sonst ausser Verstand gesetzt hatte. Verstehst du?

Squarcio. Mir ist als verständ' ich's.

Aimar. Drum weiter!

Squarcio. Drei Monate lang fantasierte sich Giulio immer glückselig fort. Wie in Klarens natürlicher, ganz liebesleerer Erscheinung in Gesellschaft, so dichtete er sich in ihrem übrigen unbefangenen Thun und Lassen Gestalten ihrer Liebe. Kniete sie z. B. in der Sanct-Marienkirche vor der heiligen Jungfrau, so empfahl sie dieser mit holdem Vertrauen ihre Liebe, und Giulio errieth auch, in welchen Worten. Besuchte sie ein paar Tage die Kirche nicht, welches selten geschah, so war ihre Liebe eben so leidenschaftlich, dafs sie sich ihrer vor der Heiligen schämte, und sie rang im Stillen nach einer mildern Fassung. Giulio's Seele ergofs sich darüber in wonnevollster Rührung. Jezt sah er sie wieder bei einem Mittag- oder Abendmahl. Ihr Benehmen war so harmlos wie sonst, ohne den geringsten Anschein von Liebe; und

Giulio erwiederte es, seinem eitlen Verständnifs gemäfs, mit gleichem Verhalten. Oft ging er spät Abends zum grofsen Dreifaltigkeitsplatz; Klarens Kammerfenster sah darauf herab. Er stellte sich fern an Bäumen hin. War Klarens Fenster von Licht erhellt, so schrieb sie, gleich ihm, geheime Blätter über ihre Liebe, und er dichtete sie in ihrer Seele nach. War ihr Fenster dunkel, so lag sie mit liebevoller Schwermuth auf schlaflosem Lager, und Giulio durchwachte die Nacht mit süfser Wehmuth, und ergofs sie in Klagen. Aber genug seiner Einbildungen! Er deutete zuletzt die alltäglichsten, fremdesten Zufalle auf sich und Klaren, und ahnete in allem, was geschah und nicht geschah, Geister der Liebe. Umsonst sprach ich gegen seinen Wahnsinn mit nachdrücklichem Verstand: er lächelte, wurde bitter, und bedauerte

meinen Stumpfsinn und gefühllosen Unglauben.

„Nun ward Klara auf ein paar Tage unpofs. Giulio hörte in meinem Hause, ihr sey nicht wohl; und, reifte schon nach und nach ein anderer Zustand in ihm? kam die Liebe ihm immer mehr und mehr ins wirkliche Herz? Genug, sein Wesen änderte sich plötzlich durch Klarens Unpäfslichkeit. Natürlich schrieb er diese ihrer Liebe zu. Er versank darüber erst still in sich selbst, und brach dann in heftiger Leidenschaft gegen mich aus. Er sah Klaren todtkrank, verurtheilte sein bisheriges Verhalten, und wollte sogleich zu Klarens Lager hinstürzen und in höchster Liebe seinen Geist vor ihr aushauchen. Aber ich hielt ihn mit Gewalt zurück, und schwur ihm bei seiner eignen Liebe, Klara sey nur ein wenig schnupfigt, und werde schon übermorgen in ihres Va-

ters Garten wiedererscheinen. Pollánca gebe da ein Frühmahl, und er solle Klaren sehn, wenn er sich verständig wie sonst zu fassen angelobe. Es war wie ich sagte, und Giulio gab meinem Andringen nach und blieb, doch in lebhafter Unruhe. Ich betheuerte ihm stündlich von neuem, Klara werde in so und so viel Stunden munter wie ein Reh um ihn her hüpfen, und seiner Sorge lachen. Er beruhigte sich endlich, wie es schien, und versprach mir sein bestes Verhalten in Pollanca's Garten. Ich Thor! warum beurtheilt' ich seinen veränderten Zustand so schlecht! Oder, die Wahrheit zu sagen, ich fand es unmöglich, ihm den Zutritt zu Pollanca's Frühmahl zu versagen. Blofs um Klaren dort wiederzusehn, bezwang er bis dahin sein Herz, und er hätte gewifs, ganz rasend, eher mein Haus über'n Haufen geworfen, als sich darin einsperren lassen.

Ich liefs es drauf ankommen, was geschehen würde.“

„Wir sind in Pollanca's Garten. Klara kömmt gesund und guter Dinge. Giulio benimmt sich eine Weile über meine Erwartung wohl; ich fasse wieder guten Glauben zu ihm. Es war zugleich eine politische Zusammenkunft, und ich sprach mit Pollanca und Andern, herumwandelnd, über Pavia's Verderben, wozu Mailand sich bereits gerüstet hatte. Auf einmahl ist Giulio fort. Er sah Klaren abwärts allein in eine Laube treten, und, o unseliger Wahn! Giulio sah vermuthlich in ihrem Wesen süfse Schwäche von Liebesschmerz. Er eilt ihr nach mit überglühendem Herzen, und stürzt ihr zu Füfsen mit den Worten: „O Klara, nicht länger schweigen! Ich liebe dich unermefslich, so wie du mich. Ich weifs alles, alles! Deine Krankheit hat mir Herz und Geist ge-

schmolzen; und eher mag die Welt zerfallen, als ich mich länger verhalte, wie zuvor!“ — Klara sprang erstaunt vor die Laube hin, und fragte, ob er nicht recht bei Sinnen sey. „Geliebteste Geliebte! rief Giulio in der Laube verharrend; o, verstelle dich nicht mehr so! Es ist nun aus mit aller Kunst. Wir sind allein, alle Welt ist verschwunden; wir sind ganz allein mit unserer Liebe. O lass uns sterben in ihrem allumfangenden Entzücken!“ — Klara schrie: Hülfe! Hülfe! Männer und Frauen, soviel wir im Garten waren, rannten erschrocken zu ihr hin. Ich dachte wohl was geschehen sey. „Hilf heilige Maria! rief Klara, Giulio ist toll geworden!“ Giulio trat verstört aus der Laube und sprach: „Was ist's: was ich höre? Ist's wirklich? — Klara, Klara! es ist zu spät! Sey wahrhaft!“ Klara warf sich auf's Knie, und rief alle Heiligen des Him-

mels zu Zeugen, dafs sie bis diesen Augenblick sich von Giulio's Liebe gar nichts habe träumen lassen; er sey auf einmal ein Narr und sage lauter Tollheiten. Pollanca trat mit wüthender Geberde vor Giulio hin, und knirschte ihm unter die Nase: „Bursche, was kam dir ein?“ Giulio stand mit starrem Blick; Sprache und Bewufstseyn schienen ihm verschwunden. Pollanca packte ihn bei den Schultern, schüttelte ihn mit grimmiger Drohung, und warf ihn hinten zum Garten hinaus. Ich war verlegen, ob ich sein Übel verrathen sollte; aber die Furcht um ihn rifs mich fort. Ich versprach Klaren und ihrem Vater Sicherheit vor ähnlichen Tollheiten, und eilte Giulio'n nach.“

„Giulio war nicht mehr um den Garten herum, er war schon daheim. Ich traf ihn am Küchenheerde bei grofsem Feuer; all seine Papiere, Verse und Prosa,

gingen in Flammen und Rauch auf. Stumm stand er da. Ich stiefs den brennenden Haufen aus einander und rettete noch eine Handvoll Papiere; aber Giulio entrifs sie mir heftig, brannte alles zu Asche, strich diese vom Heerd in seinen Mantel, und streute sie draufsen in alle Winde. Ich sah ihm stillschweigend zu. Drauf ging er bleich und mit mattem Schritt in seine Kammer, und sank auf sein Bett hin. Er schien nicht zu bemerken, dafs ich ihm folgte. Ich setzte mich neben ihn und sprach noch einige Worte: „Giulio, fasse dich! Sage, wie ist dir?“ Er richtete sich auf, sah mich an, drückte seinen Kopf mit der Hand, und sprach: „Oheim, Ihr habt recht. Am jüngsten Tage, wenn die schöne Welt erbärmlich zu Grunde geht, kommen die Leute zu Verstand. Seyd ohne Sorge!“ — Ich dachte wirklich, sein Verstand werde nun durch diese gewaltsame

Krise zum Durchbruch kommen. Giulio that den Tag über gar nicht heftig, und ich liefs ihn die Nacht allein. Ich Unbesonnener! Er entfloh in der Nacht, von Schmerz und Verzweiflung getrieben, und ach! vielleicht fand er verborgen schon seinen Tod.“

Drittes Kapitel.

Vergessenheit.

Giulio hatte noch nicht seinen Tod gefunden; das Geschick hatte ihm Aimars Wunderhand zugedacht. Er ist endlich gefunden. Mit dem Schluſs von Squarcio's Erzählung kam einer der Boten, die den Unglücklichen lange vergebens gesucht hatten, mit Nachrichten von ihm an. Er liegt seit vorgestern in einer Schäferei bei Mantegnano. Man fand ihn auf dem Felde im heftigen Fieber, und trug ihn unter das nächste Dach. Aimar und Squarcio eilen sofort dahin, mit frischer Kleidung und herzstärkendem Trank für den Leidenden. Aimar, den Giulio's Geschichte sehr angemuthet hatte, war auf seinen Zustand begierig, und erwartete noch et-

was Poetisches von ihm. Schon tritt er mit Squarcio in die Schäferei.

Giulio lag in einer Kammer auf Strohmatten, und fantasirte mit verschlossenen Augen, in mäfsiger Fieberhitze. „Habt ihr auch vom alten Überall und Nirgends gehört?“ sprach er, als Aimar und Squarcio zu ihm eintraten; „'s ist'n lustiges Ding mit ihm! die Menschen nennen ihn Verstand. Wär ich'n Narr, so hätt' ich auch Verstand. Bei meiner Seele, nichts auf der Welt hat die Leute so zum Besten als Verstand! 's ist'n Allerweltsnarr und trägt eines Jedweden Kappe.“ — Squarcio machte hier Miene zu reden, aber Aimar tuschte ihm mit der Hand und horchte weiter. Giulio richtetete sich ein wenig auf und sprach: „Ein schönes Spektakel! Warum flog euer Herz bei Tage aus? Arme Eule, schlafe bis es Nacht ist und liebe

die stillen Todten!“ Giulio warf sich hiermit um und sang:

Nein, nein!
Sprach Fensterlein,
Lafs dich nicht erblicken
Dein Entzücken,
Im Mondschein.
Nein, nein!
Nein, nein, nein, nein!

Giulio sang das wiederholte Nein in so wahnsinnigen Tönen, dafs Aimar auf einmahl die Lust ihn weiter fantasiren zu hören verlor; er legte ihm hastig die Hand an die Stirn, und Giulio's tolle Geisterchen fuhren aus seinem Haupthaar wie Dämpfe hervor, bis auf einen gewissen Rückstand. Giulio fand sich in eben der Gemüthsverfassung, worin er aus Mailand fortgerannt war, in verzweiflungs- und qualvoller Besonnenheit. Die Erinnerung alles Geschehenen überfiel sein Herz mit

neuen Foltern. Kommt Ihr mich zu höhnen? fragte er aufspringend, und schien gar nicht an das Wunder zu denken, welches eben an ihm gethan war. Aimar erklärte es ihm, nannte sich ihm, und versprach ihm völlige Abhülfe seines Übels. Giulio hörte und empfand nur, ohne zu denken; er vernahm Aimars Wunderthum ohne Befremden. Es giebt Erhöhungen und Zerstörungen des Gemüths, worin Wunder gemeine Sachen scheinen. „Vergessenheit, Vergessenheit allein ist meine Hülfe!“ rief Giulio. Aimar meinte, es wäre genug mit blofser Stillung der Schmerzen, ohne ihm seine Erinnerungen zu nehmen. „Ihr kennt nicht mein Leiden und mein Gefühl, rief Giulio. Jede Erinnerung an das was geschah, und verdünntet ihr sie zu Schatten, zu Luft, bliebe stets eine Furie für mein Herz. Gebt mir Vergessenheit!“ — Ja, flüsterte Squarcio

Aimarn ins Ohr, thut es nur! Anders kommt er schwerlich zu Verstand. Auch sein Herz steckt voller Wahnsinn.

Aimar erhob seine Linke und sprach: „So soll ich dich jezt zum erstenmahl versuchen? Wohlan!“ Er legte Giulio'n seine linke Hand ans Herz; sie entfärbte sich, erkaltete, erstarrte. Giulio erbleichte, seine Augen schlossen sich; er sank nieder in tiefen, seelenlosen Schlaf. Squarcio legte ihn erschrocken auf sein Lager. „Schlummre! deine Ruh ist öde!“ sprach Aimar, von ernster Rührung durchdrungen; in seine Hand kehrte Leben und Wärme zurück. Er sah auf Giulio, und sprach:

„Vergessenheit, aus dir weht Leichengeruch! — Armer Mensch! ich tödtete dir ein Stück deines Lebens. Zwar war es nur Täuschung, Traum, nicht Wirklichkeit. — O eitle Worte! Ist das für

uns nicht wirklich, was wir fühlen? Was wir fühlen ist Sinn und Geist unsers Lebens, alles andere todter Buchstabe. Was füllet das grofse Herz mit heiligem Glauben und mit strebender Kraft? Was lehrt den edlen Helden der Menschheit mit Freuden Ruhe und Leben opfern? Nein, das Schönste, des menschlichen Daseyns werth, liegt uns nicht in gemeinem Tage, in alltaglicher Wirklichkeit vor den Füfsen. In hohem Gefühl der Seele und fern in himmlischer Dämmerung verkündet sich's und zieht es, sich fodernd, uns mächtig und wohlthuend hin. Sind dies Täuschungen dichterischer Herzen? Nehmt sie hinweg, und die Menschenwelt liegt da, alles Schönen, Grofsen, Göttlichen verwaist, in elender Gemeinheit, sich ihrer armen, schalen, schnöden Kleinlichkeit schämend.“

Aimar schwieg ein paar Augenblicke

für sich, und sah dann wieder auf Guilio. „Glaubt Ihr, dafs er wieder wohl erwachen wird?“ fragte Squarcio mit Besorgnifs. „Er wird erwachen, sprach Aimar, aber mit verkürztem Leben. Warum dauert er mich doch? — Der Menschen Leben ist so kurz! Man sollte ihnen Alles lassen, Unglück und Plagen. Auch in diesen ist Leben, viel Leben, oft das edelste Leben: und wie viel bleibt ohne sie dem menschlichen Daseyn übrig? Und Erinnerung! — Erinnerung vergangener Freuden und Leiden! Ja, Erinnerungen sind wesentliche Lebenstheile, Seelen abgeschiedener Tage, die so gern uns nachziehn und noch mit uns leben; und sie bieten ihre Freuden geläutert, verklärt, und liefsen die Schärfe schuldloser Schmerzen zurück; sie betrüben nur sanft, und lieben so zart und tröstend. — O Erinnerungtilgende Hand, schone des armen, flüchtigen Men-

schenlebens! Nein, ich verlange nicht dein, wie viel Tage voll Leid auch hinter mir hinlägen!“

Ihr scheint zu bereuen was Ihr thatet, sprach Squarcio. „Meint Ihr?“ versetzte Aimar, mit entrüsteter Empfindung. „Ihr seyd gewaltig bei Euch selbst. Ich dachte grade an Giulio nicht. Aber Ihr ruft mich zurück. Gefällt Euch meine Kur an Euerm Neffen?“ — Ich weifs noch nicht recht, wie sie ausschlagen wird. — „Das will ich Euch sagen. Die Vergessenheit höhlte seine Seele von seinen Liebsfantasieen aus, und da diese so lange sie ausfüllten, so liegt sie jezt in bewufstloser Leere. Aber andre Gedanken und Empfindungen kehren in sie zurück, nur nicht sogleich; sie sind ihrer ganz entwöhnt und scheuen sich noch vor ihr; Giulio's Seele wurde ihnen fremd, aber sie befreunden sich wieder mit ihr, und Giulio erwacht. Ich sehe

dies leicht voraus. Giulio erinnert sich aller Dinge wieder, aufser seiner Liebe für Klaren; diese und alles was sich auf sie bezieht, ist aus seinem Gedächtnifs rein ausgelöscht, das heifst, sein ganzes Leben und Weben von Klarens erstem Anblicke an; denn es war, nach Eurer Erzählung, durch und durch voll Liebe. Von all diesem weifs, ahnet er gar nichts mehr. Giulio ersteht wie von einer drei- oder viermonatlichen sinnlosen Ohnmacht, und hat auch die Vergessenheit, die ich ihm gab, durch sie selbst vergessen. Sagt ihm von der ganzen Geschichte kein Wort, und lafst auch die Mailänder, die darum wissen, darüber schweigen.“

Es war so wie Aimar sagte. Giulio beseelte sich wieder, erwachte, richtete sich auf, und fragte verwundert, wo er sey. Aimar reichte ihm die Hand und sprach: „Dein Übel ist vorbei; du lagst

hier in Ohnmacht.“ Giulio staunte umher, und erblickte Squarcio. „Und Ihr, Oheim? sprach er; was geschah mit uns?“ Es ist wie Du hörst, versetzte Squarcio, und half ihm vom Lager auf. Er war matt. Aimar reichte ihm ein Kordial, und Giulio trank es begierig ein; er fühlte etwas heifsen Durst. Ein blasses Roth stieg in seine Wangen; ihm kehrten Erinnerungen wieder, und seine Seele schwankte darin. „Aber dieser Ort hier? sprach er; sind wir nicht in Pollanca's Hause?“ — Squarcio stutzte; aber Giulio's Erinnerung reichte nur bis zu seinem ersten Eintritt in Pollanca's Haus; von dem Moment v o r Klarens Erblickung an war ihm alles entschwunden. Aimar und Squarcio überredeten ihn, er habe des Bürgermeisters Haus noch gar nicht betreten; er habe in seiner Geistesabwesenheit nichtige Fantasiebilder gehabt; er sey erst seit gestern in

Mailand, und heute, auf einem Lustritt, an der Schäferei, worin er sich finde, von einer Ohnmacht befallen worden. Squarcio setzte ihm eine mitgebrathte Melone und eine Flasche Tokaier vor, und Giulio aß und trank, ermunterte sich, that frische Kleider an, und ritt mit Aimar und Squarcio nach Mailand zurück. Seine Gedanken irrten ihn noch, und er fragte mancherlei.

„Aber", sprach er zu Aimar, hab' ich Euch doch nicht gefragt, wer Ihr seyd! Ich sah Euch noch nie bisher." — Du wirst schon von mir hören, versetzte Aimar. Ich bin eine Art von Wundermann: meine Hand stillt die Schmerzen unglücklicher Liebe. Aber Du leidest wohl nicht daran? — Squarcio sah bedenklich auf Aimar und Giulio; aber dieser erwiederte: „Nein, ich fühle dergleichen Schmerzen nicht. In Avignon war mir's mahl so; aber ich reiste fort, und mir ist ganz

wohl in der Seele.“ — „Aber seltsam! sprach er gleich darauf; ich wollte doch schwören, Oheim, ich wäre mit Euch in Pollanca's Haus und Zimmer getreten. Ich besinne mich's so genau, wie irgend sonst etwas aus meinem Leben. Ihr sagtet mir mancherlei vorher, was für ein Mann Pollanca sey, und — richtig! auch von seiner Tochter. Wie hiefs sie doch gleich? Ja, Klara. Sagtet Ihr nicht, sie sey hübsch? Aber ich habe sie nicht gesehen. Sonderbar! Ich weifs, durch welche Gassen wir hingingen, sehe das Haus mit Thür und Fenstern und all seinen Giebeln vor mir, kenne die grofse Hausflur und die Stiegen, auf welchen wir stillstanden, und Ihr sagtet mir noch etwas“ — Ganz recht! fiel Aimar ein; dem allen kann auch wohl wirklich so seyn. Seelenschlummer, Geistesverzückung, Wahnsinn und dergleichen haben oft etwas Se-

herisches, und bilden uns Dinge, die wir nicht sahen, ganz so vor, wie sie sind. — „Aber, fuhr Giulio fort, von unserm Lusttritt über Feld weiss ich gar nichts, und ich fiel doch, wie Ihr sagtet, erst an der Schäferei in Ohnmacht.“ — Ganz recht! versetzte Aimar. Ein Zustand, der manche unwirkliche Dinge erzeugt, vernichtet auch wohl manche wirkliche, man kann nicht recht sagen wie. Aber lasst das alles jezt nur dahingestellt!

Unter diesem und anderm Gespräch kamen sie an die Gärten um Mailand, und ritten durch Squarcio's Gärten zu dessen Wohnung. Giulio wurde sogleich in sein voriges Gemach geführt, mit dem Rath, sich vor allem der Ruhe zu überlassen. Er empfand und dichtete darin so lange Tag und Nacht über seine Liebe; aber er ahnete nichts mehr davon, und Squarcio war froh, dass sich in dem Gemach kein

Denkmahl seines unglücklichen Liebeswahnes fand. Giulio hatte seine Gedanken und Empfindungen nur auf Blätter hingeworfen, die von ihm selbst bis auf das letzte verbrannt worden waren.

Und war denn Klara von Giulio's langer Liebe für sie und den Folgen ihrer unglücklichen Entdeckung nicht unterrichtet worden? Von diesem und wie sie dazu empfand, und von Giulio's weiterem Schicksal schweigt unsre Geschichte. Aimar und Lucine wollen jezt Mailand verlassen, welches ihnen keine Geschäfte mehr beut. Aimar verlangte nach Avignon, wo sich, nach Squarcio's Aussage, ein Tummelplatz für Poesie und Liebe fand. Überhaupt strahlte ihm die Provence, das Land seiner Jugend, in poetischem Licht entgegen. Ich weiſs nicht, was für verwirrte süſse und wehmüthige Ahnungen sein Herz erhoben; er schloſs damit Luci-

nen in die Arme und rief: „Lucine, nicht lange verweilen wir auf dieser Erde, wo höhere Glückseligkeit nur scheu und mit beschwingten Füßen naht. Aber nie wird uns ein Schicksal kränken und scheiden, wie die guten Sterblichen unter uns.“

Viertes Kapitel.

Mangel dieser Geschichte.

Es war ein heiter Tag, an welchem Aimar und Lucine von Mailand abreisten. Sie trafen am ersten Abend auf Santa Luna, einem Sommersitz des Herrn von Mortara, der aber eben nicht zu Hause war; sie wurden indeſs von seiner Gattin sehr wohl empfangen, und gingen nach kurzem Nachtlager weiter über den Po. Ihre Fahrt war schnell. Aimar wollte so bald als möglich über die Alpen, und fragte bis dahin nach keiner Geschichte, die ihn hätte aufhalten können. Es fand sich von Mailand bis in die Provence wohl manches Herz, welchem die Hand der Heiligen zu Statten gekommen wäre; aber wie sollen sie aller Welt helfen? Aimar

folgte seinem Sinn, in welchem er die geheime Weisung seines poetischen Schutzgeistes ahnete; und dieser trieb ihn jezt über Welschland fort nach dem südlichen Frankreich. Mit wahrhaft poetischem Ritt fährt er mit Lucinen und seiner Dienerschaft dahin; seine Rosse rennen, wie Söhne des Windes und Feuers, unermüdlich bergab und bergan, im behenden Gallop kaum den Boden berührend, und Piemont fliegt, Landschaft auf Landschaft, neben und hinter sie zurück, bis ins Thal der Vraita. Hier kehrten sie, in ein Waldschloss unweit Saluzzo, am Abend ein, und eilten mit Aufgang der Sonne weiter.

Nun tritt der, im ersten Kapitel dieser Geschichte gedachte Mangel meiner Urschrift ein; er erstreckt sich von dem Waldschloss unweit Saluzzo bis nach Barjols, Aimars Geburtsort. Angenommen,

die Heiligen wären westwärts von Chateau Dauphin, oder von Argentieres nach L'Arche, über die Alpen, und das Thal des Verdon hinab über Aups nach Barjols gegangen, so hätten wir ungefähr zwanzig Meilen (mehr oder minder) von ihrer Fahrt verloren. Aber was liegt uns an der Länge oder Kürze ihres Weges selbst? Wenn wir damit nur nicht bedeutende Sachen verloren hätten! Und ich besorge mit Grund, dafs dem so ist; denn einige in der Folge meiner Urschrift vorkommende Stellen verrathen wichtige Begebenheiten, welche offenbar in das fehlende Stück ihres Weges fallen. Doch sie sind dahin, und was helfen Klagen über unwiederbringlich Verlornes? Ich habe die Stellen, die daran erinnern könnten, ausgemerzt, und bitte den kritischen Verstand und die productive Einbildungskraft der Leser, alles das, was

sie in dieser Geschichte vermissen und welches vielleicht das Beste vom Ganzen wäre, in diese zwanzig Meilen weite Lücke zu verlegen.

Fünftes Kapitel.

Aimars Empfindungen in seiner Heimath.

Die Sonne neigte sich schon abendwärts, als Aimar die Gegend erblickte, wo er seine Kindheit verlebt hatte. Er kam mit Lucinen, auf der Höhe nördlich oberhalb Barjols, in die Ansicht einer Landschaft, die, voll edler Fruchthaine, Weingärten und Wiesengründe, in sanfter Beleuchtung der Abendsonne erschien. Der Anblick seiner Heimath übergofs Aimars Seele wie mit leichten Wellen der Vergessenheit; sein wundervolles Leben schwand ihm gleich zergehendem Traumgebild, und ihm war, als wache er in den frischen Morgen eines neuen natürlichen Daseyns auf. Er schwankte einige Augenblicke in seinem Gefühl über sich; aber bald sank die

aufsteigende Täuschung, sein Geist faſste sich, seiner gewiſs, doch in weicherer Empfindung wallend als ihm sonst zukam. „Schau, Lucine! sprach er, auf diesen Hügeln, Fluren und Pfaden umher spielte mein kindliches Leben. O, ich sehe es noch, von harmlosen Tagen umleuchtet! in frohlockenden Festen dort an der Rebenhöhe, im Gartenhause, im Schatten der Oliven! da unten im grünen Grunde hinter dem Lorberhügel, dem Tummelplatz kriegerischer Spiele! oben in der Burg am dämmerigen Berghange! da empfing ich vom Ritter Hugues mein erstes Saitenspiel, und unter seinen Tönen flog mir die Seele in süſses Entzücken auf. — Ja, alles heiſst mich hier so traut, und so tief-poetisch willkommen. Mir ist als wäre hier die Freistatt sorgloser Ruhe, und das stille Element des wahrhaften Glücks. — O Freuden der Kindheit, lieb-

lichste Blume des Lebens, rein, holdselig, ganz von euch selbst beseelt, nichts aufser euch verlangend, nichts aufser euch ahnend, ganz in euch selbst vollendet mit süfsestem Leben! Was ist gegen euch alle Gröfse der Erde, aller Geist des Menschen! Wie hoch, glänzend und reichhaltig diese auch seyen, immer ist Mangel, Mifsklang, Unruhe darin. Kindheit, Paradies des Lebens, obgleich mir auf immer verschlossen, mein Herz ist dir nicht entfremdet!"

Lucine schwieg, mit Thränen im Auge: sie empfand ihre vergangne Kindheit und Heimath mit minderer Poesie und mit vollerer Wehmuth. Aimar bemerkte ihren verhaltnen Schmerz, und sprach, dessen Grund verkennend, mit lebhafterm Affekt: „Geliebte, vergifs jezt alles, was Deiner Empfindung nicht zusagte! Vielleicht begegnete dessen genug, und ich selbst that Dir wohl manchmahl weh. Aber nie, ich

betheur' es, nie geschah dies mit meinem Herzen, welches stets, so oft es sich selbst in seiner eignen Natur fühlt, Dich innig liebt, in lauter Verlangen Dir wohlzuthun. Was Dich kränken mochte, war nur Geist, dessen' ich nicht allezeit mächtig bin; unser wunderbares Geschick waltet damit, und die Welt, der Poesie und Liebe so tausendfach und zerstörungssüchtig feind! O! herrschte für diese auf der Erde Friede und Einklang, ich wäre lauter liebendes Herz, und Du die ganze, lebendige, glückselige Fülle desselben. Aber auch zu herben, eifernden, ungeberdigen Launen aufgereizt — immer, Lucine, sink' ich mit liebenderm Gefühl in Dein lauteres, holdes Herz herab; in diesem allein find' ich allen Frieden, alle Harmonie meines Lebens. Vergib mir mit Liebe alles unverschuldete Leid!" — „O Aimar, versetzte Lucine mit erheitertem

Blick, Du zeigst mir, im Irrthum über meine Empfindung, Deine Liebe so unbefangen und wahrhaft, dafs ich Dir mir Freuden dafür danke. Ich verkannte Dich nicht wie Du glaubtest, und werde nie über Deinen Geist Dein Herz verkennen. Mich rührten Deine Empfindungen über Deine Kindheit, und sie versetzten mich in die meinige. Ich kann nur nicht alles was ich empfinde, so aussprechen wie Du, und drum liegt mir wohl manches schmerzlicher in der Seele. Aber siehe! das Schlofs da im röthlichen Sonnenglanz, ist das der Wohnsitz Deines Pflegevaters?"

Es war die Burg des Ritters Robert von Barjols, der Aimarn zu ritterlichem Dienst erzog, von welchem sein Dichtergeist ihn abführte. Aimar eilte jetzt mit beflügeltem Lauf dahin. Ihn verlangte von ganzem Herzen, den alten Ritter mit Dank für seine vorigen Wohl-

thaten zu umarmen. Auch hoffte er dessen Sohn Pierre, seiner Kindheit Spielgenossen, dort anzutreffen. Auf einem Felsen an der Ostseite der Stadt lag die zwiefach ummauerte Burg; Aimars und Lucienens Wundergeschichte und ihre Herfahrt in die Provence war schon dahin erschollen. Der Thürmer erkannte die Heiligen gleich von fern an ihrer Kleidung und Dienerschaft. Alle Bewohner der Burg empfingen sie am innern Thor. Aber wo ist Ritter Robert? Er ist nicht da, er starb schon vor längerm. Auch Pierre von Barjols ist nicht da; er zog, zum Kampf gegen die Moren, nach Spanien. Kein Bekannter von vordem. Umsonst fragt Aimar nach Alt und Jung, nach Baudri und Gilles, zwei wackern aufgeräumten Reisigen, Ritter Roberts Lieblingen; sie lehrten Aimarn zuerst ein Ros lenken, und erzählten ihm muntere

Schwänke und Abenteuer; und nach Colette, der alten Gärtnersfrau, die seiner ersten Kindheit wartete. Diese starb auf dem Krankenlager, jene fielen in einer Fehde bei Apt. Alle Bewohner der Vorzeit sind verschwunden, lauter Fremdlinge hausen auf der Burg. Ein Schlofsvoigt wacht darüber in Pierre's Abwesenheit. Voll Ehrfurcht öffnete dieser den Heiligen das ganze Schlofs. Es war schon dämmernder Abend. Aimar verlangte mit Lucinen allein zu seyn, und ging mit ihr durch die Zimmer des Schlosses und die Denkmale der Vergangenheit mit stiller Rührung. Seine Rührung stieg, als er in das Gemach, einst von Pierre und ihm bewohnt, eintrat; es schimmerte in erbleichendem Abendroth.

„O Empfindungen der Vorzeit, sprach Aimar, ihr wohnet noch hier! Wie Genien schwebt ihr mir entgegen, hier -ge

boren, nur hier daheim. Hier ist euer Heiligthum. Ihr erkennt mich noch. Froh eurer selbst erwacht ihr durch meine Ankunft, aber nicht mehr des Äufseren froh. Euch betrüben die Veränderungen umher. Das Leben, welches euch einst hier mit Heiterkeit beseelte, ist dahin. Ihr erkennt die heutigen Bewohner nicht, und diese nicht euch. Freudig naht ihr mir, euerm Trauten, von allen Seiten her. Ihr Guten! ich empfind' euch ganz. Aber auch ich mufs von euch scheiden. Alles ist Scheidung und Verwandlung auf Erden. Das Holdeste, Süfseste ist hinschwindender Blumenduft. Der Tag erlischt — wo ist das Glück was er brachte? — O! ein reines, volles Glück einet und hält sich hier nicht zusammen; ein Theil kommt, ein Theil geht. Überall liegen Stoffe zum Glück zerstreut; über diese geht man weg, jene greift man auf, greift Falsches dazu,

und baut, und baut, und die Bauenden stürzen vom Gerüst ins Grab, die Werke zerfallen. Nichts Schönes wird auf der Welt vollendet; sie ist ganz voll Pläne, Anlagen, Trümmer, Mifsformen, und der Genius der Menschheit schwebt drüber hin, traurig-lächelnd. O arme Menschen! vergäfst ihr euch selbst nicht im unruhigen Verkehr und im Gewimmel eitler Geschäfte, ihr vergingt in nagendem Schmerz über euer Erdenloos. Drum zerstreun sich auch die Bessern unter euch in thörigtem Schaffen, und seufzen nur in Augenblicken seelenvoller Selbsterhohlung."

So redete Aimar in wehmüthiger Verlorenheit. „Ach! rief Lucine, sich auf seine Schulter stützend, Du siehst die Welt in sehr trübem Nebel, fern unter Dir." Aimar sah sie betroffen an, und versetzte: „Und nur, wer das Menschenleben unter sich sieht, erkennt es im Ganzen. Aber

Du hast recht, mir ist trübe. Kommt hinab!“

Schon ist für Aimar und Lucinen der grofse Rittersaal erleuchtet und eine Abendtafel gedeckt. Sie genossen, vom Schlofsvoigt und von seinen Leuten bedient, ein leichtes Mahl. Aimars Seele erhohlte sich ein wenig, und er sprach Abends spät mit Lucinen allein: „Lafs uns morgen früh von hinnen ziehn! Es ist hier so verlassen und öde, oder vielmehr so voll Erinnerungen, die meinen Geist zu schwerathmend umfangen und in zu tiefe Traurigkeit herabdrücken. Seltsam! Mir wird hier fast ganz wie einem schlicht-natürlichen Dichter voll Gefühl, bis zum entkräftenden Leid, und die Geistes- und Wunderkraft, womit wir ausgerüstet in freierer Hoheit einherziehn, ist mir wie gelähmt. Doch — ja, auch dies ist Poesie. Harmlose Kindheit, wie ich sie hier

verlebte, erscheint in zartester Poesie verklärt; man fühlt in ihr eine Reinheit und Glückseligkeit, lieblicher als die Glorie höherer Geister. Ja, bei dieser ihrer empfundnen Erscheinung vermiss' ich etwas in meinem jetzigen Zustand, und sehne mich nach den fehlenden Wohlthätern und Genossen meiner Vergangenheit, dafs ich mit ihnen, die Gegenwart vergessend, Herz an Herz sänke. Und diese heilige Herzensfeier — sie hätte auch wohl Raum in meiner Bestimmung! und — sie ist darin aufgenommen, weil sie mir verstattet war. Nun weiter auf unsrer scenenvollen Bahn!"

Sechstes Kapitel.

Die Akademie der Liebe.

Amar ging jetzt gen Avignon, um mit der dortigen Akademie der Liebe, wovon er schon in Mailand, und vermuthlich noch mehr auf seinem Weg von den Alpen her, gehört hatte, Bekanntschaft zu machen. Ein solches Institut schien ihm poetischer Abkunft und eine Statt, die, wenn nicht seine Wunderkraft, doch seinen Geist ganz vorzüglich einlade. Er sprach darüber mit Lucinen zum voraus, und seine Fahrt dahin beschleunigte sich mit jedem weiteren Wort darüber mehr und mehr. Den Heiligen erschien ein schöner Tag nach einer gewittervollen Nacht; die Natur, die sie in üppiger Fruchtbarkeit umgab, athmete nektarische

Erquickung. Sie ritten am südlichen Ufer der Durance hinab, bis nach Noves, einem sehr anmuthig gelegnen Flecken. Hier setzte eine Fähre sie über den Strom; und kaum betraten sie das andere Ufer, als sie einen festlichen Zug von Menschen mit Musik und Gesang gegen sie herkommen sahn. Es war die Akademie der Liebe in persönlicher Versammlung, an der Spitze von vielem unakademischen Volk. Ich weifs nicht, wie sie von Aimars und Lucinens Daherkunft so genau unterrichtet worden war; aber sie empfange das Heiligenpaar und führe es in Avignon ein! Ich erzähle indefs ein weniges von der Entstehung, der Natur und den Mitgliedern dieser Akademie.

Azalais, Marquisin von Avignon, Tochter des Grafen von Foix, eine Dame von ungemeiner Schönheit und vielem Geist, hatte vor ungefähr vier Jahren eine

Akademie der Liebe errichtet. *) Sie war mit dem Marquis Raimond, aus dem Hause Toulouse, vermählt, lebte jedoch von ihm entfernt; sie sah sich bald nach geschehner Vermählung von ihm verlassen, und mit der Regierung des Marquisats auf unbestimmte Zeit beauftragt. Raimond ging von dannen in die weite Welt, nicht auf ritterliche, sondern auf literarische Abenteuer. Er war ein leidenschaftlicher und sehr gelehrter Liebhaber der ältern Romantik, und zog auf Untersuchung der Denkmale und Spuren der paladinischen Thaten und Wunder zu Karls

*) Pater Hilarius sagt bald Academia amatoria, bald Aula amoris. Letzteres ist die wörtliche Übersetzung von Cour d'amour. Was hier von der Cour d'amour in Avignon erzählt wird, darf bei einer künftigen Geschichte der alten Literatur und Kultur Frankreichs nicht übersehen werden.

des Grofsen Lebzeiten aus. Schon hatte er Nachrichten von dem Kreuzweg in Tschirkassien, wo Graf Roland einem Kurier aus Katay begegnete, eingesandt; ferner, von den Ruinen des zerstörten Zauberparks der Fee Dragontine, mit Bestimmung des wahren Laufs ihres Letheflusses; weiter, von dem Wiesenbach, in welchem Roland den von ihm erschlagenen Heidenkaiser Agrikan taufte, und von dem Feldlager des 2,200,000 Mann starken Serikanerheers; und endlich eine umständliche Topografie der Residenz Albracka hinten in Indien, *) mit vielen Handzeichnungen, nebst dem Lebensende der Prinzessin Angelika. Diese starb, von dem afrikanischen Pagen Medoro, ihrem selbsterkornen Geliebten, ver-

*) S. Orlando der Rasende, mit vorangeschicktem Auszug des Orlando Inamorato, Zürich, bei H. Gefsner, 1798.

schmäht und verlassen, vor Verzweiflung in einer indischen Schäferei. O unseliges aber wohlverdientes Ende einer Schönen, durch deren Schnödigkeit die würdigsten Helden der Welt zu Narren und Wütherichen wurden! Doch dieses nur beiläufig. Marquis Raimond war, laut der letzten Zeitung, von Taprobane zum Eiland der Fee Alcina abgesegelt. Von frühster Jugend an war er der schönen Literatur, d. h. den Romanzen und Liebesliedern, ergeben, und daher ein Gönner der Poeten und Sänger, welche damals im südlichen Frankreich in beträchtlicher Menge hervorkamen. Seine Gemahlin theilte von Hause aus diese Neigung mit ihm, und ihr Geschmack an Poesie wuchs um ein nicht geringes, als sie an ihrem Hochzeitsfest sich von dreifsig der nahmhaftesten Dichter in die Wette lobsingen hörte. Nun aber ergriff den Marquis, ihren Gatten,

auf einmahl die Sucht, den Irrfahrten der alten Paladine nachzuspüren, und seine Erforschungen darüber der Welt mitzutheilen; und — war es vielleicht Eifersucht nach nicht minder herrlichem Ruhm, was der Marquisin die Errichtung einer Liebesakademie eingab? Genug, Azelais hatte zuerst den Einfall, ein solches Institut zu gründen, und erlangte dadurch bereits einen glorreichen Namen von dem Ufer der Rhone bis nach Dänemark und dem Kaiserthron von Trapezunt. Sie war die oberste Schiedsrichterin in Liebesstreitsachen durch die ganze galante Ritterwelt, und hatte dabei der Geschäfte so viel, dafs sie die Verwaltung ihres Marquisats gänzlich dem Herrn von Cavaillon, einem ihrer Freunde, überliefs. Zwar blieb ihr Beispiel nicht unnachgeahmt, es fanden sich schon mehrere Liebeshöfe im südlichen Frankreich; es entstand eine Liebha-

berei daran, sie wurden Sache des guten Tons und der feineren Bildung, ein Modeartikel: aber Azelais blieb mit dem ihrigen noch bis jetzt die Königin über alle andern.

(Doch, in Parenthese gesagt, ich vergafs eine nöthige Bemerkung, die Entstehung der Cours d'amour betreffend. Sie waren, dem Einfall und Geist der liebeholden Azelais unbeschadet, eigentlich eine Frucht der Noth. Wie auf andre Dinge, so führte die Noth auch ganz dicht auf diese Erfindung hin, man stiefs mit dem Fufs daran, und es kam nur darauf an, sich zu bücken und zu sehn, was es sey. Diese Kleinigkeit, auf welche jedoch gemeine Köpfe nicht zu verfallen pflegen, war das Verdienst der Marquisin von Avignon. Die Poeten und die galante Welt warfen sich nemlich schon seit längerm allerlei Fragen, vornehmlich aus

dem Gebiet der Liebe, auf, und stritten sich darüber, mit Witz und Aberwitz, in die Irre, ohne zu einem Endausspruch, dem sich alle als dem unwiderstehlich gerechten unterworfen hätten, zu gelangen. Wie war diesem Übel nun abzuhelfen? Durch ein Tribunal, welches über Streitsachen der Art in höchster Instanz, ohne alle Appellazion, entschied. Und wodurch konnte ein solches Tribunal dieses höchste Ansehn erhalten? Durch den Vorsitz einer Dame. So gründete Azelais ihren Liebeshof. Aber sie dehnte dessen Bestimmung noch über die Quaestiones amatorias hinaus, wie wir jetzt sehn werden.)

Die Geschäfte der Akademie der Liebe waren folgende:

1. Verhandlung und Entscheidung der Streitfragen, die Liebe betreffend, an und für sich.
2. Schlichtung wirklicher Liebeshändel.

3. Abfassung und Sammlung der Liebesgeschichten aller Welt.

4. Würdigung aller neuen Liebesgedichte und Preisbestimmungen für die besten derselben.

In den Geschäften der ersten Abtheilung war dieser Liebeshof die anerkannte oberste Behörde für das In- und Ausland; denn auch aus diesem liefen erotische Fragen, oft mit glänzenden Gesandtschaften, ein. Bei denen der zweiten Abtheilung wurden Kläger und Beklagte vorgeladen, ihre Sachen vernommen und abgeurtheilt, und den Schuldigen Strafen zuerkannt. Da es solcher klagbaren Händel gar zu viele gab, so hatte Azclais auch die andern Liebeshöfe darüber des höchsten Rittersprucht fähig erklärt. Die abgefafsten Liebesgeschichten wurden in eine allgemeine Fundgrube der Erotik zusammengetragen. Das letzte Geschäft, die Liebesgedichte be-

treffend, geschah alljährlich um die Johanniszeit.

Mitglieder der Akademie.

Sie waren zweierlei, einheimische und auswärtige. Die letztern statteten über die Geschichte der Liebe aus aller Welt Bericht ab. Der erstern waren zusammen vierzig, zehn weibliche und dreifsig männliche. Von diesen bestand ein Zehend aus blofsen Schreibern, die alle Verhandlungen und Aussprüche der Akademie wörtlich für ein urkundliches Archiv niederschrieben. Ein anderes Zehend enthielt die Sekretaire der Akademie; diese besorgten den auswärtigen Briefwechsel, und lieferten die eingelaufenen Papiere ein. Ein drittes Zehend war mit Abfassung der mündlich oder schriftlich vernommenen Liebesgeschichten beschäftigt. Also nur Ein Zehend machte die wirklich, mit

Kopf und Mund, verhandelnden Mitglieder aus, und diese waren folgende:

1. Azelais, Präsidentin der Akademie. Sie stand in der Blüthe ihres Körpers und Geistes, der Poesie, der Liebe und der Welt ungefähr in gleichem Grade kundig.

2. Klara von Andüre, eine junge Dame von zarter Seele und tiefer Empfindung.

3. Flavie von Ventadour, eine naive, muntere Frau. Ihr Mann sass im Ausschuss der Liebesgeschichtschreiber, und führte darin die wackerste Feder. Er schrieb so unablässig con amore, dass er darüber con amore zu handeln vergass.

4. Nanon von Figuieres, eine Dame von gesetztem Verstand, 40 Jahr alt. Sie war zum drittenmahl Wittwe.

5. Eudes, König von Arelat. Er fand viel Vergnügen an der Akademie,

und unterschrieb sich gern als Mitglied derselben. Übrigens war er nicht immer gegenwärtig; aber Cigala, ein Mann von grofsem Scharfsinn, füllte dann seinen Platz vollkommen aus. Jetzt war Eudes in eigner Person da.

6. Bernard von Borneil, Meister der Troubadours (provenzalischen Dichter) zubenamt. Der König von Arragon hatte ihm diesen Ehrentitel beigelegt; aber fast alle Troubadours machten ihm denselben streitig. Er war aber wirklich ein Dichter von vorzüglicher Einbildungskraft und poetischem Ausdruck.

7. Gaucelm Faidit, ein witziger Kopf und artiger Versmacher. Er war viel im Abendlande umhergestrichen, und hatte sich einen Namen gemacht.

8. Pons Barba, ein Poet aus Katalonien. Er hatte viel Affekt, wofür ihm der Ausdruck gewöhnlich mifsglückte.

9. Bertrand von Born, ein Ritter von tüchtigem Verstand, mehr kraftvoll als fein, jedoch nicht unlenksam. Er war ein Leu von Amorinen gezäumt und geritten. Azelais sandte ihm die Amorinen zu.

10. Vicomte von Bergedan, mit einer trefflichen Tenorstimme; übrigens von galantem Benehmen, und etwas spitzfündig dabei.

Diese zehn vornehmsten, und alle übrigen Akademiker, empfingen, mit einem grofsen Gefolge von vornehmen und geringen Leuten, Aimar und Lucinen am Ufer der Dürance. Aber sie sind schon in Avignon. Avignon liegt zum Theil in der Ebne, zum Theil auf einer Höhe; auf dieser stand oben das Schlofs der Marquisin, in weiter Umsicht: die Provence, Dauphiné und Languedoc breiteten sich in einem grofsen Panorama der Natur umher.

Auch lag ein schattenreicher Garten am Schlofs. Alles war für den Aufenthalt der Heiligen bereitet. Sie betraten das Schlofs gegen Mittag, und haben bereits ein geschmackvolles Mahl gehalten.

Siebentes Kapitel.

Stück eines Gesprächs im Garten.

Noch hat die Akademie der Liebe fast nichts gethan, als den Heiligen zugehört. Diese erzählten, was jener von ihrem Leben und den Wunderheilungen, welche sie verrichteten, noch unbekannt war, und das Zehend der erotischen Geschichtschreiber ist schon in voller Arbeit, ihre Erzählungen in der Frische des ersten Eindrucks nachzuerzählen. Auch die andern zwanzig schreibenden Mitglieder sind schon wieder in ihren Arbeitszimmern; nur die zehn vornehmsten unterhalten sich, nebst einigen andern Herrn und Damen, mit Aimar und Lucinen im Garten. Alle hatten diesen mit der lebhaftesten Theilnahme und mit dem Anschein einer hohen

innerlichen Empfänglichkeit zugehört. Sie standen, den Heiligen und sich selbst zu Ehren, in der Blüthe des Geistes und der Annehmlichkeit, deren sie ihrer verschiednen Natur und Bildung nach fähig waren, und äuſserten sie in Mienen und Geberden mit interessanter Mannigfaltigkeit. Aimar schöpfte das Feinste dieser ihrer Erscheinungen ab in seine Fantasie, und rief, davon begeistert, aus, im Garten, wo seine letzte Erzählung endigte:

„O dreimahl willkommen, Ihr Lieben! Bei Euch erhohl' ich mich in der Welt. Ihr seyd Menschen, wie sie alle seyn sollten, nach der Absicht der Natur, welche für Poesie und Liebe, ihre Grundseele, und für das Glück in beiden schafft was sie schafft. Fürwahr, alle meine Empfindungen und Strebungen regen sich eben in so lebendigem und gedrängtem Auszug in mir, daſs ich's nicht ordentlich aus-

sprechen kann. Aber Ihr athmet das eigentliche Leben, und lebt es mit Sinn, Bewufstseyn und Wahl, heiter und vollständig. Ihr seyd, ich seh' es, wie die Schwalben, ihrem erdigten Winterbett entschlüpft. Nichts Schweres und Widerwärtiges an Euch. Euer ganzes Benehmen ist, einzeln und zusammen, freundliche Freiheit, scherzlicher Frohsinn, leichte Anmuth, trauliche Holdheit, geistvolle Sicherheit über Euch selbst, eine liebliche, erquickende, seelenbeflügelnde Harmonie — Ihr seyd die Schofskinder der Poesie und Liebe."

Aimar brach in dieses lebhafte und treuherzige Lob so auf einmahl aus, dafs die Gesellschaft davon überrascht und zum Theil in Verlegenheit gesetzt wurde. Einige traten etwas zurück, andere etwas mehr vor, als wollten sie reden. Azelais aber nahm, in voller Geistesfreiheit, zu-

erst das Wort, und versetzte auf Aimars Rede mit anmuthigem Anstand:

„Aimar, wir dürfen Euch für Eure Meinung über uns kaum danken; sie ist sehr poetisch, und Ihr spiegelt darin Eure eigne Vollkommenheit ab. Aber Euch nicht ganz zu mifsfallen, wird gewifs unsre gröfseste Freude seyn. Doch, vergefst nicht, dafs wir keine Heilige, sondern nur Liebhaber der Liebe und Poesie sind. Wir sind wie die Bäume hier; wir wurzeln im Grund und Boden der Prose, und streben nur mit Kopf und Herz, so weit es gehn will, in die Himmelsluft der Poesie hinauf.“

Bertrand von Born. Ich für meine Person helfe die Liebeshändel der Welt nach Möglichkeit schlichten. Für Poesie hab' ich eigentlich keinen Sinn, ich sage jedoch zu seiner Zeit, was ich von den Versen Andrer erachte. Übrigens, Aimar,

und Ihr, Lucine, verehr' ich Euch mit aller Gebühr und Wahrhaftigkeit.

Eudes von Arelat. Ihr Heiligen, bei unsrer Akademie! ich sehe und höre Euch mit vielem Vergnügen, und möchte um das beste Glück meines Reichs jetzt nicht abwesend seyn.

Bernard von Borneil. Aimar, ich sinne noch der hohen und blendenden Ansicht nach, die Euch über uns aufging. Ich sehe dabei im stillen See meiner Fantasie den Himmel Eures dichterischen Gemüths, und Eure Vorstellungen steigern mich so hoch — sie könnten mich zu einer poetischen Himmelfahrt bringen.

Gaucelm Faidit (vor sich). In den Wolken hängt er schon mit dem Kopf.

Flavit von Ventadour. Ich bitt' Euch, Ihr Heiligen, nehmt uns alle nicht für mehr, als was wir sind; sonst möch-

ten wir bei Euch zu kurz kommen, und befänden uns nicht besser dabei.

Flavie sprach diese Worte mit so harmloser Unbefangenheit, dafs Aimar, in dessen höhere Stimmung die Worte Bertrands und des Königs von Arelat etwas mifsgeklungen hatten, eine heitere Laune ergriff. „Flavie, sprach er, Ihr redet eben so wahr als natürlich, und mit poetischerm Sinn als Ihr glaubt. Ja, Freunde, seyd alle ganz unbefangen, und sprecht, und handelt, so wie ich, wie's Euch gerade ums Herz ist. Zwang und Aengstlichkeit sind eine Schwindsucht der Seele und der Tod aller Wahrheit, Frohheit und Poesie; sie machen die Menschen zu Zwergbäumen und geschnitzten Figuren, zu Lügen und Spottbildern auf ihre eigne Natur. Jedermann empfing seinen Theil Geist und Gefühl; lafst sie frei und getrost sich entfalten, mannigfach, wie die Pflanzen in

der offenen Luft! Der Himmel liebt sie alle. Zwang ist ein Unhold des Lebens; er verkürzt und verkrüppelt ein jedes in seiner Natur, und macht's überall so eng und sticklüftig, dafs einem der Athem vergeht."

Aimar fühlte, dafs er vorhin sich ein wenig überflogen hatte, und war nun in einer der Gesellschaft angemessneren Fassung. Alle wurden offen und munter, bis auf einen der unakademischen Ritter; dieser stand etwas fern, im stillen Anschaun Lucinens verloren. Ich weifs nicht, was alles noch gesprochen ward. Aimar wünschte indefs, die Akademie in ihren öffentlichen Geschäften zu sehn, und dieses geschah vom folgenden Morgen an.

Achtes Kapitel.

Verhandlung einer Liebesstreitfrage.

Azalais legte am andern Morgen den Heiligen folgende Fragen vor, welche die Akademie zu untersuchen und zu beantworten hatte, mit der Bitte, eine davon für die heutige Sitzung auszuwählen.

1. „Wer leidet mehr, der Mann dessen Frau, oder der Liebende dessen Geliebte untreu ist?“ *) Mit vielen sich widersprechenden Meinungen und Erörterungen eingesandt von einer weltlichen und geistlichen Gesellschaft in Orleans.

---

*) Diese und die drei folgenden Fragen finden sich, unter anderen, in den provenzalischen Tensons aufgeworfen, aber nicht beantwortet. S. Erzählungen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, (...alle bei Ruff), 1. Th. S. 18.

2. „Dieser rühmt sich nichtempfangener Gunstbezeigungen, jener plaudert die wirklich erhaltenen aus: wer von beiden ist straffalliger?“ Eingesandt von einer Dame in Poitiers.

3. „Du erfreutest dich der Gunst einer Dame, sie verläßt dich und wendet mir ihre Liebe zu: wer von uns beiden darf sich am glücklichsten schätzen?“ — Bitte um Eil. Eingesandt vom König von Arragon.

4. „Ich liebe eine Schöne, deren Herz ich nicht habe gewinnen können; einer Andern Herz ist mir geneigt. Soll ich die erste aufgeben, oder ihr ferner anhängen?“ Eingesandt vom Grafen Thibaut von Champagne.

Aimar und Lucine wählten, trotz der Eil, die der König von Arragon seiner Frage angehängt hatte, die vierte Frage, mit dem Verlangen an sämmtliche Mit-

glieder, ihren Gegenstand ganz so zu verhandeln, als wenn sie unter sich allein wären. Sie wollten nur Zuhörer seyn, und höchstens am Ende ihre Meinung ganz unmafsgeblich äufsern.

Der akademische Sitzungsplatz war ein geräumiger ovaler Saal, auf der einen Seite ein erhobner thronmäfsiger Sitz für die Präsidentin, vor ihm, im halben Mond, neun Sessel für die Mitglieder, und daneben, links und rechts, Tisch und Bank für die Schreiber. Schon sitzt alles an seinem Ort, Aimar und Lucine auf zwei Armstühlen zu den Seiten der Präsidentin. Diese beginnt:

Die Frage, welche uns jetzt zu untersuchen obliegt, kommt vom Grafen Thibaut von Champagne, und lautet also: „Ich habe eine Schöne, deren Herz ich nicht habe gewinnen können; einer Andern Herz ist mir geneigt. Soll ich die erste aufge-

ben, oder ihr ferner anhangen?“ — Wohlan! was halten wir davon?

Vicomte von Bergedan. Ohne Zweifel ist in dieser Frage von dem wahrhaften Lieben, dem aimer d'amour, die Rede. Aber da hat, dünkt mich, Graf Thibaut sie zu flüchtig hingeworfen. Er hätte bestimmen sollen, wie lang' er seine Schöne, ohne von ihr erhört zu seyn, liebe.

Flavie von Ventadour. Und wie lange dürfte man denn wohl eine Dame unerhört lieben, Herr Vicomte?

Bergedan. Die Eine und die Andere gewiss unendlich lange, schöne Flavie.

Bertrand von Born. Ich bitt' Euch, keine Fleuretten! sie sind hier ausser der Zeit.

Gaucelm Faidit. Aber die Zeit selbst möchte in der Liebe wohl nicht gleichgültig seyn. Ich trage darauf an, festzusetzen, wie lang' ein Liebhaber billi-

ger Weise ohne Erhörung lieben könne. Dieser Punkt ist in der galanten Welt noch bis heute nicht gesetzlich entschieden.

Bernard von Borneil. Wenn Ihr dieses im Ernste sagt, so frag' ich: wollt Ihr der Liebe den Kalender in die Hand geben? Eitle Galanterie mag ihn tragen! Wahre Liebe wirft ihn weg, und kennt keinen anderen Zeitweiser als innen das Herz.

Klara von Andüre. Drum glaub' ich, wer im Ernste fragt, ob er eine Geliebte darum, weil er ihr Herz nicht so schnell, als er wünschte, gewann, für eine Andre aufgeben solle, der liebte die erste nicht sehr wahrhaft, und hat sie schon so gut wie aufgegeben.

Pons Barba. Edle Klara, ich unterschreib' Eure Meinung, und denke, Graf Thibaut hätte daran Antwort genug.

König Eudes. Aber ich möchte wohl hören, wie lange Jemand eine Dame gesetzlicher Weise unerhört zu lieben hätte.

Gaucelm Faidit. Herr Kollege, die gesetzliche Zeit ist noch nicht da; schlagt sie vor.

König Eudes. Wartet einmahl! — Vorausgesetzt, eine Schöne gefiele mir über alle Maßen, und ich möchte sie lieber haben als die ganze Welt — zwei — nein, es sey! vier Wochen lang!

Flavie. Ein schöner Liebhaber, der nicht wenigstens zehn Jahre lang vergebens schmachten möchte!

K. Eudes. Ich protestire dagegen. Ihr Schreiber da, merkt's an!

Azelais. Wir gerathen in einen Nebenstreit, dessen Gegenstand von zu kitzlicher Art ist, als daß wir uns darüber vereinigen möchten. Wenn, wie Borneil

sehr wohl bemerkte, der Kalender nicht in der Liebe der Mafsstab der Zeit ihrer Länge nach seyn darf, so darf er's auch nicht ihrer Kürze nach seyn. Wenig Zeit kann viel Liebe fassen, und Ein Tag voll wahrer, heifser Liebe ist mehr werth als ein ganzes Jahr voll lauer, zweideutiger Liebhaberei. Lassen wir also die Sache mit der Zeit dahingestellt! Thibauts Frage ist füglich noch von andern Seiten zu erwägen; z. B. äufserte seine Schöne nur schlechtweg keine Neigung, oder wirkliche Abneigung gegen ihn?

Gaucelm Faidit. Eine wichtige Frage! Nur seh' ich nicht wohl, woraus wir sie beantworten sollen.

Bergedan. Ihr meint wohl, wir hätten dazu von Thibaut und seiner Schönen etwas sehn oder hören müssen?

Ritter Born. Gut! da antworten

wir: Graf, ist deine Dame dir geradezu abgeneigt, so lafs sie fahren!

König Eudes. Ich behaupte aber, sie ist ihm nicht geradezu abgeneigt.

Flavie. Und woher, wenn ich fragen darf?

Eudes. Vorausgesetzt, er hat ihr zwei bis vier Wochen lang ritterlich seine Huldigung erwiesen.

Flavie. Vier Woshen oder vier Jahre lang! Aber wenn er ihr damit mifsfallen hat, und je länger desto mehr?

Eudes. So versteh' ich mich nicht darauf.

Flavie. Als wenn unser Herz für die Huldigung jedes Mannes gemacht wäre!

Nanon von Figuieres. Ja wohl!

Born. Ihr springt seitwärts ab. Bleibt in den Schranken!

Azelais. Nicht zu kurzsichtig, Rit-

ter Born! sie sind noch in den Schranken. Es gilt hier die Neigungslosigkeit und Abneigung, zwei weibliche Widersacher, die schon manchen hochbrüstigen Liebesritter aus dem Sattel warfen.

Born. Frau Präsidentin, Ihr habt recht. Aber bei Sankt Magdalenen! tausendmahl von Ihnen abgeworfen, kämpf' ich noch tausendmahl mit Ihnen, auf Tod und Leben.

Nanon v. Figui'eres. Ritter Born, bleibt in den Schranken!

Born. Um Vergebung, ich antwortete nur der Frau Präsidentin.

Bergedan. Die Frage also lautete, ob Thibauts Dame ihm nur nichtgeneigt, oder abgeneigt wäre?

Gaucelm. Abneigung steht rückwärts gebeugt, Nichtneigung steht gerade; es kommt also nur darauf an, diese vorwärts zu beugen, und sie wird Nei-

gung; und ich wette, bloſse Nichtneigung ist ihrer Natur nach weich, und geneigt, Neigung zu werden.

Flavie. In Wahrheit, eine feine Witzelei!

Pons Barba. Aber wodurch wäre wohl Nichtneigung zur Neigung zu beugen? Durch Liebe, die sie überwächst, wie der Strom den Damm, und mit immer gröſserer Kraft, Schönheit und Geduld auf sie losstürmt.

Bergedan. Und sie mit losstürmender Geduld, durchbricht und hinwegschwemmt. Gut ausgedrückt!

Klara von Andäre. Und wenn Thibaut seiner Schönen Herz nicht sogleich geneigt fände; so sollt' er sie aufgeben? Ich wiederhohl' es, fragt er im Ernste so, so thu' er, was ihm beliebt. Wahre Liebe ist's nicht was er fühlt.

Borneil. Wohl, Klara! Ein schnell

gewonnenes Herz ist selten des Gewinnstes werth. Ein Herz, des edelsten Strebens der Liebe würdig, liegt hoch, hoch hinauf, auf dem Gipfel menschlicher Tugendkraft, und scheint dort von himmlischer Hand zum Preise dargehalten.

Azelais. Genug über diesen Punkt! Aber wie? wenn Thibauts Geliebte ihm wirklich abgeneigt wäre?

Born. Wie schon gesagt, so lass' er, sie fahren!

Azelais. Born, Ihr wolltet, dünkt mich, vorhin mit der Abneigung kämpfen.

Born. Recht, ganz recht! aber auf Tod und Leben. Entweder sie oder ich bliebe auf dem Platz; eher ruhte ich nicht.

Flavie. Glück zu, Ritter Born! Aber ich rathe Euch, schlagt Euch lieber gegen ein ganzes Morenheer, als gegen eine weibliche Abneigung, wenn sie wahr

und entschieden ist. Nicht wahr, Frau Präsidentin?

König Eudes. Hier ist mein Handschuh! Ich fodre eine solche Abneigung heraus.

Flavied. Ich bitt' Euch, nehmt Euern Handschuh wieder auf.

Nanon. Ja wohl!

Bergedan. Aber, Flavie, mit Eurer Erlaubniſs, eine Abneigung, die nicht wahr und entschieden wäre?

Flavie. Mit Eurer Erlaubniſs, Herr Vicomte, davon reden wir nicht.

Gaucelm. Ich bitt' um Eure Aufmerksamkeit. Wir müssen hier wohl und weislich unterscheiden. Es giebt der Abneigungen mancherlei. Erstlich, bloſs scheinbare, Neigung in Abneigung verlarvt —

Flavie. Die Ihr wohl sogleich erkenntet? Nehmt Euch in Acht!

Gaucelm. Zweitens, reine Abneigung, die bloſs darum Abneigung ist, weil sie es ist —

Endes. Fürwahr, die läſst sich ja gar nicht fassen!

Bergedan. Recht! sie ist kahl und glatt wie ein Aal, oder ringsum voll stehender Stacheln, wie ein zusammengezogener Igel.

Gaucelm. Drittens, Abneigung aus Vorurtheil, Unkunde, Irrthum, die, sobald diese schwinden, als holdbeschämte, seelenfreundliche Neigung, wie der Mond aus nächtlichen Wolken, erscheint.

Pons Barba. Ein Bild, mir aus dem Gemüth gemalt!

Gaucelm. Viertens, Abneigung, oder vielmehr eine Menge Abneigungen, die, Gott weiſs durch was für Kleinigkeiten und Kleinigkeitchen, in Einem Ruck, oder in zwei, drei Rückchen, sich zu Neigun-

gen wenden, wie Wetterfahnlein im Wechselwind —

Flavie. Und fünftens, Abneigung, die sehr abgeneigt ist, Euch weiter zu hören.

Bergedan. Und sechstens, Abneigung von dem Einen, weil Neigung zu dem Andern da ist. Könnte dies nicht mit Thibauts Liebchen der Fall seyn? Da träfen wir erst jetzt auf den Hauptpunkt.

Azelais. Wohl, Bergedan! Also, sollte Thibaut seine Schöne aufgeben, wenn sie einem Andern geneigt wäre?

Eudes. Ei bewahre!

Born. Bei meiner Treu, aufgeben? Er fodre den Andern heraus, auf Tod und Leben! Aufgeben? abziehn? So zerbrecht ihm sein Schwerdt vor der Nase, werft's ihm um den Kopf, und stoßt ihn mit den Füßen aus aller Liebe und Ritterschaft hinaus in ehrloses Elend!

Azelais. Brav gesprochen, Born! Aber glaubt Ihr das Herz einer Dame durch Erschlagung ihres Geliebten zu gewinnen?

Born. Ich wäre dafür ihr Geliebter, mit Leib und Seele, bis auf den letzten Blutstropfen.

Azelais. Bedenkt Euch wohl! Wär's nicht natürlich, wenn sie für einen so barbarischen Erweis Eurer Liebe Euch hafste und verabscheute?

Born. Was sagt Ihr? — So zög' ich fort in alle Welt, thäte lauter grofse Thaten zu ihrem Preis; und gewänn' ich dadurch noch nicht ihr Herz, so begrüb' ich mich unter der Last meines Ruhms, und die Welt schriebe oben drauf: Er verdiente ihr Herz.

Nanon. Ritter, jetzt springt Ihr doch wohl über die Schranken?

Born. Ich antwortete nur der Frau Präsidentin.

Bergedan. Aber, Born, warum sollte es gleich zum Todtschlagen kommen? Wär's nicht genug, Thibaut streckte den glücklichen Nebenbuhler, wenn er einen hätte, ab in den Sand, und verkleinerte ihn an Tapferkeit und Ruhm?

Borneil. Ja. Edle Schönen sind sehr empfindlich für den Ruhm, und lieben immer nur den würdigsten Mann. Sie sind Heliotropen, die sich stets nur nach der Sonne wenden.

Azelais. Und hiermit scheint mir Thibauts Frage unsrer Beantwortung reif.

König Eudes. Um Verzeihung! Eins wurde noch ganz vergessen, und ich denke, eben das Beste. Thibaut meldet ja, dafs ihm statt der abgeneigten Schönen eine andre geneigt ist.

Flavie. Und was weiter?

Gaucelm. Thibaut soll sich ohne Zweifel mit der Geneigten trösten?

Endes. Und das mit Schuldigkeit, wenn er ein gutes Herz hat! Er weifs am befsten, dafs es mit dem unerhört lieben kein Spafs ist; er mags also auch Andern ersparen.

Klara. Thue er's doch! Aber die eigentliche Frage ist, ob man eine Geliebte, deren Herz man nicht so bald gewann, aufgeben solle? Fühlt Thibaut sich hierzu geneigt, so sey's warum es sey! Wir haben ihm nichts darüber zu sagen.

Azelais. Genug! — Aimar und Lucine, dürft' ich Euch nun bitten, uns mit Euerm Gutachten über den verhandelten Gegenstand zu beehren? Lucine, vergönnt mir, Euch zuerst darum zu ersuchen.

Lucine. Soll ich über die Sache selbst meine Meinung sagen? Ich bin nicht geübt, meine Gedanken in mancherlei Sinn und Gestalten zu stellen, und sie, wie aus einem geschliffenen Demant, in wechseln-

den Farben spielen zu lassen. Ich bin schlicht und einfach, und alles was ich sagen kann ist, dafs ich nur Einmahl liebte, und die Liebe nicht kenne, die sich von dem einmahl geliebten Herzen abwenden kann. Meinem Gefühl nach ist Liebe, welche dieses vermag, ohne dafs das erste Herz ihrer unwürdig ward, nicht wahre Liebe; mindestens ist's eine andere Liebe, als die, welche ich kenne, und in welche sich alle meine Gedanken und Empfindungen, ohne sich in Worten auszusprechen, in stiller Eintracht verlieren. Ich weifs nicht, ob diese Erklärung für Eure Sache etwas seyn mag; sie sey nur anspruchlose Äufserung meiner wahren innern Gesinnung.

Aimar. O, Worte des Herzens seyen ins Herz geschrieben! — Edle Frauen und Männer, ich habe Euch mit Vergnügen zugehört; Ihr zeigtet alle bei Eurem Reden

Eure Gaben und Eigenheiten in natürlicher Freiheit, und ich erkenne in Euch eine sehr achtbare Streitgesellschaft über Liebesfragen, so gut die Welt, wie sie ist, sie nur aufwerfen kann. Auch seh' ich ungefähr voraus, wie Ihr, Azelais, Thibauts Frage nach dem Gesprochnen, beantworten werdet. Aber erlaubt mir, nur über einen der angeregten Punkte mein Herz zu eröffnen. Was will Thibaut? Er gewann noch nicht seiner Schönen Herz. Wer sagt uns denn, ob er's zu erhalten verdiente? Aber er sey ein Ehrenmann und verlange mit gutem Herzen nach Edlem und Schönem. Wie? und er wird ungeduldig? Was er heute verlangen lernt, soll ihm schon morgen werden? Er streckt nur die Hand danach hin, und es soll ihm hineinfallen, wie ein Apfel vom Baum in der Reifezeit? Thibaut spricht nicht von wahrer Liebe und ihrem

würdigsten Preis. Ja, Klara und Borneil, wahre Liebe strebt ein Herz, ihres edelsten Kampfes werth, bis zu der höchsten Staffel des Verdienstes zu erringen. Emporstrebung solcher Liebe zu ihrer erschnten kränzenden Myrte ist die Goldader im Schiefer des Menschenlebens; sie zieht einen wunderbar fruchtbaren Himmelsstrich über die edlern Keime der Menschheit, und sie erwachsen wetteifernd, Blüthe auf Blüthe, und Frucht auf Frucht, ein Eden auf Erden. Hoffnung ist der Genius, der ihr voranschwebt. O Hoffnung, Hoffnung! du kommst vom Himmel, die Menschheit zu erheben, und erreichbar ist alles Schöne und Grofse, wofür du die edlern Herzen beseelst. Du fliehst und hassest den Kleinmüthigen und Feigen. Kleinmuth und Feigheit sind's, die das Menschengeschlecht entadeln, erniedrigen, und bis zur unausstehlichen Nichtswürdigkeit verelenden.

O auf, Ihr Lieben! folgt schönen und grofsen Hoffnungen, und traut ihnen ganz, so lang sie Euch aufwärts führen! Und schwinden sie disseits des Zieles — Ihr lebtet und rangt edel, und steht würdiger als Euer Schicksal da; und Euch lieben die Götter.“

Die Versammlung schwieg einige Augenblicke. Drauf stand Azelais auf, dankte Aimar und Lucinen für ihre Äufserungen, und diktirte dann folgende Antwort auf Thibauts Frage:

„Ein edles weibliches Herz wird nur durch Eigenschaften und Verdienste, seiner würdig, gewonnen. Seht zu, ob Ihr diese besitzt, und erwerbt sie Euch, wenn sie Euch mangeln. Ermüdet Ihr hierin, so gebt die Geliebte, welche Euch Mühe macht, auf, und nehmt eine

Andre für geringern Preis. Euer eignes Herz sagt Euch am besten, wessen Ihr werth seyd.“

Neuntes Kapitel.

Eine Klagsache vorm Gerichtshof der Liebe.

Aimar wirft allgemeine Blicke auf die Liebe in der Welt.

Azelais hatte auf denselben Tag ein Fräulein von Montelimart nebst einem Ritter von Viviers vor Gericht geladen, und beide erschienen, die erstere als Beklagte, der letztere als Kläger. Jene, welche seit einem halben Jahr sich für die Dame des Herrn von Viviers erkannte, war von diesem, auf einen äußerlichen Anschein, der Untreue beargwohnt und beschuldigt worden. Sie hatte nemlich bei einem Turnier in Valence, wobei ihr Ritter, von einer Fehde gehindert, sich nicht einfand, statt seiner Leibfarbe, welche himmelblau war, die Leibfarbe eines der Mitkämpfer getra-

gen. Dieser Fehl, wenn's wirklich ein Fehl war, entzündete den Argwohn des Ritters von Viviers dergestalt, dafs er seine Schöne sofort beim Liebeshof der Azelais, mit Bitte um schleunige Gerechtigkeit, verklagte.

Aimar und Lucine wohnten diesem Prozefs als Zuhörer bei. Der Ritter behauptete, die Vertauschung seiner Farbe gegen die Farbe eines Andern, besonders wo dieser gegenwärtig, Er aber abwesend gewesen, zeuge, ohne allen weiteren Beweis, von Veränderung der Liebesgesinnungen, folglich von Untreue; das Fräulein hingegen betheuerte, sie habe bei jenem Turnier blofs zufällig und ohne alle Bedeutung das Corpus delicti getragen, und meinte, eine Dame dürfte in Abwesenheit ihres Ritters so, nemlich blofs zufällig und ohne alle Bedeutung, schon einmahl eine andere als dessen Farbe anle-

gen. — Der Gerichtshof der Liebe stritt sich hierüber sehr lebhaft, mit viel Witz und Scharfsinn (Schade, dafs Pater Hilarius dies erotische Rechtsgespräch zu übergehen beliebt!), bis Azelais endlich den Ausspruch that: „Da die Aussenzeichen bei der Liebe Symbole der innern Gesinnung seyn sollten, so könnte freilich aus der Vertauschung oder Ablegung der erstern die Vertauschung oder Ablegung der letztern geargwohnt werden; die Damen sollten daher, zur Verhütung alles gegründeten und ungegründeten Verdachts, so lange sie als ihrer Liebe getreu angesehen seyn möchten, die Zeichen derselben, in Abwesenheit sowohl als in Gegenwart ihrer Geliebten, an sich tragen. Da jedoch dieses erst heute zum bestimmten und ausdrücklichen Gesetz erhoben würde, so wäre das Fräulein von Montelimart, in Ermangelung alles anderweitigen Beweises,

von ihrer Anschuldigung und aller Bestrafung frei zu sprechen.“

Azelais bat auch bei dieser Sache, vor ihrem gesetzlichen Richterspruch, Aimar und Lucinen um ihr Gutachten; aber Aimar behielt sich vor, sich über ihre Steithändel in Pausch und Bogen seiner Gedanken zu entladen, sobald er eine hinreichende Übersicht davon erhalten habe, wozu er sich die Akten aus dem Archiv des Liebeshofes erbat. — Schon hat er diese, Klagsachen und Streitfragen, bis zu seiner Sättigung durchlaufen, und er beginnt vor dem Hauptzehend der Akademie, in einem Zimmer des Schlosses, wie folgt.

„Freunde, es war das erste Vornehmen der Art, welches ich jetzt bei Euch versuchte; ich stand bis auf den heutigen Tag noch nie unter Bergen von geschriebnen Akten. Euer Archiv enthalt eine Sünd-

fluth von Streitsachen über die Liebe, und mir war in jedem Augenblick, als schlügen mir die Wogen über'n Kopf zusammen. Aber ich denke, ich hielt mit Gewalt mich oben, sah was ich zu sehn brauchte, und sprang so hurtig als möglich heraus aufs Trockne. Was ich sage und noch sagen werde, soll keineswegs ein Tadel für Euch seyn, nein! ich bewundre Eure unverdrossne Mühe und den vollwichtigen und feinen Verstand, den ihr zum Frommen der Menschenkinder versplittert. Auch brecht Ihr an seinem Ort mit warmem Herzen hervor und mit poetischer Schwungkraft. Ihr seyd, alles bedacht, die trefflichste Frucht der Bildung, welche die Welt, so wie's eben darin hergeht, hervortreiben konnte, und eine wahre Wohlthat für sie, zu ihrer Befriedigung und Politur. Ihr greift durch den Schwall von Händeln, die sich von

allen Enden und Orten um Euch her häufen, in den Verkehr des Lebens ein, mit gefügigerm und wirksamerm Verstand, als ich es vermöchte, wenn ich mich an Euerm Posten aufstellen wollte. O Freunde, ich achte, liebe und bedaure Euch zugleich. An Euch liegt es nicht, wenn Eure Akten so voll Elster- und Staargeschrei von Liebe und so arm am Nachtigallengesang der Liebe sind, die allein so genannt werden sollte, und die mit der innigen, unendlich vollen und regen Poesie nur Eine Seele ist. Wie soll ich mich gegen Euch auslassen? Mir ist noch immer, als trieb' ich wie ein Span auf der Wirbelfluth Eurer Akten umher. Aber vernehmt darüber meine Gedanken, wie sie mir eben zufallen."

„Was zeigen Eure aktischen Vorfallenheiten im Übermafs? Erstlich, ein burtes Spiel von Eitelkeiten, sehr beweglich von

aufsen in allerlei Gestalten, aber inwendig hohl, oder voll Brausewind. Tausende Eurer Männer und Frauen schelten die Lauer- und Gewaltjagd ihrer Eitelkeit Liebe, und oft wohl ehrlicher Weise; sie kennen und fassen gar nicht das was sie nennen, seinem wahren Sinn und Inhalte nach. So tönt's in ihren Angelegenheiten überall von Liebe. Und was ist ihre eigentliche Geschichte? Körperreiz eitelt, Geist eitelt, und Stand, und Macht, und Reichthum, und Tapferkeit, und Ruhm, und Neid, und Dünkel, und Dummheit, und Grobheit. — Um's Himmels willen, alles eitelt aus leerer Thorheit und Narrheit, ohne anderes Gefühl als das, Vorzug, Triumf, Schadenfreude und Lust zu erjagen und abzujagen, die man nicht einmahl zu schätzen und zu schmecken weifs, sobald sie vereitelt worden sind. Arme Opfer, die ihr der Liebe- und Gütelosen

Eitelkeit fallet! Und fallen sie nicht, schaut alle die Eitelkeiten, wie sie sich entrüsten, sich mifsgeberden, verunglimpfen, verfeinden, verkehren, unter, und über einander tollen! und da hägeln nun Wolken von Klagen und Mifsthaten herab. Schlagt Eure Akten auf! sie wimmeln von solchem Unwesen, welches ich nur auf einmahl wie eine Vögelflucht aus dem Wald aufscheuche. Man könnte beim Blick aufs Gesammte aufser Verstand kommen, und es ist dessen gar kein Ende auf der Welt. Euer schiedsrichterlicher Verstand sucht hier das Meer mit Sieben auszuschöpfen. Aber ich ehre Eure Mühwaltung; wie sie sich auch im prosaischen Wust verfängt und verliert, sie thut doch, wie so manche andre Vornehmung auf der Welt, das ihrige. Schlicht verständig gesagt, es giebt vor erstaunlich vieler Eitelkeit wenig Liebe unter euch Menschen;

denn Liebe, wahr und von sich selbst im Herzen durchdrungen, hat keinen leeren Raum für Eitelkeit.“

„Weiter in Euern Akten! Da sind Liebende, die um der Liebe selbst willen lieben — o ja! aber, mit guten Augen angesehn, wie ist es damit? Dies beantwortet sich im grofsen Chor aus den Klagen von ihnen und gegen sie. Sinnenergötzender Zeitvertreib ist ihre Liebe! Und sie haben guten Theils viel Leidenschaft dazu, können danach bis zur Verthörung eifern, und achten dabei den Verlust ihres Kopfs, wie sie ihn just haben, schon einmahl nicht. In Wahrheit, bei dieser Art zu lieben kostet's weit häufiger den Kopf als das Herz; denn es finden sich dabei nicht viel Herzen, die sich verlieren liefsen, wie fertig man auch mit ihrem Namen um sich werfen mag. In Sinnenlust allein blüht diese Liebe, alles andre ist ihr un-

zuträglich, widerwärtig, frostig und schal. Zartes Gefühl, in dessen lauterer Wahrheit und holdem gegenseitigen Ausdruck sich die wahren liebesfähigen Herzen erkennen und beseligen, — ist dieses, oder desgleichen, nicht gekünsteltes Spiel, reizendes Aufhalten, das sich selber nicht meint; so ist's solchen Liebenden alberne, öde Langeweile. Eure Akten sind voll Schulen von dieser Liebe, und von ihrer Geschichte. Wie lautet diese? — Untreue! und das natürlich; denn nichts ist treuloser als Sinnenlüste ohne Wurzel im innern Herzen. Sie sind Raupen, die nagend von Blatt zu Blatt wandern, Mücken, die nach eingesogener Sättigung davonfliegen, schwimmendes Meergras, von Fluth und Winden dahin und daher an Klippen und Korallenriffen gejagt. Möchtet Ihr solche Liebe Treue lehren? Macht doch Gesetze und Strafarten, ganze Archive voll,

und schickt sie wie Wespenschwärme durch die Welt umher! Je mehr Gesetze und Strafen, desto ärgere Menschen. Eins wäre Euch Noth: Herzen müfstet Ihr machen, vom Odem wahrer, inniger Liebe beseelt. O! könntet Ihr diese machen, dann bliebe ich bei Euch, Euch zu helfen, und verarbeitete meine Seele mit Freuden bis zu ihrem letzten Liebeshauch; und wir liefsen sie ausfliegen, Herzen auf Herzen, unter alle Menschen, und die Erde würde ein Paradies der Liebe und Poesie. Aber so — was für ein Stoff ist's, den Ihr insonders so vielgestaltig verarbeitet? Witz! und fürwahr, die Welt ist wohl so mangelhaft und verderbt, dafs man darüber zu lauter Witz werden könnte; aber beim guten Himmel! das wäre schlimm. Witz ist auch treulos, wie die Sinnenlust, womit er auch so gern verkehrt, und sie ist gern seine Buhlerin. Er flattert und kos't

mit ihr überall, auf Disteln und Lolch wie auf Rosen.“

„O Freunde, hier umfängt mich Wehmuth. Ihr und wir, Lucine und ich, — was wir so und anders für die Menschen thun, das zeigt nur ihre Gebrechen an, und die Früchte unsrer Arbeit sind gleich dürftig und nur wie ein Auswurf. Das Schönste und Glückseligste können wir nicht hervorbringen; wir merzen nur etwas von dem Widrigsten und Unglücklichsten aus, Ihr von dem Unfrieden und Unbill, Lucine und ich von dem Seelenelend in der Liebe. Es giebt viel Anlagen zur wahren Liebe in der Welt, wie auch Eure Akten hier und da verrathen, und es ist traurig, dafs wir ihnen allen nicht aufhelfen können zu dem vollen und schönen Wuchs, wozu die Natur sie fähigte. Sie grünen zart und gesund hervor wie eine jugendliche Saat, aber die Unsitte

dieser Welt und die Abgunst des Geschicks wehn drüber hin, gleich Frostwinden im Mai, und sie ergelben und verkümmern. Herrscht denn für die besten Saaten auf Erden immerfort ein Mifsjahr? — Aber genug! Ich habe mein Herz gegen Euch erleichtert, und was ich auch noch Schmerzliches sagen könnte, Liebe bleibt doch mein Gefühl, seit dem Tage, wo meine Seele darin neu geboren ward, und sie wallt mit immer erneuter Wärme darin empor. So ist nun einmahl mein Wesen, und ich fühl's mit dem Gefühl, was eben dieses Wesen ausmacht, dafs es mir unaustilgbar ist, und dafs ich mich eher damit dieser Welt entschwinge, als dafs sie mir's ersticken könnte. Und ich brauche dafür auch wenig besorgt zu seyn; denn hätte diese Welt keinen Raum mehr dafür, so giebt's eine andre, die mich damit aufnimmt. Lebt' ich mit

meiner Liebe doch schon einmahl aufser dieser Welt, und der poetische Geist, der ihr die eine Friedensstadt schuf, kann ihr auch wohl noch eine andre und schönere schaffen.“

Zehntes Kapitel.

Urtheile über ungelesene Liebesgedichte.

Dieses Kapitel kann füglich ganz überschlagen werden; denn es thut gar nichts zu unsrer Geschichte. Es enthält nur einen Scherz des Pater Hilarius. Dieser nemlich meldet, die Akademie der Azelais habe Aimarn die von ihr bisher gesammelten Liebesgedichte in einigen Stöfsen zur Ansicht und Würdigung vorgelegt, und Aimar habe darüber a priori folgende Aussprüche gethan.

„Das Beste und Treffendste, was ich über Eure Gedichte sagen könnte, mufs ich über sie sagen, eh' ich sie gelesen habe und durch das, was sie sind, in dem, was ich mir zum voraus über sie denke, zerstreut worden bin. Laist also die Gedichte unberührt an ihrem Ort, und hört meine Kritiken über sie!“

„1. Einige, und nicht wenige davon, verrathen Regungen von wahrem poetischen Gefühl; aber dieses liegt noch zu tief und im Finstern oder Dämmerigen, und die Regungen desselben sind blind und irren sich über sich selbst. Sie müfsten in ihren Grund hineinschaun, um sich kennen und bilden zu lernen; aber das fällt ihnen noch nicht ein; es gehört dazu eine Kraft und ein Licht, welches ihnen noch fehlt. Sie wissen drum nicht eigentlich was sie wollen und sollen, und zittern und flattern in Unbestimmtheit, welches ein leidiger Zustand ist. In dieser Noth fliegen sie auf einmahl in Nachahmungen hin Sie scheinen hier wie in einen Sicherungsport gekommen zu seyn, und es wird ihnen leicht und beweglich; aber mit der Schwierigkeit sich eigens aus sich selbst zu entwickeln, werden sie auch des eignen Gefühls, welches in ihrem Grunde

lag, entladen; sie sind aus ihrem ursprünglichen Geist hinaus gerathen. Oft geht's ihnen auch anders. Der Verstand fällt in der Noth ihrer Unbestimmtheit über sie her mit Gedanken, die sie zum Besten haben, sie seltsam verrenken und entstellen, oder gar nichts von ihrem Wesen in sich auffassen. Aber sie erkennen das wenig; es wird dabei doch etwas gebildet, und es ist ihnen als wär's das Rechte, weil sie dieses, welches falsch oder gar nicht ausgedrückt ist, doch für sich so und so in der Brust empfinden. Ihr Gefühl hat die Gelbsucht, und steckt auch den Verstand damit an. So ist es oft nicht Liebe, was sie sagen, aber sie fühlen dabei etwas von Liebe. Die Liebe liegt nicht in, sondern ausser ihren Gedichten, und sie empfinden sie gelegentlich beiher."

„2. Andern fehlt die Natur, der Fond

aller Wahrheit, und die Sinnlichkeit, in deren kultivirtem Boden alle Liebespoesien wurzeln müssen, wenn sie lebendige und glückliche Pflanzen werden sollen. Ist's ein roh- natürlicher Boden, worin sie wurzeln, so sind sie wohl voll starker, üppiger Kraft, aber auch voll unverschämten Lebens; ist's ein Treibhaus, worin man sie aufzieht, so stehn sie mit verkümmerter Lebenskraft. Auch bei den edelsten Treibhausgedichten fühlt der gesunde Sinn ein Mifsbehagen, eine Ängstlichkeit; er vermifst das frische Klima der Natur um sie, und sie seufzen in sich selbst über ihre Zärtlichkeit und ihr Kunstsiechthum. Seelen von eben solcher Komplexion lieben sie mit Entzücken, bis zur Sinnlosigkeit; Andre aber lieben sie mit Mitleid, und suchen das Freie.«

„3. Manche von den Poeten, die ich mir denke, haben kein eigentliches Gefühl,

wollen's aber haben; es tönt ihnen nichts aus dem innern Herzensgefühl, es soll aber so klingen, als käm's da heraus. Ihr Verstand und ihre Fantasie wirthschaften dazu mit ganz oder stückweis erborgten und nachgemachten Floskeln, dafs es eine Lust ist. Aber sie werden im höchsten Fall sublimschwülstig, im leidlichen blofs schönthuerisch, und nichts klingt so wie's klingen soll, sie mögen's machen wie sie wollen. Schade dafs sie sich schlechterdings mit dem Gefühlvollen bemengen wollen! Sie sollten sich mit dem Verständigen und Witzigen begnügen; es könnte ihnen darin viel Gutes und Artiges gelingen."

„4. Was soll ich von Andern sagen? Sie haben einen Verstand und Witz, der ungemein gewandt ist, dem guten Herzensgefühl von allen Seiten zu entspringen; sie wittern genau wo dieses liegt, spielen

bald hier bald dort dagegen hin, tippten drauf, und fort sind sie. Es sind Esprits fort délicats. Das innere Gefühl scheint ihnen in seiner Wahrheit und Fülle zu schwerfällig und plump, und sie haben horreur, da hinein zu kommen. Dem blödern und kältern Sinn scheinen sie die Blüthe der Empfindung abzustreifen, wenn sie nur kahl drüber hin fahren. Es sind artige Luftsprünge und Gaukeleien, die sie um's Gefühl herum machen, und sie wenden sich mit feiner Schnödigkeit, wenn sie dabei einmahl eine Unlust, wie aus Gefühl ihrer zu luftigen Geistigkeit, anstreift.“

„5. In einigen der vorliegenden Gedichte findet sich ohne Zweifel eine Natürlichkeit, die zwar nicht bis in die wahre Poesie hinauf kommt, aber doch so unbefangen und sich selber gleich drunter hin streicht, dafs sie schon gefällt.

Eilftes Kapitel.

Vorbereitung auf das Folgende.

Nun erst beginnt die Hauptsache, wozu Aimar und Lucine nach Avignon in die Akademie der Liebe geführt wurden. Wenn ich auf den vielfachen Stoff, welcher sich vor mir unter einander mengt, hinblicke, so wird mir bange; auf keinen Fall gelingt mir's, ihn ohne höhere Hülfe glücklich, oder nur leidlich wohl anzugreifen und zu ordnen. Unter den mancherlei andern Geschäften und Vorfallenheiten in und ausser dem Schloss der Azelais, eine Dame in Aimar und ein Ritter in Lucinen verliebt! — Es hätte davon schon etwas gesagt werden können; aber das Nöthige werde nun nachgeholt! Ich erflehe mir zu dem, was mir im folgenden

Buch zu erzählen obliegt, übermenschlichen Beistand, in einem poetischen Gebet.

Sey mir anitzt, o Geist, unsichtbare Lüfte bewohnend,
Der das Geschick des Heiligenpaars du von Anfange lenktest,
Und in poetischer Höh' erschienst und prosaischer Niedre;
Übernatürlich ja bist du, und warst bei allem, und weifst es;
Aber mein Wissen ist nichts, ich horch' unsicheren Sagen:
Wie doch begab sich die zweifache Lieb' um Lucinen und Aimar?
Offenbare davon mir, o Geist, só viel als genug ist! *)

*) Vergl. Homers Ilias, II. 484. ff., nach Vofs.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Azelais in Aimar verliebt.

Azelais hatte ein besonderes persönliches Interesse bei der Anwesenheit der Heiligen. Sie war durch Gabe der Natur und der Kunst eine mächtige Heldin auf dem Felde der Liebe, und hatte bereits vor zu vielen und zu leichten Triumfen über die Männer ihre lebhafte Lust daran verloren. Sie erfuhr das Schicksal Alexanders: ihre Eroberungssucht hob sich, der unterworfnen Erde satt, zu dem Mond hinauf, und dieser Mond war — Aimar.

Aimar war, blofs natürlicher Weise betrachtet, einer der schönsten Männer seiner Zeit, mehr grofs als klein, blühend in kaum vollendeter Mannheit, und von Seelenkraft sichtbar wie von unauslöschlichem

Feuer durchdrungen. Aber mocht' ihm dies immerhin bei Azelais keinen Abbruch thun, sein Hauptreiz für sie war doch seine Aufserordentlichkeit. Sie kam hierdurch, und durch die nähere Betrachtung seines Ansehns und Betragens, in eine Gemüthsbewegung, die sich schon in der ersten Nacht nach seiner Ankunft in ihrem Schlafgemach in folgendes Selbstgespräch ergofs:

„Wozu mir die Vorzüge, die man an mir erkennt und vergöttert? Um mir die Herren dieser Erde zu Füfsen zu werfen? In der That, eine grofse, höchst schwierige Sache! Sind denn die Männer nicht überall geboren, um vor den Frau im Staube zu seufzen? O der erstaunlichen Vorzüge, deren es bei uns zu diesem Schauspiel bedarf! Ich dachte eine Zeitlang, was Wunder dieses wäre, und fand mich dabei in süfsverwirrter Hoheit bis an die Wolken erhoben. Ich schwebte im Nebel albernen

Dünkels, ha! glücklich, wenn er nie um mich fortgeschwunden wäre. O der Männer, wenn man sie mit hellem Auge im Tageslicht sieht! Was alles ist es, was sie an den Frauen reizt und bethört? Was ist die mancherlei überschwängliche Herrlichkeit, wovor sie das Antlitz zur Erde beugen? Empörend ist es, welche Reize und Unvergleichlichkeiten sie in der Welt umher auf ihre Altäre stellen. Heiden sind sie, die Männer, welche in ihren Götzen ihre eigene Blindheit und Abgeschmacktheit anbeten. Wahre Schönheit und Vollkommenheit — fürwahr, man möchte Euch wegwerfen, so wenig vermögt ihr Aller Augen über euch zu öffnen, und Alles aufser euch der Verachtung preiszugeben! Wegwerfen möchte man euch gegen Häfslichkeit und Unvollkommenheit jeder Art, um mit diesen die Männer zu bezaubern. Das, das allein ist

ein Triumf, der die Seele entzückt! und, mein Liebeshof zeigt's alle Tage, fast alle Frauen geniefsen diesen Triumf, aufser mir. — Doch, was sage ich? Sollte man doch glauben, ich hätte Lust und Ursach, andre Frauen zu beneiden! O nein! ich wünsche ihnen Glück zu ihrem Glück; sie haben wohl Ursach, dessen froh zu seyn. Ich verachte Eroberungen solcher Art; ich bin ihrer übersatt. Sah ich nicht das ganze Männergeschlecht zu meinen Füfsen, von Königen an bis zu den letzten Rittern, und auch die nahmhaftesten Dichter dieser Zeit? Es ist wahr, einige empfanden meinen Werth bis zu meiner Befriedigung, aber doch fast nur augenblicklich; sie wurden davon überwältigt und konnten sich nicht vor ihm aufrichten. Ja, sie sollen erliegen, die Männer, vor unserer Macht und Hoheit, aber sie sollen sich wieder emporrichten, und hö-

her und fester dastehn, um unsre Siegeskraft zu neuem und gröfserm Ruhm herauszufodern. Es ist ein Elend, Männer, ganz vor uns vermemmt, oder doch zu schwach, um unsre ganze Gewalt hervorzurufen und anzuspannen. Sie sollten uns ganz in sich aufnehmen und festhalten, ganz in uns versinken, und zugleich sich ganz in uns erheben. — Aber wie? ich schwärme wohl. Was, wollt' ich denn eigentlich? — O! all meine Wünsche wurden ja fast noch ehe sie kamen erfüllt, und ich sollte wohl zufrieden seyn. Aber ich bin es nicht! Bin ich denn im Herzen gestillt? Ha! schal ist alles was ich bisher genofs, und ich ahne, ich verlange ein Glück, ein Glück —"

„Ja, Aimar ist der Mann, dessen ich bedarf. Regt er nicht mein Inneres in einer Fülle auf, wie ich's noch nie empfand? Sein Geist herrscht in einer Freiheit und

Kraft — nichts Sterbliches scheint ihn beugen zu können, er scheint über Alles im voraus zu triumfiren. O welch ein herausfodernder Mann! Seine Wunderbarkeit und sein hoher Sinn erheben ihn gleich weit über den gemeinen Männerschlag, und gemein waren alle gegen ihn, Könige und ritterliche Landstreicher, deren Huldigung ich annahm und verwarf. Was foderten diese von mir? Was erkannten und würdigten sie an mir? Fürwahr, auch im Schlaf hätte man sie erobern können. Hinweg mit ihren armseligen Possenspielen! Aimar allein, ich fühl' es, erheischt alles was ich seyn und leisten kann, und seine Besiegung allein verspricht mir die wahre Krone meines Lebens.“

— — „Wahr! nur zu wahr! Er liebt Lucinen. Seine Liebe zu ihr ist mit seiner Eigenheit verschlungen, er sagte selbst bei Erzählung seiner Geschichte, seine

Wunder und seine Heiligenschaft wären ihm durch seine Liebe zugewachsen; er spricht davon lebhaft, sehr lebhaft, und gefällt sich darin, bis zur lebhaftesten, unleidlichen Thorheit! — Wie? — Azelais, wo bleibt dein Geist? Auf! dies eben beut dir ein Kampffeld, deiner werth. O des Schwachsinns! Aimars Liebe mit klarem Geisteslicht umleuchtet, was ist sie denn? Die Augen gerieben — nun? Beim Himmel! ist sie nicht Einbildung, Poesie? Erhielt sie nicht schon vor allem Wunder durch Poesie den Glanz, der seine Seele entzückte? Und die Hoheit und Glorie, womit die ihr zugefallnen Wunder sie umstrahlen, sind sie nicht auch Poesie? Ist's nicht poetisches Gefühl, womit Aimar sie genieſst? — Mein Weg ist gefunden! Aimars Geist gereizt, sein poetisches Gefühl gewonnen, und er liebt, mich wie Lucinen. Mich wie Lucinen? Ja doch!

Mehr soll er mich lieben, in der höchsten Wirkung meines Vermögens! Lucinen vergessen soll er! Und trügt mich nicht aller Anschein? Ich habe Lucinen betrachtet, und — in Wahrheit, wäre sie nicht seine Geliebte, ich schwüre mit der lebendigsten Überzeugung, dafs sie es nicht zu seyn verdiente, und sie sollte vor meinem Wort verblöden.“

Azolais hatte keine Freundin, von welcher sie geliebt wurde, sie konnte auch selbst nicht Freundin seyn und als solche lieben. Sie war ihren Mitschwestern zu sehr an Geist überlegen, und vermochte diese Überlegenheit, als einen empfindlichen Stachel für Andere, nicht immer in sich zurückzuhalten. Das Schimmste aber war die Macht, welche sie allen Andern zuvor über die Männer ausübte, und insonders über die vornehmsten, wie sie seit der Stiftung ihrer Akademie aus allen Lan-

den dahin kamen. Ich weiſs nicht, ob diese alle von ihr wahrhaftig so gerührt und hingerissen wurden; vielleicht that auch der Ruf und die Eitelkeit etwas dabei. Denn Azelais war überall als eine unwiderstehliche Schönheit berufen, und wer Sinn und Geschmack beweisen wollte, mufste von ihr sogleich bezaubert seyn. Kurz, Azelais hatte keine Freundin und keine Vertraute, welcher sie ihr Herz hätte eröffnen können, und sie verschmähte eine solche auch in ihrem Bedürfniſs danach, weil sie keine ihres Vertrauens würdig hielt; obgleich ihrem Gelde und ihrer Gewalt im Fall der Noth sehr verschwiegne Diener zu Gebot standen. Wir müssen sie also über das Geheime, was in ihr vorgeht, noch einmahl in ihren einsamen Gedanken belauschen.

Der zweite Tag nach der Heiligen Ankunft ist vergangen, und Azelais bewegt

in ihrer Seele Lucinens und Aimars Gesinnungen über die Liebe, wie sie sie oben nach der verhandelten Streitfrage und nach der Ansicht der akademischen Akten äußerten. „O mein Herz! sprach sie vor sich, was wallst du so unruhig? Ist es dir Lust, dich selbst mit widrigen Ahnungen zu befeinden? — Unseliger Thor da in meiner Brust, sey ruhig und bedachtsam! — Lucine — ei ja, ich seh' es wohl, ihre Liebe zu Aimar war's, was sie vor uns da hersagte, und weiter nichts. Weiter hat sie nichts; das ist ihre ganze Armuth. Sie liebt, und damit ist's aus. Es fällt ihr gar nicht ein, was das ist, was sie liebt, und sie fürchtet, daſs man danach fragen möchte; drum spricht sie ihr kleines in sich selbst versponnenes Gefühl so schnöde hin aus. Ja, sie liegt in ihrer Liebe wie eine Puppe im Cocon. O schlafe, Lucine, in deiner Liebe! Ich bin

dir nicht böse, und will dich artig behandeln. Du bist doch ein wunderbares Wesen, und ich erkenne dies Verdienst. — Wehe mir! Mir ist nicht wohl! — Aimar — beim Himmel! kann ich in der That verwirrt über ihn seyn? Vermag er mich wirklich auſser mir selbst zu setzen? Bin ich nicht ängstlich, wie gestachelt? — Nein! ich bin ruhig. Es ist nicht schwer, die Sache. — Ja, Aimar spricht von Liebe, und hab' ich's nicht schon gesagt? Seine Liebe ist sehr poetisch. Ich weiſs nicht, in welchen poetischen Geberden sie immerfort spielt; aber hier in meiner Brust ist ein Herz, ein Herz! und dieses fühlt scharf. Ja, Aimars Liebe ist mangelhaft, wie er sie so und so ausstellt. Sie hat Bewegung genug, aber auch aus ihren stärksten Bewegungen weht mich ein Wind an. Ich zerreiſse dieses Herz, oder Aimars Liebe, so wie er sie ausspricht, ist leer,

leer in ihren höchsten Aufwallungen, gleich mächtigen Seifenblasen. Leidenschaft fehlt ihr, wahre Leidenschaft; voll von sich selbst, überfliefsend von sich selbst, gleich weit und erfüllt. Seine Liebe ist eine Himmelsrunde, Sternenfunken glänzen darin zerstreut und verloren; ich, ich will sie ausfüllen mit Einem Feuer. — Ruhig, Azelais! Es gilt hier noch mehr als Geist, es gilt auch Verstand. Was alles sprach Aimar doch? Er sprach auch von Eitelkeit. Nun, ich werde schon sehn was zu thun ist. Aber ich bin nicht Azelais, oder jeder Sterbliche erhielt sein Theil Eitelkeit, und auch ein Heiliger, zumahl ein Heiliger der Poesie und Liebe. In Wahrheit, wenn ich noch einigen Sinn habe, so schmeckt sie auch durch Aimars Wesen merklich genug hervor. Was ist denn auch eitler, als so wie Er gegen die Ei-

telkeit zu brausen? — Geduld und Bedacht!“

Lucine hat indefs schon eine Freundin gefunden. Klara von Andüre hatte von allen Damen der Akademie das beste und zarteste Herz, und Lucine erkannte sehr bald die Natur ihrer Seele, und fühlte sich zu ihr hingezogen. Klara hatte einen Ausdruck von sanftem Leiden in ihrem Gesicht; sie war nicht glücklich. Sie liebte einst einen edlen aber armen Jüngling, und wurde von ihm mit zartester Liebe geliebt; aber ihr Vater verband sie gewaltsam mit einem begüterten Ritter von roher Gesinnungsart. Zum Glück kam dieser nach zwei Jahren auf einer Eberjagd ums Leben; aber Klarens Geliebter fiel schon ein Jahr zuvor in einer Schlacht, und vier Jahre, welche seitdem verflossen waren, hatten Klarens Schmerz über seinen Verlust zwar besänftigt, aber nicht ausge-

löscht. Sie gehörte zu den seltnen Herzen, welche nur für Eine Liebe geschaffen sind, wenn auch das irdische Geschick dieser Liebe abhold ist. Ihr Herz blieb dem Geschiednen geweiht, bis es ihn in einer besseren Welt wiederfände. Azelais war Klarens nahe Verwandte, obgleich ihr wenig an Seele verwandt, und sah nicht selten ein wenig scheel, wenn Klara vorzüglichen Beifall in ihrer Akademie erhielt; denn sie sprach über die Liebe stets sehr Würdiges aus. Sie wurde schon von mehr' als Einem geliebt, aber sie wies alle mit Sanftmuth und der offnen Erklärung ihrer unveränderlichen Gesinnung ab. Seit kurzem war der Dichter Pons Barba in sie verliebt, und verfolgte sie trotz seiner wiederhohlten Abfertigung. Er verlor darüber ihre Achtung; er hatte mehr natürliches Gefühl als Verstand, und Bescheidenheit. Klara erzählte Lucinen die Geschichte

ihrer Liebe und ihres Unglücks, mit lebhaft erwecktem Schmerz, und sprach dabei: „Nein, Lucine, die Zeit tilgt nicht den Schmerz einer Liebe wie ich empfand! Mag sie, die Zeit, dahin gehn von Tag zu Tag, unter wechselnden Dingen: sie geht mit ihren wechselnden Dingen über das Herz hinweg, und nimmt sein Inneres nicht mit sich fort. Sie zerstreut uns wohl einmahl in Gedanken; aber blofse Gedanken, von äufsern Dingen erregt, sind flüchtig, sie verfliegen und lassen uns wieder allein mit unserm Herzen; und wahre Liebe, die uns ja eigentlich unser Herz erst gab, dauert und lebt darin fort bis in der letzten Faser. Nur Eine Erinnerung — und die Welt ist überall voll Erinnerungen der Liebe; jeder Morgen, jeder Abend, die ganze Natur trägt ihre Abbilder und gedenkt ihrer gegen uns, wenn wir sie einmahl vergessen könnten — Nur Eine

Erinnerung, und auch das Allerentfernteste erinnert uns oft an sie, — und die Gegenwart schwindet; wir sinken zurück in unsre Vergangenheit, und empfinden mit überwallendem Schmerz, dafs unsre einzigschönen Erdentage dahin sind, und wir zu lange lebten." — „Nicht für die innige Theilnahme und Liebe der Freundschaft!" versetzte Lucine, Klaren umarmend.

Zweites Kapitel.

Azelais versucht ihre Kunst gegen Aimar.

Alles im vorigen Kapitel Erzählte fällt in die zwei Tage, deren öffentliche Vorfallenheiten wir schon am Ende des vorigen Buchs erfahren haben. Am dritten Tage früh liefen vier Kuriere mit Schreiben an die Marquisin Azelais ein. Einer vom König von Arragon und ein andrer von Orleans, brachten das angelegentlichste, mit reichen Geschenken begleitete Ansuchen, die Antwort auf Num. 1 und 3 der oben angeführten Liebesfragen durch Überreicher dieses verabfolgen zu lassen; die beiden andern kamen mit Nachrichten über die Liebe in Deutschland und England, von zwei auswärtigen Mitgliedern der Akademie geschrieben. Aber Azelais widmete

vor allem andern den Heiligen ihren Morgen, bei einem Frühmahl im Garten. Nichts lag ihr so am Herzen, als Aimar zu erobern, und ihr Plan dazu ist, ihn, unter Mitwirkung ihres körperlichen Reizes, auf den sie jedoch, zur Ehre ihres Geistes, bei Aimar nicht alles legte und legen mochte, durch seine vermeinte Eitelkeit und seine poetische Empfänglichkeit zu gewinnen. Hiermit machte sie diesen Morgen den Anfang, mit allem Vorbedacht der ihr erfoderlich dauchte, und sie hatte Eitelkeit oder Selbstvertrauen genug, um es in Gegenwart Lucinens, Klarens und der Poeten Borneil und Pons Barba zu thun. Die übrigen Akademiker waren indeſs mit Lesung der angekommnen Liebesnachrichten beschäftigt. Azelais erschien in einem künstlich-nachläſsigen, sehr reizenden Morgenanzug, und sprach:

„Aimar, Ihr sagtet gleich am ersten

Tage, dafs es nur Euer Wunsch sey, einen jeden von uns frei und offen so reden und handeln zu sehen, wie es ihm eben ums Herz' sey. Wohlan, Ihr Heiligen! lafst mich auch jetzt so verfahren. Und doch, indem ich es nun möchte, fühle ich mich, die Wahrheit zu sagen, von einem Unvermögen bedrückt, welches ich nicht wohl zu nennen wüfste; aber Euer eben so zarter als hoher Sinn wird es, hoff' ich, schon von selbst empfinden. Ich könnte wohl sagen, dafs Eure Gegenwart fast unvermerkt neue Bewegungen in mir erweckt. Ich schätze mich so glücklich, Euch bei uns zu sehen, und dies eben möcht' ich Euch recht ausdrücken. Seit ich Euch hier von Angesicht sehe und Eure Gesinnungen näher erkenne, ist ich weifs nicht was mit mir vorgegangen; aber ich fühle mich im Gefühl Eures Wesens erhöht, und doch in mir selbst so unbefriedigt. Ich

fühle mich durch Euch erniedrigt; und doch erhebt Ihr mein Herz zu Euch, und nicht blofs mein Herz; meine ganze Seele erhebt Ihr zu einem Streben, wobei meine Empfindung aufseufzt: o, möcht' ich Euch doch in einigem Grade entsprechen!"

Aimar. Azelais, wie schmeichelhaft Eure Äufserungen auch für uns seyn mögen, sie haben etwas Besonderes, wobei mich verlangt Euch weiter zu hören.

Azelais. O Ihr Heiligen, einst natürliche Sterbliche wie wir. — Ja, Lucine, da Ihr noch als blofse Jungfrau in Castelnuovo hausetet, in natürlicher Einfalt, gar nichts von Aimar, gar nichts von Liebe ahnend —

Lucine (einfallend). Auch über diese Tage natürlicher, ahnungsloser Einfalt athmet ein heiliger Hauch, den ich stets mit Rührung empfinde.

Azelais. Lucine, ich weifs, wie

schön und zart Ihr empfindet. Eure jetzige Empfindungsart blühte in Euch durch die Wunder auf, welche als Gefolge von Aimars Liebe über Euch kamen.

Aimar. Um Vergebung, Azelais! die Wunder, welche über uns kamen, waren ein Gefolge von Lucinens Liebe zu mir, wie ich Euch schon erklärt zu haben glaube.

Borneil. Ja; und alle schöne Wunder auf der Welt kommen durch die Liebe schöner und edelherziger Frauen.

Pons Barba (zu Klaren hintretend, mit treuherzig-flehendem Ton) O Klara, hört doch, was sie da sagen! (Klara wendet sich unwillig ab).

Azelais. Soll ich denn sagen, dafs Ihr recht habt, Aimar? O ja, wenn Lucine es gutheifst. Aber wo blieb' ich? Doch, meine Rede mag irren und sich verlieren! Ich spreche gar nicht mit Vorbe-

dacht. Aber Euch, so wie Ihr nun seyd, betrachtet — Aimar, ich möchte sagen, ich dankte dem Glücke nicht, welches Euch zu uns herführte. Ich lebte bisher mit den Dingen um mich und mit mir selbst zufrieden, und nicht blofs zufrieden: ich trug mich auf Einbildungen umher, wie auf Siegeswagen. Lafst mich aufrichtig seyn, und meine Fehle selbst eingestehn. Ich war eitel, und mafs mir Vorzüge vor Andern meines Geschlechtes bei. Ich dachte z. B. mir wäre einige Schönheit zu Theil worden, und einiger Verstand, ja etwas von dem was man vorzugsweise Geist nennt, und auch einiges Herz, nicht ohne alles Gefühl. Ich Thörin! Ich that in meinem Dünkel mancher meiner Mitschwestern weh; aber es thut mir nun leid, und ich schäme mich dessen. Nur eingebildete, nichtige Vorzüge waren's, deren ich mich erhob, und ich sehe sie nun

ausgelöscht, abgestorben, ganz verschwunden —

Aimar. Wie? Azelais, fodert getrost den besten Geschmack zum Preis Eurer seltnen Vorzüge —

Azelais (ernst einfallend). Aimar, Ihr verkennt mich, wenn Ihr mir eine Artigkeit sagen wollt, und Ihr verkennt mich, wenn Ihr mir eine Wahrheit zu sagen meint. Eine Wahrheit? — Aimar, ich dachte, Ihr solltet erkennen, was in meiner Seele lag. Nie, seit ich meine erste Empfindung in Worte fafste, sprach ich so wahr als heute. Ja, sie sind dahin, die Vorzüge, die ich bisher mir beilegte, und mit ihnen alles Glück, was sie meinem Wahn gewährten. Die Erkenntnifs Eurer Vollkommenheit und Hoheit setzt mich tief unter meinen vorigen Dünkel herab. Aber wohl mir! (lebhafter) Wohl mir! Zu welchem neuen Geist und Gefühl

regt Ihr mich auf? — Ich stehe auf der Scheidung der Nacht und des Tages, und schaue dahin in ein Dunkel, das mich verödet, hierhin in ein Licht, das mich blendet. Aber hinweg mit meiner Vergangenheit! sie war ein Gewebe von albernen Traumen, und mir ist ein Verlangen geboren, welches mit jungen Schwingen in den Tag hinstrebt, und mit welchem Ihr wie eine himmlische Sonne vor mir aufsteigt. O laßt mich schwärmen! Ich wanke in einem schönen Morgen, einsam, und mein Herz erwacht so wunderbar in sich selbst, in Sehnsucht, in irrem, zartem Leben, und aus Hainen umher tönen Harmonieen voll süßer Ahnungen. Mein Herz bebt ihnen entgegen. Tönen ihm nicht Verkündigungen? und welche Verkündigungen? — (sie hält inne)

Aimar. Weiter! Ihr seyd in einem poetischen Zauberpark. Weiter!

Azelàis (stutzig). Weiter? — In Wahrheit, ich weifs nicht wie dieses Weiter! mir klingt. Doch es ist gut. Ihr ruft mich bei Zeiten aus einer Verirrung zurück. Es ist schlimm, wenn mich einmahl etwas Poetisches befällt; es glückt mir nicht, und ich bin auch gar nicht poetischer Natur.

Aimar. Bei meinem Sinn! Ihr seyd es, und es dauert mich, dafs Ihr von so vielen prosaischen Mühen belastet seyd. Ihr könntet anmuthige Sachen dichten. Lafst Euch im Vorigen nicht unterbrochen haben! Zurück in Euern poetischen Park!

Azelais. Ein andermahl vielleicht! Für jezt — Ihr Heiligen, ich weifs eigentlich nicht mehr wohl, was ich gesprochen habe; aber es lag mir für Euch etwas auf dem Herzen, ein wahres und

verwirrendes Gefühl, wonach ich frei und offen zu Euch reden wollte. Ein Herz von neuen Empfindungen übernommen, drückt sich leicht etwas aberwitzig aus.

Drittes Kapitel.

Aimars und Lucinens Unterredung über Azelais. Aimars kritisches Bedenken.

Azelais ging hierauf mit ihrem Liebeshof zur Untersuchung einer der Streitfragen, auf deren Beantwortung zwei Eilboten warten. Die Heiligen wohnten den heutigen Sitzungen des Liebeshofes nicht bei; sie hatten während der zweiten, am Nachmittage, ihre eignen Geschäfte, welche unten erzählt werden sollen, und unterhielten sich während der erstern, am Vormittage, im Schlosse allein. Sie sprachen unter andern über Azelais wie folgt.

Lucine. Ja, ich halte sie auch für eine besonders gebildete und interessante Frau; aber dessen ungeachtet zieht sie mich nicht an. Ich fühle es, ich könnte nicht ihre Freundin seyn.

Aimar. Lucine, ich weifs es, dein natürliches und lauteres Herz fühlt manchmahl das Wahre eher, als es mein Geist mit aller seiner Lebhaftigkeit erkennt. Aber sprich mir doch dein Gefühl über Azelais etwas genauer aus.

Lucine. Du mufst mir nur mit deinem Sinn, der, wenn er eben nicht gar zu poetisch bewegt ist, mein Gefühl so leicht faſst und erklärt, zu Hülfe kommen.

Aimar. Ja; und ich bin jetzt ruhig und gesetzt.

Lucine. Azelais hat keine Einfalt des Herzens.

Aimar. Weiter!

Lucine. Ihr Wesen verräth eine innere Spannung, einen Streit mit sich selbst, wobei ihr selbst nicht wohl ist und mir ängstlich wird.

Aimar. Wohl! Fahre fort.

Lucine. Aimar, sie ist nicht auf-

richtig gegen uns, und ich verstehe oft gar nicht was sie will. In allem was sie im Garten sagte, find' ich eine seltsame zweideutige Gezwungenheit, und kein Herz, so oft sie das Herz auch nannte. Sie will etwas scheinen das sie nicht ist, und ist etwas das sie nicht scheinen möchte. Und als sie mich bald im Anfang allein anredete und meines Zustandes vor meiner Liebe zu dir gedachte, da empfand ich in ihrer Miene und im Ton ihrer Stimme ein Etwas, welches mir fein, aber doch empfindlich ins Herz schnitt.

Aimar (sie umarmend). Ja, Lucine, ich fühle das nicht minder, und auch in der Art, wie sie von unsern Wundern sprach; drum wies ich sie auch darüber in gegenschneidendem Ton zurecht.

Lucine. Und was wollte sie denn am Ende mit all ihrem Reden? In Wahrheit, wenn sie selber weiſs was sie will,

so fürcht' ich, es ist nichts Gutes. Will sie uns gefallen, warum spricht sie nicht schlicht und gerade, so dafs uns ihre Meinung und ihr Herz darin unverkenntlich erschiene? O wie sehr mifskennt mich Azelais, und auch dich, Aimar. Sie ist nicht redlich; sie verstellt sich gegen uns, und sie thut es geflissentlich. Was für gute Absichten kann sie dabei haben? Es ist mir nicht wohl dabei.

Aimar. Lucine, o, eine Seele wie die deine, eben so zart und ihrer selbst gewifs als arglos und rein, täuscht sich nicht über andre ihr ungleiche Seelen. Nein, du kannst nicht Freundin der Azelais seyn, denn sie hat kein Herz, deiner werth. Doch, sey übrigens unbesorgt! Ihr Betragen ist in seiner Art natürlich, und ich erklär' es mir wohl.

Lucine. Und wie denn?

Aimar. Du bist die Ursach davon.

Ja, Lucine; Azelais hat, sich selber zum Trotz, ein richtiges Gefühl über dich und sich selbst. Deine holde, anspruchslose Liebenswürdigkeit, welche ihr fehlt, und welche das Schönste und Heiligste ist, was ich liebe, macht ihr unwillkührlichen Schmerz und Unmuth, und hieraus erzeugt sich ihr Verhalten, eine eigne Mifsgeburt von widerwärtigem Herzen und eiferndem Geist. Sie ist gewohnt worden, sich als die erste ihres Geschlechts zu betrachten, und möchte sogar keiner Heiligen den Vorzug über sich einräumen. Vorzüglicher als du selbst, und vielleicht auch in meinen Augen, zu scheinen, hält sie vermuthlich für ihren höchsten Triumf. Daher ihre innere Spannung; sie will alles, was ihr die Natur versagt hat und was ihr jetzt, nach unsrer Bekanntschaft, für die weibliche Liebenswürdigkeit nicht gleichgültig scheint, mit Geist erzwingen, und

glaubt es, ich weiſs nicht genau wie und in wie weit, zu vermögen, und fürchtet dabei doch wider Willen, das was sie scheinen möchte, nicht vollkommen genug zu scheinen, weil sie es nicht seyn kann. Daher ihr fühlbarer Streit mit sich selbst. Aber sie arbeitet darum nur um so eifriger, so eifrig, daſs sie vergiſst, wie erkennbar ihre eitlen Beeiferungen sind. Sie leidet vor Geist am Verstande; aber sie hebt sich dabei bis zum Poetischen, und wir wollen das Weitere abwarten. Ihr Spiel ist interessant —

Lucine. Und nicht auch gefährlich?

Aimar. Für wen?

Lucine. Für Azelais selbst.

Aimar. Schwerlich. Sie ist zu geistreich. Es ist mit ihr bloſse Eitelkeit, und wenn sie damit gegen uns zu weit geht, so mag sie immerhin einer heilsamen Kränkung entgegen gehen.

Was Aimar Lucinen über Azelais sagte, war in der That seine unbefangene Meinung über sie, und er dachte dabei noch an nichts Anderes. Kaum aber war sein Gespräch mit Luchen geendigt, so eröffnete sich ihm auf einmahl eine andere Ansicht der Sache. Er eilte unwillkührlich ins Einsame, und überliefs sich auf einem stillen Gange im Schlofs seinen Gedanken, welche also lauteten:

„Es wäre doch möglich, und es läfst sich annehmen, ob mir dergleichen schon bis auf diesen Augenblick nicht beifiel. Und nun, da es mir beifällt — wie ist mir denn eigentlich? Ich werde irr' an Gedanken, die ich noch nicht recht erkenne, und vor denen ich mich befremde, oder die sich vor mir befremden. Und woher dies? Dies wirft mich in die Sache."

„Also, blofs angenommen, eine Dame

versuchte nicht allein ihre Eitelkeit an mir, sondern — kurz, sie wäre so organisirt, dafs sie in mich, trotz meiner Wunderbarkeit, ernstlich verliebt werden könnte — das ist die Sache! Und wie wär' es damit? — Seltsam! — Hätte ein solcher Fall etwas Anziehendes für mich? So scheint es. Und was für Anziehendes? — Mein Geist würde dabei ganz eigens beschäftigt. Mein Geist? Ja — mein Geist? — Hier kommen die Gedanken, die mich noch etwas irren, und sie gehen auf mich, auf mich, und fragen wer ich bin. Der Heilige der Liebe und Poesie. Gut! aber deshalb werde ich eben neugierig; es wäre eine besondere Sache. Eine natürliche Schöne in einen Wunderheiligen meiner Art ernstlich verliebt — was für Erscheinungen der Liebe gäbe dies? und was für Poetisches? In Wahrheit, so etwas gehörte wohl in meine Geschichte, und ich

hätte Lust es zu dichten, wenn's nicht wirklich geschähe. Müfst' ich dabei nicht an mir selbst etwas Neues sehen? Es ist eine eigne Sache um mich, und ich weifs nicht genau, was alles mit mir werden könnte. Mein poetischer Sinn ist so mannigfach regsam, und könnte mit mir in mancherlei Dinge durchgehn. Er hüpft und fliegt wie ein Vogel nach Stoff, der ihn lockt. Und Azelais voll Liebe und Verlangen nach Gegenliebe für einen Wunderheiligen der Poesie und Liebe! Sollte dieser sehn, wie eine solche Liebe sich benähme in ihren verlegnen Versuchen, und wie seinem Sinn dabei würde? Sollte er sie und sich selbst dabei aus Interesse der Liebe und Poesie betrachten, und die Sache mit vielseitiger Erfahrungslust so und so hin, bis endlich zu ihrer äufsersten Reife leiten und entwickeln? Vortrefflich! Wohl gedacht! So etwas läfst sich denken.

Aber vermöchte ich's denn wirklich auszuführen? — Wie? Ein Herz sollte mich wahrhaft lieben, und ich sollte es mit neugieriger Kunst für die Liebeskunde experimentiren? Es sollte leiden, und ich, statt seine Leiden zu stillen, sie mit Lust betrachten, und zu weitrer Betrachtung vermannigfachen und erhöhn? O der bloßen Gedankenköpfe in der Welt! Wer so etwas vermöchte, der wäre ein Frevler gegen das Herz und die Liebe; er wäre ein unglückseliger Dämon der Kunst, ein Fysiker, welcher Thiere bei lebendigem Leibe anatomirt, ein Maler, der mit Reißfeder und Mappe zum Menschengemetzel läuft, ein Gewalthaber, der ein politisches Rechenexempel unter der Verwüstung und den Leichenfeldern ganzer Länder erprobt. Nein, nein! Ich fühle meine Natur. Wie leicht erregbar mein poetischer Sinn auch ist, ihm hängt ein Gewicht an, welches

ihn aus gefühllosem, irrem Fluge herabzieht in einen sichern Hafen, in welchen auch mein Geist wie in seine Heimath einläuft. Das Herz ist dieser Hafen, und du, du, Lucine, bist mein Herz, der Halt und die Wahrheit meines Wesens. Nur in meiner Liebe zu dir find' ich mich wahrhaft und ganz; und in dieser meiner Liebe empfind' ich auch die Liebe überhaupt in ihrer mannichfachen Gestalt und Schätzbarkeit, und was für Rechte sie danach hat. Wahre Liebe, wie verschieden sie sich auch nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden äufsert, ist überall heilig, und verdient glücklich zu seyn; und wo dieses das unerbittliche Schicksal verwehrt, da verdient ihr Unglück die Theilnahme der Guten und unsre schmerzstillende Hand; und böte sich uns solche Liebe dar, für diese läge das unerbittliche Schicksal in unsrer Natur, ganz und unveränderlich von

unsrer eignen Liebe erfüllt, worin wir als Heilige der Liebe bestehn. Aber wir achteten sie mit reiner Erkenntniſs und Empfindung nach ihrem ganzen Werth, und linderten hierdurch, und, wenn es Noth wäre, durch unsere Wunderhand ihr Wehe. Und nun — meine Gedanken sind erkannt und geordnet, und über mich selbst auf jeden Fall gewiſs, wird mir wieder leicht und heiter. Ich sehe mit hellerm Auge auf Azelais zurück, und die Art ihrer Natur, ihres Redens und Handelns — in Wahrheit, es scheint mir alles wieder so, wie ich's Lucinen erklärte, und was mir für mich selbst einfiel, war nur ein eitler Einfall, mit mancherlei Gedanken spielend. Azelais versucht mich mit bloſser Eitelkeit, und sie hat allenfalls Witz und Geist genug, um einen Schein von Liebe und Poesie hinein zu bringen, um es mir anmuthig zu machen. Dies ist deutlich

genug, und es würde sie ohne Zweifel freuen, wenn sie damit auf mich bis zu meiner Bethörung wirken könnte. Aber sie nehme sich in Acht! Die Eitelkeit bethört manchmahl sich selbst, wenn sie Andre zu bethören gedenkt; ein solches wahrgenommenes Spiel macht mich kälter und verständiger als ich es gerne bin. O Lucine, sey unbekümmert! Ich habe kein Geheimnifs dir. Und warum eil' ich denn hieher ins Einsame? Das kam von selbst. Mir kamen Gedanken, die sich, eh' ich sie noch recht erkannte, aus eignem Gefühl vor Lucinen scheuten. Jetzt zu ihr zurück!"

Klara von Andüre war schon bei Lucinen. Die akademische Sitzung ist aus, und die Mittagstafel gedeckt.

Viertes Kapitel.

Etwas über Geist und Empfindung, bei Tisch gesprochen.

„Wie habt Ihr Eure besprochne Liebesfrage beantwortet?“ fragte Aimar, sich mit der Akademie und einigen andern Gästen zu Tische setzend. Aber Azelais hatte schon etwas anders auf dem Herzen; sie wandte sich sogleich an Aimar mit folgenden Worten:

„Die Stunden Eures Umgangs, welche Ihr uns vergönnt, sind uns zu köstlich, als dafs wir den Vortheil derselben durch Mittheilung unsrer oft frivolen Arbeiten schmählern sollten. Lafst mich an Euch eine Frage thun, durch deren Beantwortung Ihr unsern Sinn für mehrere vorkommende Fälle erhalten und erhöhn werdet.

Was glaubt Ihr? Hat die Liebe nicht desto mehr Herzensempfindung, je mehr Geist sie hat?“

Aimar. Eine geistvolle Frage! Und ich darf voraussetzen, Ihr Frauen und Männer allesammt, dafs wir darüber einverstanden sind, was Geist und Herzensempfindung seyen, und wie sie hier verstanden seyn wollen.

König Eudes. Freilich!

Azelais. Ich nehme beide in ihrem schlichten Sinn: Herzensempfindung, wahres, inneres Gefühl; Geist — nun ja! helleres Licht und höhere Lebendigkeit der Seele.

Aimar. Angenommen; so antworte ich auf Eure Frage: Nicht immer!

Azelais. Nicht immer?

Aimar. Azelais, ich glaube Euch zu verstehn. Es ist wahr, zwischen Liebe und Geist findet eine gewisse natürliche

für zu geringe Blümchen, um zu ihnen herabzusteigen.

Azelais. Das soll heifsen, es bedarf nicht immer eines hohen Geistes, um ein liebenswürdiges Herz zu haben?

Aimar. Es kann Leute geben, welche viel Geist ohne ein liebenswürdiges Herz besitzen.

Azelais. Unsre Bemerkungen sind sehr neu, und ich wünschte wohl, Ihr sähet auf meine Frage zurück. Mich dünkt, diese ging nicht auf solche Leute, sondern auf Liebe aus; sie verschmäht solche Leute, als Ihr anführtet; denn sie sind wohl nicht sehr der Liebe fähig.

Aimar. Wahrer Liebe? schwerlich! Aber daraus folgte, dafs viel Geist ohne wahre Liebe Statt finden könnte.

Azelais. Aimar, ich wollte mehr als Ihr mir zuzutrauen scheint, und ich will mich erklären. Meine Frage spricht

von Liebe: Liebe ist's was sie gleich voran setzt; diese steht da, und alles andere sieht auf sie zurück. Also — hat Liebe nicht desto mehr Herzensempfindung, je mehr Geist sie hat? Erlaubt mir, mich hierüber zu erklären. Was ist Empfindung ohne Geist? Ich nehme an, es gabe dergleichen, und es giebt dergleichen auch wohl in der That, wenigstens im Polypen, im Springkraut. Sie sey also da; und was wäre sie in diesem ganz geistlosen Zustand? Ein organischer Klumpen, ein Embryon, ungestaltet, in dumpfer Trägheit liegend, blind und taub, eine Empfindung ohne eigentliche Empfindung. Flößt ihr Geist ein, und sie regt sich, sie entwickelt sich, gestaltet sich, besinnt sich, beseelt sich, mehr und mehr mit dem vermehrten Geist, und erglüht mit dem höchsten Geist in ihrer höchsten Lebendigkeit und Kraft. Entzieht ihr den Geist Grad für Grad, und sie er-

kühlt, ermattet, sinkt zusammen, erschlafft, verschrumpft, entseelt sich bis zur Auster in der Schaale —

Gaucelm Faidit (einfallend). Die Empfindungen liegen ungefähr wie Fischrogen im Herzen, und der Geist brütet —

Azelais (einfallend). Gaucelm, ich schätze Euern Witz; aber vergönnt mir weiter zu reden. — Was wollt' ich doch sagen? Ich wollte sagen, der Geist ist's, was die Empfindungen zu eigentlichen Empfindungen macht, und er bestimmt und steigert sie von der schlafsüchtigsten an, bis zur alleraufgewecktesten; er führt sie vom kältesten Norden bis in den heifsesten Süden hinauf. Also, je mehr Geist, desto mehr Empfindung. Und nun dies alles auf die Liebe gewandt — wo bin ich? Ein Wort, und ich bin fertig. Ist Liebe nicht Empfindung? Fürwahr, die Liebe hat desto mehr Herzensempfindung

heifst nichts anderes als — die Liebe ist desto mehr Liebe, und — Aimar, ich bitte Euch, soll ich denn noch ein Wort mehr hinzusetzen als — je mehr Geist sie hat?

Aimar. Bei aller Liebe! Ihr erklärt die Sache mit recht poetischem Geist, und ich möchte in meiner Freude darüber das, was ich auf dem Herzen hätte, wohl für mich behalten.

Azelais. Das wäre unfreundlich von Euch. Eben um die Meinung Eures Herzens zu erfahren, habe ich alles Gesagte gesagt.

Aimar. Aber mein Inneres ist durch Euch so erregt, dafs ich schweigen, oder offenherzig reden mufs.

Azelais (bei sich) O! er hat mich vollkommen verstanden, und ist über die Form seiner Antwort ein wenig verlegen. (laut) Ei, Ihr verurtheiltet gleich nach

Eurer Ankunft allen Zwang. Soll ich Euch mit Euren eigenen Worten zur Freimüthigkeit auffordern?

Aimar. Wohlan! Azelais, Ihr habt in Eurer Vorstellung recht. Ein Körper ohne Seele ist todt. Ist nun der Geist die Seele der Empfindungen, so sind diese ohne ihn todt und er weckt sie, wenn er kommt, von den Todten auf. Ihr führtet Eure Sache aufs artigste aus. Ihr maſset den Geist in allen Porzionen, von der kleinsten bis zur gröſsesten, in alle Empfindungen, von der allerschwächsten bis zur alerstärksten, hinein. Wir wollen hiernach das Belebende im Menschen überhaupt, auch in seinem geringsten Grade, Geist nennen; und nun geben wir den Empfindungen Geist, zuerst im geringsten Theilchen, etwa einen Viertelgran, und immer etwas mehr und mehr. Was wollen wir machen? Lebhafte Empfindungen? Wohl!

— Mehr Geist, und noch mehr! Starke? — Noch mehr Geist, in tüchtigen Maſsen! Heftige, übermäſsige, ganz unmäſsige? — Geist über Geist, und über Geist! — Schaut! wir haben Leidenschaften gemacht, höchst lebendig und kraftvoll, aber wehe! sie werden auch ausgelassen, wild, rasend. Sie fahren umher wie Basilisken, Klapperschlangen, Hyänen; sie vergiften, zerfleischen, verschlingen die Menschen sammt den Herzen, und haben vor lauter Geist und sinnloser Wuth gar nicht mehr Herz und Empfindung.

Azelais (bitterlich lächelnd). Ihr scherzt.

Aimar (gehaltner). Ja, Azelais; es war nur eine Ausschweifung vor zu vielem Geist, ich sprach mit starker Empfindung, mit emporgesträubter Löwenmähne. Ich zähme mich, und treffe ohne Zweifel besser in die Meinung Eurer Frage, wenn

ich nun sage: Je mehr Geist, desto mehr Herzensempfindung, dieses will nur bis zu einer gewissen Weite verstanden seyn, und läuft nicht im gegenseitigen gleichen Wachsthum ins Unendliche fort. Ihr dachtet dabei gewifs nur an schöne Empfindungen, und ist's uns um diese zu thun, so werden wir mit unserm Geist ein gewisses Mafs beobachten und irgendwo sagen müssen: Halt! es ist Geistes genug! — Ich kann nicht auf ein Haar angeben, welches der niedrigste und höchste Grad von Geist oder Lebendigkeit ist, unter und über welchem die Empfindungen aufhören zu seyn; aber sie sind es zwischen beiden in verschiedenen Graden, und gefallen, rühren, nehmen ein und entzücken die Menschen nach ihrer verschiednen Empfänglichkeit und Geschmacksart in jedem derselben. Und nun — die Herzensempfindungen der Liebe, nein! sie werden nicht

immer um so schöner, je stärker und heftiger sie werden, bis in leidenschaftliche Wildheit hinauf; sie sind nicht mehr schön, wenn sie aufhören zart zu seyn, und die Zartheit ist nicht gewaltsam; sie erstirbt vor der Heftigkeit. Zartheit ist eine Blume der Milde; wo leidentliche Empfänglichkeit sich in sanft-erquickender Kraft erhohlt, da entfaltet sie ihr liebliches Leben. Milder Geist ist das Klima schöner Empfindungen. Sehet zurück auf die Dichtung der Vorwelt! Sie schüttete nicht den Geist in Strömen ein, um schöne Empfindungen zu beleben. Die Göttin der Liebe war, dünkt mich, nicht eine Dame von übergewaltigem Geist; aber gerade darum liebten sie Götter und Menschen. Sie hatte eben Geistes genug, um voll zarter Empfindlichkeit, süfser Lebenslust und wohlwollender Huld zu seyn. Und ihre Dienerinnen, die holden Grazien, sind

sanfte, anspruchslose Mädchen, voll unbefangener, lauterer Natur; sie sind von zartem und feinem Schönheitsgefühl durchhaucht, und wissen in stiller Herzigkeit und gutmüthiger Munterkeit nichts davon. Und Amor und alle Amoretten, wie erscheinen sie? In kindlicher Gestalt und mit kindlichem Wesen. In schöner Liebe athmet holde Kindlichkeit. O schöne Liebe, mit mildem Geist und kindlicher Gütheit wandelst du auf Erden, und die Götter blicken voll liebender Menschlichkeit auf dich herab!

Azelais (mit erzwungner Sanftmuth). Aimar, Ihr traft vorhin, wie Ihr sagtet, in die Meinung meiner Frage, und ich danke Euch für das übrige Schöne, was Ihr hinzusetztet. Ihr habt das Meer der Liebe, welches, laut der Geschichte, und vielleicht kraft der Natur, dann und wann stürmt, mit dem Dreizack Neptuns besänf-

tigt, und der Himmel spiegelt sich wieder darin in aller Stille. Es ist schön! — Aber — dürft' ich wohl noch eine freie Frage an Euch thun?

Aimar. Ohne alle Frage!

Azelais. Habt Ihr für die Liebe, wie Ihr zuletzt sie schildertet, niemahls ein wenig zu viel Geist?

Aimar. Azelais, angenommen, ich hätte ihn einmahl in der That, so wär' es wider meinen Willen; ich wäre auſser mir selbst, wozu man bei etwas Reizbarkeit in dieser Welt wohl dann und wann kommen könnte.

Azelais schien über diese Antwort Aimars den Muth, der ihr unter seinen vorigen Reden sank, wiederzugewinnen. Aber wir gehen zum Nachmittage über.

Fünftes Kapitel.

Ein Liebespaar von seiner Liebe unfälliger Weise geheilt, und was sich darauf begab.

Kaum begann Azelais mit ihren Liebeskasuisten nach Tisch die zweite dringende Sitzung, als sich ein Besuch bei den Heiligen anmeldete. Es erschien eine Frau in bürgerlicher Kleidung und mit dichtem Schleier verhüllt. Aimar und Lucine empfingen sie im rechten Flügel des Schlosses, ihrem Gastquartier, und fragten, was sie begehre. Sie schlug ihren Schleier auf, der ein jugendliches schönes Gesicht entblößte, und sprach:

„Unerkannt kam ich zu Euch her, Ihr Heiligen; aber vor Euch will ich mich nicht verbergen. Ich bin die Nichte des Vicomte von Beaucaire. Schon vorgestern

erscholl Eure Ankunft in dieser Stadt nach Beaucaire, und ich dachte damals noch nicht — Ach! kann denn ein Augenblick unser schönstes Lebensglück zerstören? — Ich liebte, und nie hat ein Herz aufrichtiger und treuer geliebt als das meine; aber die Männer sind treulos, und gar keiner Liebe werth. Ich mag gar nicht davon sprechen, es ist mir unerträglich. Ich liebte einen Ritter — soll ich ihn nennen? Nein! er ist nicht werth, vor Euch genannt zu werden, und nie soll sein Name noch meine Lippen verunehren. Ich liebte den Unwürdigen fast mehr als einem Jahr von ganzem Herzen, und war so glücklich in seiner Liebe und in meinem Vertrauen zu ihr. Ich traute dem Ritter ganz, nur ihn trübte manchmahl Besorgnifs über mich, aber sie schwand vor meiner Wahrhaftigkeit immer leicht hinweg, und schon nahte die Zeit, die uns

auf immer vereinen sollte. Gestern gab der Vicomte, mein Oheim, ein Fest — ach! es war der Todestag meines Glücks! Doch, eitle Worte! Mein Glück schwand schon eher; nie, nie war der Ritter meiner Liebe werth. Ich will's Euch erzählen. Ja, der Betrüger! Sein Herz hing schon an einer Andern, da er mir noch Liebe heuchelte; er lauerte heimtückisch nur auf einen Schein, womit er seine Treulosigkeit bemänteln könnte. Ha! einen elenden Hader warf er ihr um, worin sie in ihrer ganzen Abscheulichkeit erscheint. Ich sprach und tanzte ein paarmahl mit dem Grafen von Beziers, einem jungen artigen Mann, der seit zwei Tagen beim Vicomte verweilte. O des erwünschten Scheins! Wie entrüstet that hierüber mein Ritter! Er zog mich fort in ein entlegenes Zimmer, schalt mich eine Treulose, schwur mich wie die Hölle zu hassen,

zerbrach seinen Ring, das Unterpfand meiner Liebe und Treue, warf ihn mir vor die Füfse, und rannte hinweg. Er war treflich bedacht, mich gar nicht zu Worten zu lassen — "

So könnte, fiel Aimar ein, auch blofse Eifersucht aus leidenschaftlicher Liebe handeln.

„Seyd unbesorgt! Hab' ich's nicht schon gesagt? Er liebte eine Andre, Klaudinen von Sommieres, und trug ihr schon seit einem Monat sein verrätherisches Herz zu, und hatte ihr gelobt, bei guter Gelegenheit mit mir zu brechen. Ich weifs Alles. Mein Oheim wufste Alles, entdeckte mir gestern Alles, als er meine Schmach erfuhr, und drohte, den Verräther nach Verdienst zu züchtigen; aber ich beschwor den Vicomte, ihn seines Schwerdts gar nicht werth zu achten, so wie ich ihn gar keiner Empfindlichkeit

von Seiten meines Herzens werth zu achten. Dies betheurt' ich meinem Oheim, und er lobte mich darum. Und es soll auch so seyn, wie ich sagte, ich will gar nicht empfindlich seyn. Ich verabscheue den Treulosen von ganzer Seele, und will niemahls ihn wiedersehn, niemahls! O Himmel! wäre seine Schande zu tilgen, ganz auszutilgen, und könnt' er wieder gut seyn, so gut wie je — mein Leben gäb' ich darum! — Wehe! was hab' ich gesagt! Doch, Ihr mögt es wissen, Ihr allein! Ja, ich leide Schmerz, und verdamme ihn; ich will ihn nicht ertragen, keinen Tag mehr ertragen. Der Unwürdige! Ja, Ihr Heiligen, Ich will seyn wie ich sagte, ganz ohne Schmerz und Empfindlichkeit; und da ich so schwach bin, dies nicht von selbst zu können, so fleh' ich Eure Hülfe an. Niemand aufser Euch soll mein Leid erkennen, auch mein Oheim

nicht. Er glaubt mich heute in Nimes bei einer Verwandten, und soll mich munter wiedersehn, mit aller Welt. Eure Wunderhand, Ihr Heiligen!“

Aimar und Lucine hatten noch Bedenken bei der Sache; aber die Leidende bat so dringend um Tilgung ihres ihr verhafsten Schmerzes, und drohte widrigen Falls so lebhaft mit ihrer äufsersten Verzweiflung, dafs Lucine sich nicht verwehren konnte, ihr Verlangen zu erfüllen. Sie legte der Liebenden ihre Rechte ans Herz, und Schmerz und Liebe entschwanden ihr. Schon besinnt sich die Genesene in ihrem neuen Zustand — Aber wer kommt da? Ein Fremder läfst Aimar um eilige Vorlassung ersuchen. Lucine entfernt sich mit der Geheilten durch ein paar Nebenzimmer.

Ein Mann tritt herein in einer braunen Mönchskutte, die Kappe über'm Kopf,

mit hastigem Schritt, und fragt: „Seyd Ihr Aimar, der Wunderheilige?“ — Ja. — „So legt mir Eure Hand ans Herz!“ — Sachte, Freund! Lafs mich erst deine Geschichte hören. — „Mögen Andre Euch ihre Geschichten herjammern! ich thu's nicht. Eure Hand!“ — In Wahrheit, meinst du, ich tappte mit meiner Kur so ganz blindlings zu? — „Blindlings oder nicht! Bei Eurer Heiligkeit! Eure Kur ist mir Noth, auf der Stelle!“ — Aimar wurde neugierig; ein so geheimnifsvoller und trotziger Leidende war ihm noch nicht vorgekommen. Er that noch einige Fragen, aber der Fremde schwur, er sage kein Wort mehr. „Auch nicht, wenn ich deiner Noth ein Ende gemacht habe?“ — Vielleicht. —

Aimar legte ihm die Hand ans Herz; sie schwoll auf von brennendem Liebeswehe. Der Unbekannte hauchte ein paar-

mahl aus voller Brust aus, und sprach: „So! nun ist's gut!“ Er fühlte sich leicht ums Herz, warf seine Kappe über den Kopf zurück, und sprach: „Mir ist auf einmahl ganz anders, und gar nicht mehr verdrüfslich. Nie mein Lebtage war mir's so hohl und luftig in der Brust. Ich habe Lust mit Euch zu plaudern, aber Ihr mögt's für Euch behalten. Wifst, ich bin nur so verkappt; die Leute sollten mich nicht kennen; ich schämte mich mit meinem Übel vor ihnen. Bei meiner Treu! 's ist eine leidige Sache mit der Liebe. Ich bin Ritter Aubert von Tarascon, und liebte eine Treulose“ — Eine Treulose? — „Ja, und ich brach mit ihr im bittersten Hafs, und hier, da blieb mir eine verzweifelte Qual sitzen, und ich mocht's nicht erdulden. Justine, Nichte des Vicomte von Beaucaire“ — Wie? sagst du recht? — „Freilich! diese war's, die ich liebte,

und sie ward mir ungetreu, mit dem Grafen Beziers" — O, was ist geschehn! rief Aimar, eilte in die Seitenzimmer, und kam mit Lucinen und dem Fräulein aus Beaucaire zurück. „Seh' ich recht?" sprachen Justine und Aubert zugleich, sich erkennend. Ja, rief Aimar; Eure Unbesonnenheit, oder ein eignes Unglück wollte, dafs wir Euch von einer Liebe heilten, die des leidenschaftlichen Argwohns, wodurch Ihr sie zerstörtet, unwürdig war. „O Aimar, was thaten wir!" rief Lucine voll Schmerz, worauf Justine und Aubert in ihrem wunderbaren Zustand folgendes Gespräch begannen, welchem Lucine und Aimar mit stiller Aufmerksamkeit zuhörten.

Aubert. Ich freue mich, Euch wohl zu sehen.

Justine. Es ist mir auch lieb, dafs Euch wohl ist.

Aubert. Mit dem Grafen Beziers war's also wirklich nichts?

Justine. Nein.

Aubert. Schade!

Justine. Und mit Klaudinen von Sommieres war es auch nichts?

Aubert. Was? Wer hat Euch davon gesagt?

Justine. Der Vicomte.

Aubert. Wie? er sagte, dafs ich Klaudinen liebte?

Justine. Ja.

Aubert. Ei! so errath' ich jetzt unsern Handel. Der Vicomte sagte mir von Euch, und Euch von mir eine Lüge. Er wollte uns sicher auseinander bringen, um Euch dem Grafen Beziers zuzuspielen. Scheint's Euch nicht auch so?

Justine. Möglich.

Aubert. Das war ein Schelmenstück, und ich gäbe Euerm Oheim, und dem

Fant von Grafen dazu mein rechtliches Schwert zu kosten, wenn — wenn ich Euch noch liebte.

Justine. Es liegt mir auch nichts daran.

Aubert. Es ist seltsam mit uns! Mir ist ganz ruhig und kalt in der Brust. Ist's Euch nicht auch so?

Justine. Vollkommen.

Aubert. Aber — ich habe doch meine Gedanken. Es war schlecht vom Vicomte, und ich darf's ihm doch nicht so hingehn lassen. Es war schlecht.

Justine. Das war's freilich.

Aubert. Ich kann mir's noch denken, wie ich Euch liebte.

Justine. Das ist vorbei.

Aubert. Wir können wohl davon reden. Ich weiss es, ich liebte Euch sehr.

Justine. So sagtet Ihr sonst.

Aubert. Ich denke mir's recht wohl,

wie ich nichts auf der Welt so liebte wie Euch, Fraulein.

Justine. Ritter, lafst das nur hingestellt.

Aubert. Mir fällt alles wieder bei. Ich liebte Euch mehr als mein Leben, und es wäre mir unmöglich gewesen, je eine Andre als Euch zu lieben.

Justine. Es ist nun gut.

Aubers. Und Ihr kamt wirklich auch hieher mit einem Leid in der Brust?

Justine. Das seht Ihr nun wohl. Aber wozu unser Gerede?

Aubert. Bei meiner Treu! Da Ihr mir treu und hold wart, so wollt' ich, ich wäre nicht hieher gekommen.

Justine. Eitler Wunsch!

Aubert. Justine, ich weifs noch vollkommen, wie wehmüthig mir war, wenn ich Euch ein paar Tage lang nicht sehn konnte; aber dies Wehmüthige hatte

was Angenehmes, was ich schon wiederhaben möchte.

Justine. Lafst's nur seyn.

Aubert. Ich schwöre Euch, ich safs für mich gern in allerlei Grillen, und konnte mir ohne Euch gar kein Glück auf der Welt erdenken. Ohne Euch schien mir alles so viel als nichts.

Justine. Aubert, es ward nicht glücklich mit uns.

Aubert (in sein und Justinens Herz kehrt eine sanfte Wärme zurück). Alles bedacht, so war's doch eine schöne Zeit, als ich Euch liebte; und wie ruhig mir jetzt auch seyn mag — — es war doch eine schöne Zeit!

Justine. Erinn're mich nicht so daran!

Aubert. In Wahrheit, Du warst sehr gut, und bist es auch noch. Justine, ich that Dir unrecht.

Justine. Wir handelten beide übereilt.

Aubert. So oft ich an das Geschehne gedenke — nein! ich bin nicht mehr ganz ruhig. Es thut mir leid, es thut mir leid um Dich.

Justine. Aubert, ich bitte Dich, sprich nicht weiter!

Aubert. Justine, bei meinem Leben! ich möchte Dich wieder lieben.

„Nein! länger halt' ich's nicht aus!“ rief hier Lucine, zu beiden hintretend: „Eure Reden schneiden mir in's Herz, und giefsen mir zugleich Balsam hinein. Ich möchte weinen vor Weh- und Wohlgefühl.“ — „Lucine! rief Aimar, auch ich fühle wie Du. Aber sey getrost! — Ja, Aubert und Justine, Ihr verwandelt Euch unvermerkt. O! ich erfahre an Euch eine Kraft der Liebe, der ich mit Freuden meine traurige Wunderkraft aufopfre. Eine

neue Thauluft haucht Eure erkalteten Herzen an, ein neuer glückseliger Frühling sproſst vor Euch auf. O Liebe! auch erstorbne Herzen wehst du mit Odem des Lebens an, und Regungen reinerer Menschlichkeit und sanfter Sehnsucht durchbeben sie. Ihr Guten, wie himmlischer Morgenduft schwebt die Liebe über Euch zurück. Ich kann Euch nicht sagen, wie Ihr seyd; aber die Liebe verkündet in Euch ihre gütigste Natur. Sie kann es nicht dulden, sich durch Unfall und Wunder von Euch verbannt zu sehen; denn Ihr wart ihres Glückes werth. Es war ein Irrthum des Geschicks, was Euch durch unsre Hand geschah. Ihr wart bestimmt, einander in Liebe zu verschönern und zu beglücken. Beseelt Euch, beseelt Euch ganz mit ihren vorigen Empfindungen!“ — „Und seyd so glücklich, als Ihr es je werden zu können hoffet!“ setzte Lucine hinzu, und um-

armte Justinen, und hielt sie an ihr Herz gedrückt. Aimar schlofs den Ritter an seine Brust. Beiden kehrte unter den Worten und Umarmungen der Heiligen ihre ganze Liebe zurück, und mit noch höherer Innigkeit als zuvor. Sie umarmten sich mit süfsen Thränen, und schieden von Aimar und Lucinen mit dem Gelübde, in gegenseitiger Liebe und Treue zu leben und zu sterben.

Sechstes Kapitel.

Unruhen. Ein Ritter in Lucinen verliebt.

Welch ein unruhiger Abend auf dem Schlosse der Marquisin Azelais! Schon manche Fremde waren seit zwei Tagen dahin gekommen, um die Heiligen zu sehen; aber gegen den heutigen Abend strömten, wie verabredet, zugleich ganze Schwärme von Orange, Apt, Carpentras, Bagnols, Uzes und andern Orten herbei. Es waren Männer und Frauen von Erziehung, bürgerlicher und bäurischer, aber auch mehrere von geistlicher, unter andern ein Diakonus aus Apt und ein Erzpriester aus Uzes, zwei geistreiche Leute, von verliebter Natur, welche durch die kirchliche Weihe nicht gedämpft worden war; sie

ging vielmehr mit ihrem Feuer in die geistlichen Amtsverrichtungen, wie in negativ-elektrische Körper, über, und ertheilte diesen eine religiöse Inbrunst, wodurch sie insonders für andächtige Frauen eine herzdurchdringende Kraft erhielten. Beide Kleriker waren als sehr gnadenvolle Seelsorger berufen, und es munkelte schon von Wundern, die sie in bescheidener Stille verrichtet haben sollten. Bei dieser ihrer Geistesbeschaffenheit hatten sie eine Anmuthung, mit den Heiligen der Liebe Bekanntschaft zu machen. Ich weifs nicht, was sie mit ihnen sprachen, aber sie erhielten nur ein kurzes Gehör. Das Drängen nach Aimar und Lucinen war zu stark; Trupp auf Trupp kam ins Schlofs, um sie in der Nähe zu betrachten, bis Aimar endlich verdrüfslich aus dem Fenster auf die Volkshaufen im Schlofshof herabrief, dafs, wer kein besonderes Gesuch an ihn habe,

fort nach Hause gehn möchte. Alle, bis auf wenige, waren blofs neugierige Gaffer, und die ärgsten unter ihnen die Leute von Orange, zweihundert und drüber an der Zahl; diese standen da, auf den Zehen und Andern auf den Schultern, und sperrten nach den Wunderheiligen die Schnäbel wie junge Kukuke auf. Es war so ihre Gewohnheit, und sie hatten über dem ewigen Aufsperren die weitesten Mäuler und Nasen von der Welt erhalten. Auch nannte man dazumahl Orange die Stadt der Maulaffen. Ritter Bertrand von Born machte zuletzt dem Gaffen ein Ende; er fuhr, da auch das Volk sich nach Aimars Ruf noch nicht fortmachte, mit seinem Schwert darunter, und jagte es so eifrig zum Thore hinaus und die Berghöhe hinab, dafs es haufenweis und mit grofsem Gekreisch über einander purzelte. Fast alle Oranger fielen dabei sich Brauschen an die

Köpfe. Zwölf provenzalische Sänger, welche mit angekommen waren, wurden für ein Fest, welches unter der Hand für die Heiligen vorbereitet wurde, im Schlosse zurückbehalten.

Kaum waren diese Unruhen vorüber, so wurden durch eine Nachricht neue in einigen Herzen erweckt. Der Kurier, welchen der König von Arragon wegen seiner Liebesfrage nach Avignon abschickte, hatte von einem grofsen Turnier in Barcellona erzählt, worin Ritter Pierre von Barjols alle Preise bis auf einen, den des Sprunges über die höchsten Schranken, welchen der Kaiser von Trapezunt, einer der Gastspieler im Turnier, ersprungen, davon getragen habe. Diese Nachricht verbreitete sich im Schlofs bis zu den Ohren Aimars, und dieser — es wurde eben ein leichtes Abendbrod genossen — rief sogleich, über diese Kunde von dem Ge-

nossen seiner Kindheit entzückt, dafs er morgen früh gen Barcellona aufbrechen werde; er vergafs in seiner ersten Freude die ganze Akademie und sein besonderes Verhältnifs mit ihrer ersten Vorsitzerin. Azelais sprang erschrocken auf, zu ihm hin, und beschwor ihn, seine Abfahrt mindestens noch ein paar Tage hinauszuschieben, und König Eudes unterstützte ihr Verlangen sehr lebhaft, des gedachten Festes wegen, wozu er manches erdacht hatte. Auch Klara von Andüre bat Aimarn lebhaft noch zu bleiben, und flehte Lucinen, deren Freundschaft ihrem Herzen so wohl that, sie noch nicht zu verlassen. Aimar besann sich bald, und gab nach. Er wurde sinnig. Dachte er über Azelais nach? Fiel ihm wieder ein, wie es seyn würde, wenn sie doch mehr Herz für ihn hätte als ihm wahrscheinlich war? Vielleicht. Aber er wünscht auf jeden Fall, den Aus-

schlag beschleunigt zu sehen, und erklärt darum, dafs er erst in zwei Tagen, aber dann gewifs, von dannen gehn werde. Hiernach nehme nun Azelais ihre Mafsregeln! Wir wollen ihre Handlungen abwarten, zumahl da wir in dieser Spitzeit noch einen andern zu hören haben. Guter Thiery! wenn auch die Welt um dich dein Herz nicht erkennt, uns soll es nicht länger verborgen bleiben.

Thiery stand, in einem Hause der untern Stadt, am mondhellen Fenster, und ergofs sich, zum hohen Schlofs, von welchem er herkam, hinschauend, in folgendes Selbstgespräch:

„Noch zwei Tage, und — möchte mich dann die Nacht in ewige Ruhe senken!“

„Lucine, ich darf sie aussprechen, meine Empfindungen für Dich, und wären die Lüfte, welche in nächtlicher Stille von

hier bis zu Dir hin athmen, auch Geister, die meine Worte bis an Dein Ohr hintrügen. O, mir ist als wären sie dies, und mein Herz eröffnet sich ihnen mit süfsem Glauben. Was wär' es in diesem Leben, wenn nicht die Herzen sich hören könnten in lauterer Liebe! Ja, Genien schweben unsichtbar umher, und tragen harmonische Ahnungen von Herz zu Herz, welche Welt und Zufall von einander getrennt hatten. — Guter Himmel! was sagt sich mein Herz? Nein, Lucine höret mich nicht, hört mich wohl nie auf Erden. Aber einst, einst in einer andern Welt — wenn diese sie empfängt mit seligen Chören der Liebe, dann tönen ihr in diesen auch meine hier verlornen Worte und Empfindungen entgegen."

„Als ich Dich sah, Lucine, da fand sich meine Seele wie in himmlischer Klarheit. Du warst mir nicht fremd; schon

länger hatt' ich in Augenblicken, wo in das menschliche Herz ein Schein von Göttlichkeit fällt, Erscheinungen von Dir, dämmerig und flüchtig. Ich wußte nicht was sie waren, aber mein innerstes Gefühl sehnte sich ihnen nach, als dem Einzigen was es suchte und wofür es belebt sey. Nun weiß ich was dieses ist: Du, Lucine, stiegst damit von dem Himmel herab; ich fühl' es und erkenn' es an Dir, in dieser reinen Ruhe, dieser stillen Huld, dieser Hoheit, in herzige Unbefangenheit gehüllt, wie ein kindlicher Engel. Nein, nein! ich kann es doch nicht aussprechen, Dein lauteres, süßes, holdes Wesen, das sich mit zarter Scham in sich selbst verbirgt; aber mein Gefühl desselben ist meine wahrhafteste Seele, und ich fand sie einzig und ganz in Dir, Lucine, und diese Welt hat mir nun nichts mehr zu geben."

— „Auch dieses darf ich aussprechen!

Es ist kein eitler Gedanke, nein! es quillt mir aus dem Herzen, ganz Deiner voll. Mir ist als sollte alles mit Dir natürlich seyn. Warum die Wunder in Deinem Geschick? Du bedürftest ihrer nicht; sie verschönern Dich nicht, sie sind Dir nur hinderlich; sie stellen sich vor die reine Natürlichkeit, welche doch Dein Schönstes und Heiligstes ist, und verbergen Dir auch ein Herz — Bei allem was gut ist! Lucine dürfte dies Herz wohl erkennen? sie wäre darum nicht unglücklich. Es liebt sie, es kann sie lieben, es liebt sie innig und ganz, es fühlt sich ganz in dieser Liebe, es ist für diese Liebe geschaffen — O Himmel, es ist wahr, es ist wahr! Lucine könnte für dieses Herz geboren seyn, und sie wäre darum nicht unglücklich.“

„Ungewisses Dämmerlicht der Nacht, du liegst über dem ganzen Erdenleben aus-

gebreitet; nie geht hier darüber ein heller Tag der Erkenntniſs auf. Nicht unsre Augen sehen was wahr und gerecht ist, nur unsre Herzen fühlen's und sagen's den gleichempfindenden Herzen. Es giebt auch auf Inseln nicht viel Herzen mehr, in guter Natur erwachsen und gereift. Mit irrer Laune dreht und verkehrt das Schicksal die Dinge der Welt, und der eitle Verstand denkt sich in diese hinein, faſst sie in eine gedachte Ordnung, und zerdrückt das gute Herz zwischen eisernen Begriffen und Vorurtheilen. Aber manches Herz entkommt diesem Verstand, und schwebt über ihm und dem Schicksal als Richter, und wirft sich auch wohl, von göttlicher Kraft der Wahrheit befeuert, in den irren Lauf der Begebenheiten, hemmt ihn, leitet ihn ein auf gerechtere Bahnen — O mein Herz, wohin? wohin? Was verlangst du?" —

„Wenn das Geschick zu hart ist, dann

fühlt das Herz seine Rechte in überwältigender Stärke, und rufet laut sie aus. „Es ist nicht recht, meine Seele ganz für diese Liebe zu entfalten und mit Einem Verlangen ihr ganzes Leben zu durchdringen, um sie einer ewig-quälenden Oede dahinzugeben! — O Nacht, du weisest meine Klagen nicht unfreundlich ab. Mit wirrem, gefühllosem Lärm durchziehet der Tag das Leben; aber du empfängst der Sterblichen Leiden mit empfindungsvoller Stille, und schweigest in tiefem Schmerz über das Unglück, welches, aller Stimme der Gerechtigkeit und der Milde taub, mit unseliger Verderbsucht die Erde verunstaltet.“

„Eine warme Frühlingssonne lös't die Hülle zarter Blumen, und ein folgender Nachtfrost tödtet sie ab vor der schönen Blüthe, wozu die Natur sie berief. Dies ist die Geschichte der zartern Menschheit.

O Lucine, mir bleibt doch ein Trost, mit welchem ich gerne sterbe: ich fühlte deine reine und hohe Liebenswürdigkeit mit ganzer Seele!“

Wir erblickten den Ritter Thiery schon bei dem ersten Gartengespräch der Heiligen mit der Akademie im stillen Anschaun Lucinens. Seitdem wurde seiner gar nicht wieder gedacht, und er that und sprach auch nichts, was zu unsrer bisherigen Sache gehörte, ob er gleich alle Tage, und besonders die Abendzeit, Theil an der akademischen Gesellschaft nahm. Er sprach auch mit Mehrern davon, aber weniges und unbedeutendes, und man fand ihn unbedeutend, man hatte auch vor Aimar und Lucinen nicht Zeit, genauer auf ihn zu achten; einige, und besonders Azelais, würden sonst bald erkannt haben, wefs Geistes er sey. Aimar selbst bemerkte, von anderer Aufmerksamkeit gefesselt, ihn nur von

ungefähr und vorübergehend, unter denen, die nur Statisten der Gesellschaft zu seyn schienen. Des Menschen Sinn ist beschränkt, auch bei dem denkendsten und poesievollsten Mann, und bei diesem oft am meisten. Ritter Thiery, von Natur mehr dichterischen als kriegerischen Gemüths, kam erst wenig Stunden vor Ankunft der Heiligen in Avignon an, da diesen schon Alles entgegen gezogen war. Er jagte dem Auszuge nach, und hohlte ihn erst ein, als Aimar und Lucine schon die Dürance passierten. Er kam von seinem Erbschlofs Thiery, und war kaum zwei und zwanzig Jahr alt. Es giebt für poetische Gemüther Augenblicke, wo sie wie durch ein Wunder von oben sich auf einmahl entfalten; Eine Einwirkung von aufsen, und ihr inneres Chaos bildet sich plötzlich zu einer Welt. So war's mit Thiery. Seine Seele brütete bisher in einem Gewirr von Gefühlen und

Vorstellungen, vom Geist der Liebe durchhaucht, und Lucinens Anblick lös'te und ordnete sie wie ein harmonisches Leben, in welches er sich mit Entzücken verlor. Aber kaum empfand er diese Seligkeit des Herzens, als sie durch Erkenntnisse von aufsen feindselig durchschnitten ward. Wer war Lucine? Alles um sie her erklärte es ihm und rief es ihm zu. Sein Herz gehörte ihr, aber nicht sie seinem Herzen. So begann in ihm ein peinlicher Kampf, in welchem die kaum in ihm erwachte Kraft ihn zu zerstören drohte, und welcher ihn gewaltthatig in sein Herz zurückzwang. Er vermochte nicht, Lucinen mit einem Wort anzutreten. Er schaute sie still, in sein Inneres versunken, aus der Ferne an, und Lucine schien ihn bis heute kaum einmahl zu gewahren.

Siebentes Kapitel.

Festspiele. Empfindungen einsamer Liebe.

Azelais hatte mit ihrem Liebeshof gleich Anfangs beschlossen, Aimar und Lucinen ein Fest ohnesgleichen zu geben, und es ist zu bedauern, dafs ihr nicht Zeit gelassen wurde, alles für die beste Ausführung vorzubereiten. Sie hatte sich von den Heiligen einen wenigstens monatlangen Aufenthalt versprochen, da ihr Schlofs, nichts von ihrer Person zu sagen, in aller Rücksicht die interessanteste Statt der Liebe war; es war nicht nur durch ihre Akademie eine Warte, von welcher man die Geschichte der Liebe ringsum in der Welt übersehen konnte, sondern auch ein Ein- und Auspafs für Liebende aller Art, wel-

che es wie einen Hafen oder eine Residenzstadt der Liebe von allen Gegenden her besuchten. Aber ich weifs nicht, welch eine unruhige Schickung mit Aimar und Lucinen waltet; kaum halten sie einmahl wo an, so finden sie sich schon wieder anderswohin abgerufen. Als Azelais, in ihrem gehofften längeren Aufenthalt der Heiligen plötzlich getauscht, sich ihre Gegenwart auf mindestens noch zwei Tage erbat, vergafs sie das beschlofsene zeitspielige Fest über ihr eignes Vorhaben mit Aimar. Aber bald war sie über alles schlüfsig, so gut oder schlecht es der Drang der Umstände und ihres Herzens verstattete; es ist bestimmt, was sie in der ihr noch übrigen Zeit thun und lassen will. Sie enteilte, gleich nach Mitternacht, ihrem Schlafgemach, und erklärte den Häuptern ihrer Akademie, dafs das für die Heiligen bestimmte Fest auf den beginnen-

den Tag so gut als möglich gegeben werden solle; und alles setzt sich dazu sogleich mit vielen Helfern und Helfershelfern in Bewegung.

Drei Schauspiele sollten dieses Fest vorzüglich verherrlichen, obgleich das eine, aus verändertem Vorhaben der Azelais, welche es angegeben hatte, und aus Mangel der Zeit, gar nicht so wie es seyn sollte, ausgeführt wurde. Doch hierüber hernach ein Wort. Wir wollen diese Festlichkeiten überhaupt so kurz als möglich abfertigen, denn sie sind für uns fast nichts als Nebensachen.

Das erste Schauspiel sollte, nach dem Ureinfall des Königs Endes von Arelat, das friedliche und vergnügliche Leben Adams und Evens mit den Thieren im Paradiese, in einem menschlich-brutalen Familiendrama, vorstellen; aber ein paar witzige Köpfe fielen über diesen Einfall her, jagten

die familiaren Thiere hinaus, und setzten Engel an ihre Stelle. Kurz, Gaucelm Faidit und der Vicomte von Bergedan schlugen vor, die drei Reiche der Natur von Adam und Eva singen und von Engeln musicieren zu lassen, und es geschah. Schon war seit zwei Tagen geheim daran gearbeitet worden, und mit Hülfe der gestern angekommenen zwölf Provenzalen, gute Komponisten, und aller Schreiber der Akadémie, wurden von frühmorgens halb zwei bis sieben Uhr die drei Reiche der Natur völlig in Verse und Musik gesetzt; und der Liebeshof zog mit den Heiligen und mit vielem Volk hinaus in ein Thal von der Sorgue durchschlängelt, ungefähr eine Viertelstunde lang und breit, duftend von wohlriechenden Kräutern und Gebüschen, am Flufs ein überschattender Baumgang, dicht gegenüber ein laubenförmiger Feigenbaum, und um diesen eine

halbkreisige Erhöhung mit Tamarisken eingefaſst. Dieser Schauplatz stellte das Paradies vor. Adam und Eva, vom Vicomte von Bergedan und Flavie von Ventadour gespielt, saſsen unter dem Feigenbaum, auf der Erhöhung hinter ihnen ein Chor von Engeln. Diese machten die Musik auf verschiedenen Instrumenten, jene sangen den Text. Im Schattengang an der Sorgue nahmen die Heiligen mit der Akademie und ihren Gästen Platz, abgerechnet was sich davon, aufser Adam und Eva, im Orchester der Engel befand. Die Volkshaufen lagerten sich jenseit des Flusses, mit dem Gebot, die ganze Musik hindurch keinen Laut von sich zu geben.

Das Mineralreich machte den Anfang. Adam sang in harten, gebrochnen, und gebröckelten Versen (wie wir sie heut zu Tage hier und da erneut sehen) alles vom uranfänglichen Granit bis zur Mergel- und

Damm-Erde, und liefs seiner Ribbe nichts als die Edelsteine übrig; diese sang Eva in glänzenden Tiraden und mit vieler Koloratur der Stimme. Aber was red' ich vom Gesange? Die Musik war die Hauptsache, und sie war für alle Mineralien überaus treffend und malerisch. Die Flötzgebirge wurden vom Hackebret sehr anschaulich dargestellt. Als aber die Edelsteine, und vor allen der Demant, von Pfeifen und Geigen in der drei- und viergestrichnen Oktave musiciert wurden, da riefen kennerische Stimmen entzückt: „Ah! welche brillante Musik! Welch ein Gefunkel, welch ein Lüstre in den Tönen! Sie blitzen, blitzen im reinsten Wasser, die Demanten! Weh! meine Augen! Die trillernden Pfeifchen da blenden zum Erblinden! Sie spielen ein ganzes Geschmeide!“ Aimar und Lucine lächelten still vor sich. — Es folgte das Pflanzenreich.

Hier schoss zuförderst die Eiche in Jamben auf, und wuchs in langarmigte zackigte Dithyramben aus, um welche das ganze Orchester zahllose Zweige, Blatter, Eicheln und Gallapfel in Tönen umhergoss. *) Das weitere vom Pflanzenreich übergeh' ich. Mag es doch dichten und komponieren wer Lust dazu hat! Besonders ausdrucks-

*) Dieses poetisch-musikalische Gemäldestück wurde zu seiner Zeit besonders herausgehoben, und ich, der Herausgeber dieser Geschichte, sehe mich im Stand, es in vollständiger Partitur der Welt mitzutheilen. Es wird in kurzem unter dem Titel: Der Eichbaum, in Versen und Musik dargestellt, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen, und ich ersuche die Musikalische Zeitung, dem Publikum die Angemessenheit und Schönheit dieser Komposizion, sobald sie erschienen ist, umständlich zu entwickeln.

voll aber erklang der Dornbusch; er war von 'gerissnen Misstönen' so scharf bestachelt, dass manche Zuhörer weh! schrien und sich blutrünstig wähnten. —' Das hierauf folgende Thierreich sey ebenfalls übergangen. Man musste es hören, um sich's recht vorstellen zu können. Es wimmelte von Leben und Handlungen. Man sah und hörte die thierischen Naturen fliegen, springen, laufen, gehn, kriechen, schwimmen, ferner, singen, schreien, blöken u. s. w. ferner, fangen, schnappen, fressen, hinunterwürgen, sich begatten u. s. w. mit Einem Wort, es war ein Meisterstück, wie leibhaftig die Naturgeschichte aller Thiere in Musik erschien. Selbst Haidn könnte es in unsern Tagen kaum halb so gut machen. Einige Strohfideln drückten das rauschelnde Getümmel eines auseinander gestossnen Ameisenhaufens im Pianissimo ungemein wohl aus, und beim

Schwimmen des Wallfisches wogte und plätschte das Meer in gebundnen Baßtriolen und breitausgestoßnen Blasetönen. Aber Punktum! Das musikalische Schauspiel ist aus, und Ainar spricht darüber folgender Gestalt:

„Eure drei Reiche der Natur haben mir ein eignes Vergnügen gemacht. Es ist zu bewundern, zu welchem Witz ihr das Dicht- und Musikwesen gebracht habt. Das erstere lass' ich hier dahingestellt, in seinem ganzen Werth, wie es ist und seyn mag; denn wie ich sehe, fragen solche Komposizionen nicht sehr nach dem Geist der Dichtung. Die Musik fühlt in sich selbst zu viel Sinn und Geist; sie ist davon, wie von elektrischem Feuer, überall bis zum Ausbruch vollgeladen; nur ein Wort, und sie geht los. Ein bloßes Wörterbuch wäre für sie poetisch genug, um ihren Sinn und Geist zum Ausdruck und

zur Darstellung aller Dinge von A bis Z herauszufodern. Sie scheint in diese ihre glücklich entdeckte Kraft und Kunst sehr verliebt zu werden, und ich erstaune, wie viel sie in diesem Tonwitz und Tongeplapper schon leistet. Steine, Gebüsche, Würmer, sie leiden und leben in ihr. Wenn mir recht ist, so gab sie auch Zwiebeln und Merrettig, denn mir gingen einmahl die Augen über. Kurz, eure Musik war ein Vademecum von Anekdoten, Karakterzügen und Bonmots über alle Dinge in der Luft, auf der Erde und im Wasser. Aber hört nach diesem Lobe meine einfältige Meinung über die Musik. Ihre Bestimmung soltte sich, däucht mich, nicht über alles was man sieht und denkt erstrecken, sondern auf die innern menschlichen Empfindungen, als ihre eigensten Gegenstände, beschränken. Diese sollte sie ausdrücken in aller ihrer Mannigfaltigkeit

und bis in ihre feinsten Schattirungen, für welche die Wortsprache so oft zu grob ist oder ganz leer ausgeht. In Empfindungen sollte sie leben und weben wie eine Gottheit, und die menschliche Seele in ihren unendlich verschiednen Bewegungen und Anhauchen ausdrücken in göttlicher Sprache; denn es ahnet sich eine Art von göttlicher Sprache in dem Spiel der Töne und Harmonieen. Wortsprache ist blofs menschlich und mit allen menschlichen Mängeln behaftet. Ein Tonkünstler, welcher komponiert, sollte Tondichter seyn, der in Empfindungen wie in seinem Elemente lebte und sich daraus nicht verlöre, aufser mit Wissen und Willen und aus bestimmter Absicht. Aber ein guter Theil von Eucl. Tonkünstlern verliert sich, scheint es mir, sehr leicht von sellst aus der Empfindung, wenn er einmahl darin ist oder darein geräth. Kaum tunkt er in

sie hinein, wie die fliegende Schwalbe ins Wasser, so fährt er schon wieder heraus, und verflattert sich in luftigen Klingklang, in leeres Kunstgetön, in eitle musikalische Witzelei und Prahlerei; oder er pedantisirt in regelrechte Formen und in eine musikalische Rhetorik, wobei der schulmeisterliche Kunstverstand sein Bravo ruft, die ungelehrte Empfindung aber das kalte Fieber bekommt. — Belächelt und belacht nur, Ihr Künstler, mein Liebhabergeschwätz, und thut es in einem lächelnden und lachenden Tonstück. Musiciert mich satirisch aus! Es kann eine sinn- und geistvolle Kompesizion werden.“

Schon zieht die ganze Gesellschaft, mit vorauswandelndem Orchester, in einen hochgewipfelten Wald, zu einem grofsen runden Rasenplatz, über welchem ein grünes Zeltdach, rings die Wipfel der Bäume berührend, in weiter Ausspannung schwebte.

Hier hielt die Akademie mit Aimar und Lucinen vor allem ein Göttermahl; denn der überschirmte Platz prangte mit einer Tafelrunde, und Genien und Nymfen bedienten, hin und her fliegend, die Schmauslustigen mit Nektar und Ambrosia. Es thut mir leid, dafs hier nicht alles so geschah, wie's hätte geschehn können. Diese Statt war nemlich zu einem andern Schauspiel, nach Angabe der Azelais, bestimmt worden, zu einer Olla potrida von pathetischen Scenen der Liebe, von den berühmtesten Liebenden aus der alten und neuen Zeit gespielt. Azelais hatte dabei durch viel poetischen Geist und Empfindung tiefen Eindruck auf Aimar zu machen gedacht. Sie wollte z. B. die Königin Kleopatra, wie sie das Herz des kalten Weltbesiegers Cäsar reizte und bezwang, darstellen, und sich in Berenice's Klagen, nach ihrem Abschied vom

Kaiser Titus, ergiefsen. Aber sie sparte jezt, da Aimar ihr nicht Zeit liefs, zu seiner Besiegung Schritt vor Schritt vorzurücken, ihre ganze Kraft und Kunst für einen Hauptangriff und Sturm auf morgen auf und bezeigte den heutigen ganzen Tag lang eine schlaffe Gleichgültigkeit, welche Aimar nicht unbeachtet liefs; sie machte ihn bedenklich und etwas irre, welches Azelais mehrmals mit so lebhaftem Vergnügen bemerkte, dafs sie nicht ohne Mühe sich zurückhielt. Aus dem Schauspiel im Walde wurde nur eine Zusammenkunft von vierzig berühmten Liebenden aus der alten und neuen Zeit. Diese (es waren die vierzig Mitglieder der Akademie) erschienen, ein paar Stunden nach aufgehobener Tafel, im richtigen oder fantasierten Kostum, und vermischten sich zu einem Ball unter dem Zeltdach. Sie trugen ein jeder, zur gewissen Erkennung, den Na-

men der Person, welche sie vorstellten, auf Zeddeln an der Stirn, und paarten sich für Kenner der Geschichte und Dichtung, fast durchgängig auffallend. So tanzte der Paladin Orlando mit der Alceste, Orfeus mit der Bathseba, Dido mit Lancelot vom See, König Salomon mit der Fryne, Endymion mit dem Fräulein Bradamante u. s. w.

Erst bei erdunkelndem Abend kam die Gesellschaft aufs Schlofs der Marquisin zurück, und nun begann, auf das Zeichen zwölf vom Burgthurm geblasener Hörner, ein drittes Schauspiel. Ganz Avignon und ein Dutzend Dörfer und Meiereien umher, erhellten sich mit Lampen und Fackeln, und erschollen von einem unendlichen Gejauchz, welches von den Alpen und Pyrenäen wiederhallte. Es war ein Nachtbacchanal vier Meilen in der Runde, vom König Eudes erdacht und angerichtet. Der

ärgste Lärm, der die schlummernden Tagesvögel erweckte und in die irre Nacht herum scheuchte, legte sich jedoch nach einer Stunde, und gedämpftere Jubel tönten mit vielen Musiken über Stadt und Land. Dieses Schauspiel war gar nicht nach Aimars und Lucianens Sinn. Der Tag war überhaupt mit Festlichkeiten bis zum Mifsbehagen überladen, und er sey hiermit geendigt. — Noch immer, bis in die späteste Nacht, hallet Stadt und Land um die hohe Burg von Avignon; aber diese verstummt unter den stillen Fittigen des Schlafs.

Nicht Alle schlafen. Azelais wacht, und im Garten am Schlofs wacht Ritter Thiery. Er nahm an allen Lustbarkeiten des Tages Theil, aber nicht mit seinem Herzen; dieses war einzig auf Lucinen gerichtet und empfand nur sie; alles andre war öder Getön und Getümmel um

ihn. Einsam sitzt er unter freiem Himmel im Garten, und spricht vor sich:

„O Menschenleben, suchst du in wilder Lust dich selbst zu vergessen? Ich glaube, du hast ein Herz, zart und unglücklich, und möchtest mit jauchzendem Mund seine innre Stimme übertäuben. Was fodert diese Stimme? — Ja, ja! das Süfseste, Schönste, Beste! und das Glück ruft nein! nein! und nein! tönt es mit ödem Nachhall über die Welt. Sie ist leer, diese Welt, für's Herz. Drum singe, menschliches Leben, und tanze, bis du von herzloser Lust entkräftet in die Stille des Grabes sinkst!"

„O Himmel, du bist so hoch über dieses Leben erhaben, du gewahrst unsre Leiden wohl kaum. In ewiger Ruhe stehst du über der Erde gewölbt, und deine Sterne kreisen unbekümmert fort, wie zerstörend auch das Schicksal auf der Erde schal-

tet. Scheint unser Leben dir nur ein unbedeutender Augenblick? und wir Armen zerspalten ihn in Jahre, Tage, Stunden“ —

„Hinab, hinab in mein Herz! Hier bin ich doch heim, glücklich oder unglücklich, und ich weifs nichts, nichts als was ich fühle. Umfange mich ganz, mein Herz! Du bist doch voll von Lucinen, und Welt und Schicksal schwinden mir in meiner Liebe für sie. Ich bin doch nicht unglücklich! Ich liebe Lucinen, und diese Liebe ist mein Leben.“

„Nein, Lucine, ein Leben so geräuschvoll wie das heutige ist auch nicht für dich; du fühltest dabei dich auch nicht heim. Ich empfand dies in deiner Seele, und sah es dir an. Alles um dich war eitles Spiel, nicht aus reiner Empfindung gefloſsen und nicht für herzliche, holde Frohheit gemacht. O wie glückselig, deine Empfindung zu theilen! Und erkanntest

du nicht auch, dafs ich es that? Ja! nie blicktest du so wie heute mich an. Und wenn du mich anblicktest, so empfand ich, wie du bis auf den Grund meines Herzens schautest, und meine Seele sank deinem Blick dahin nach mit heifsem Gefühl; und Liebe und Furcht, Wohl und Weh, rege Kraft und ermattende Schwere rangen darin. — O Lucine! sprich! warum konnt' ich dir nicht nahen, ganz nahen? Tausendmahl wollt' ichs! Immer ist mir's, wenn ich fern von dir dastehe, als wäre mein Ort bei dir, und müfst' ich dahin; und doch bleib' ich wie von unsichtbarer Gewalt von dir fern gebannt. Aber oft scheint sich der geheime Bann zu lösen, ich trete dir näher, höher und höher schlägt mein Herz; schon bin ich dir nahe, sehr nahe, und nun hält mich eine übervältigende Macht gefesselt. O! oft scheint mir deine Miene zu sagen, ich

dürfte wohl ganz zu dir hin; die Seele in deinen Augen, dein Antlitz, alles, alles an dir spricht so süfs und traut in mein Innerstes ein; und wer hält mich in meiner innigen Hinschwebung zu dir? — Lucine! ein Aether von Huld und Heiligkeit fliefst um dich her, und hält mich mit zartestem Druck zurück. Und du erkennst es, du fühlst es, und ich erschrecke und schwanke zurück. Ist denn kein Gott, der den Raum, den Einen Schritt, der zwischen dir und mir wie eine unendliche Kluft liegt, hinwegnimmt?“

„Süfse Träume schwindet noch nicht! Träume? — Das gemeine Leben ist voll eitler und grober Traume; im Herzen der Liebe ist Wahrheit, schön und unvergänglich. — O Lucine, fandest du denn auf Erden dein bestes Loos? Ist das irre, heimathlose Leben mit Aimar ganz nach deinem Herzen? Beim Himmel!

mich dünkt, ein trautes Haus sollte in freundlicher Natur dich aufnehmen, und ein liebendes Herz, dir ganz geweiht, deine Tage mit heiterm Frieden verklären. — Wehe mir! Hält nicht ein wunderbares Band Lucinen auf immer von mir geschieden? Aimar! Aimar! wer du auch seyst, du liebst Lucinen minder als ich! Und doch ist sie dein, dein auf immer!“

Aimar wurde noch vor Schlafengehn in seinem Zimmer von einem Besuch überrascht. Ein Unbekannter lud ihn auf morgen früh zu einem Unglücklichen ein, der seiner Hülfe bedürfte, mit der Erklärung, dafs eine Jungfrau ihn, den Heiligen, ohne alle Begleitung, gegen Aufgang der Sonne draufsen am unteren Burgthor erwarten und an den gehörigen Ort hinführen würde; der Leidende wohne sehr nahe bei der Stadt, und

wolle seine Sache geheim gehalten sehn. Aimar versprach, zur bestimmten Zeit am Thore zu erscheinen.

Achtes Kapitel.

Die Versuchung.

Es wird Tag. Aimar geht, von einer weifsverschleierten Jungfrau geführt, vom Burgthor in die Stadt hinab; Avignon liegt noch von stillem Morgenschlummer umfangen. Er wandelt über die Brücke der Rhone, und betritt das westliche Ufer. Seine Führerin eilt zwischen steigenden Weingärten hinauf, auf eine breite buschige Höhe, an eine Mauer; sie öffnet eine Pforte darin, Aimar tritt hinein. Welch ein Anblick! Paradiesische Gefilde, von der aufsteigenden Sonne bestrahlt, senken und heben sich vor Aimars Blicken fernehin bis zu hohem Waldgebirge. Tausendstim-

niger Vogelsang erschallt durch Haine und Gebüsche, mit Thautropfen, gleich funkelndem Edelgestein, behängt. Ein harmonisches Getön beginnt, und verhallt im linken Grunde. Aimar schaut dahin, und erblickt einen Tempel, fast ganz von Bäumen versteckt. Er geht die Höhe hinab. Irre Pfade winden sich durch Myrten und Rosen, bis zu einem Orangenbeschatteten Gang, der auf einen offenen Platz auslauft. Mit erhobnerem Laut ertönen vorhin, wie von Aeolsharfen, ätherische Harmonieen, anwachsend, schauerlich, bis zu drohender Stärke, wunderbar übergehend von Ton in Ton, ermattend, hinsterbend. Vögel, Bäume und Lüfte lauschen in regungsloser Stille. Aimars Seele schwebt im poetischen Traum; er fühlt sich, vorwärts wandelnd, wie von Lüften getragen. Die Harmonieen vertönen. Aimar ist auf freiem Platz, dem Tempel gegenü-

ber, und siehe, eine Gestalt, von luftigem schwarzen Stoff, von der Scheitel bis auf die Fersen, umflossen, erhebt sich zur Seite des Tempels, und spricht, Aimarn hörbar, mit sanfter Jünglingsstimme:

„Ihr Geister der Luft, wie lange noch schwebt ihr mitleidig um mich Armen? Denket nicht, meinen Gram durch eure empfindungsvollen Töne zu stillen! er ist bis in den letzten Faden meines Lebens gedrungen, und löset sich nur mit diesem auf. Ach! eure Harmonieen täuschen mich mit dem Gefühl, in welches mein letztes Verlangen aufathmet; mir ist als kündetet ihr den ersehnten Tod mir an, dafs meine Seele unter euch ihre Fittige entfalte in schmerzloser Freiheit. Aber ihr schwindet vorüber, und gebt mich dem Gram wieder allein dahin. Doch, nicht lange mehr wird er noch dauern; er hat nun meine Lebenskraft aufgezehrt bis auf einen

dürftigen Rest, an dem er sich wenig mehr weiden kann; er ermattet auch schon daran.“

Aimar kam unter dieser Klage zu einiger Besinnung; er nahte der redenden Gestalt, und sprach: „Bist du der Unglückliche, zu dem ich an diese wunderbare Stätte geführt wurde?“ Die schwarze Gestalt that einen Schritt gegen ihn her, und stand schweigend da. „Unbekannter, sprich! fuhr Aimar fort; wer du auch seyst, ist Liebe die Ursach deines Grams, so hoff' ich dir Heil zu bringen.“

Der Unbekannte. Das Menschenleben ist voll unersättlicher Raubgier nach Freuden und Hoffnungen; es plünderte mich aus von allen, bis auf die letzte, den Tod. Sandte es dich her, mir auch diese zu rauben?

Aimar. Kennst du mich nicht?

Der Unbek. Ich besinne mich; Ge-

nien haben mir von Dir gesagt. Du wandelst nicht mit gemeinem Geschick auf Erden. Du hast das Vorrecht, der Liebe in poetischer Freiheit zu leben.

Aimar. Und Du, der Du hier im Umgang mit Genien lebst, sage mir, wo sind wir? Sind wir nicht nahe bei Avignon? Ich hörte dort nicht von Dir.

Der Unbek. Wo wir sind? nahe bei Avignon? Warum fragest Du so? weil Du von Avignon ausgingst? Und wie viel Schritte thatest du hieher? O, bei der höheren Wahrheit! der gemeine Menschensinn mifst die Welt nach Schritten und Nähen und Fernen, und denket nicht, dafs Ein Schritt ihn in eine andere Welt hinübersetzt. Ueberirdische Welten hängen überall um die irdische her, und können in jedem Moment, dem menschlichen Aug' unmerkbar, sich aufthun. Dichterische Seelen werden von ihnen berührt

in Gefühlen und Fantasien, und dichten nach Ahnungen von ihnen; aber ihre Ahnungen sind gering, das Überirdische ist unendlich. Wagst Du zu sagen, wo wir sind? Ich weiß es nicht.

Almar. In Wahrheit, mir zerrinnt unter Deinen Worten Asignen sammt der ganzen irdischen Welt; ich tauche ins Wunderbare hinauf, und ein überirdischer Boden schiebt sich mir unter die Füße. Aber es macht mich nicht irre; ich bin dessen schon gewohnt. Ich bin ein Amfibium, und lebe in der poetischen Wirklichkeit so gut wie in der prosaischen; ich wandle von der einen in die andre hinüber und herüber, und finde in beiden meine Natur und Nahrung. Sey mir willkommen im Zauberland! Aber sind wir hier außer der ängstlichen Menschenwelt, warum hältst du deine Person so sorgsam verschleiert?

Der Unbek. Ich verhülle mich vor dem Tage. Wo wir auch seyn mögen, der Tag ist so hell und schont des Trauernden nicht. Ach! einst als mein Herz in süfsen Hoffnungen schwarmte, wie die Frühlingsbiene in blühenden Hainen, da schien der Tag mit ganzem Himmel freudig auf mich herab zu strahlen und mein Entzücken zu theilen. Meine Hoffnungen schwanden, und von unseligem Harm und Irrwahn zernagt und zerstört, geht über mich der Tag heiter wie ehmahls auf, und lächelt über die Theilnahme, welche mein Herz mit glückseliger Empfindung ihm beilegte. Fröhlich in sich selbst und ohne Mitgefühl geht er dahin, und er soll es nicht sehen, mein trauerndes Angesicht, auch diese Hülle meiner Trauer soll er nicht länger sehen. Folge mir!

Aimar folgte dem Unbekannten zum Tempel, und trat mit ihm in ein nächtli-

ches Zimmer, von einem scheinenden Mond von oben durchschimmert. Aimar stutzte; seine poetische Begeisterung schwankte beim Anblick des Zimmers, und drohte sich aufzulösen. „Ist dieser Mond hier ein überirdisches Gebilde und von selbst da?“ fragte er.

Der Unbek. Ach! alles um mich, ich weifs nicht was es ist und woher. Frage auch nicht, wie ich selbst daher kam! Genien, glaub' ich, brachten mich in diese einsame Statt. Wehe mir! warum mufs ich hier dulden? Werum erinnert der Schmerz in meiner Brust mich immerfort, dafs ich einmahl in der Welt war?

Aimar. Erzähle dein Leid.

Der Unbek. Oft scheint mir's, als hätt' ich einmahl im Lande der Träume gelebt; denn wo, wo ist hier um mich ein Zeuge, der meine Vergangenheit

as Leben in der Wirklichkeit bestätigte?

Aimar. Nanntest Du nicht eben Deinen Schmerz als einen solchen Zeugen?

Der Unbek. Vergib meiner Irre! Mir ist zuweilen, trotz meines Schmerzes, als wär' ich nicht wirklich da, und als wäre nichts um mich je wirklich da gewesen.

Aimar. Sehr poetisch, fast zu poetisch! aber ich kann mir's einbilden. Du lösest Dich in sehr geistiger Fantasie auf, und die Trauer hat weit mehr Fantasie als die Freude. Nimm Dich aber getrost als wirklich an! Du warst es in Deinen verflossnen Tagen, und bist es auch heute; sollten gleich die Dinge hier um uns nur poetische Erscheinungen seyn. Sage mir die Ursach dieses traurigen Zustandes.

Der Unbek. Manches Unglück im Leben wäre vielleicht klein, wenn

unser Herz es nicht als grofs empfande.

Aimar. Wie? ein verständiges Wort!

Der Unbek. Und spricht der Verstand nicht klüglich: „Liebes Herz, denke, bevor Du empfindest, und empfinde verständig!“ Aber nein! Die Natur setzte das Herz dem Verstande voraus. Aus bessern Herzen quillt besserer Verstand.

Aimar. Wahr! Du denkest sehr wohl bei Deinem Leid. Das Herz ist die Mutter aller schönen und grofsen Gedanken, welche mit poetischem Adel ins gemeine Verstandesleben eintreten.

Der Unbek. Der Himmel hängt für jeden Sterblichen ein ihm angemessenes Glück in einer Wagschale herab; aber wo? wo? Wenige finden's und erlangen's. Unrechte Hände stehlen von ungefähr es hinweg, oder es schnellt vor der rechten Hand, wenn diese

danach sich ausstreckt, empor in die Luft.

Aimar. Deine Geschichte!

Der Unbek. Ich denke, Du kennst die Liebe in ihrer inneren Wahrheit und Eigenheit. Sage mir, fragt die Liebe, um Herzen einzunehmen, nach etwas anderm als dem, was sie erweckt? Entspringt sie dem Herzen, von dem sie ergreifenden Gegenstand gerührt und durchdrungen, nicht mit freiem Leben und in voller Kraft, wie Minerva dem Haupte Jupiters?

Aimar. Ja, sie wird mit göttlicher Freiheit und Kraft geboren.

Der Unbek. O der Poesie! Amor soll auch oben gewaltig über die Götter herrschen; und tief unter den Menschen scheitert er mit seiner Macht an jedem Steinchen, dafs ihm vor die Füfse kommt. Blöde Zufälle, aus jedem Winkel des Erdenlebens hervortaumelnd, spotten seiner

als eines albernen Bübchens, und seine Pfeile zerbrechen im Lufthauch eitelen Wahns. Doch was sage ich? Ich vergafs seine eigentliche Art, ich sah die Dinge um ihn falsch. Nein! Amor ist stark und schaltet mit göttlicher Freiheit. Es ist ihm Laune und Spiel, Herzen mit eitler Flamme zu entzünden. Was kümmert ihn Wohl und Weh? Diese streut hinter ihm die blinde Fortuna aus, und er schaut danach nicht zurück. Amor, der Gott der Liebe, ist ohne Herz! Bist Du sein Diener? Wohlan! so lachle über eine Liebe, die sich der ganzen Seele bemeistert, und sie mit aller ihrer Denk- und Empfindungskraft sich ganz zu ihrem Organ anerschafft. So lichte ich! und der Himmel rief mir herab in mein Herz, dafs diese Liebe mir die Krone meines Lebens flechte. Wehe! so trügt auch der Himmel in der Liebe?

Amor. Unser Herz!

Der Unbek. Weislich bemerkt! Meine Geschichte ist aus.

Aimar. Bei der Reizbarkeit Deines Herzens! Leiden der Liebe sind mir vor allem heilig. Fahre fort!

Der Unbek. O, sprich mit Verstand! Weise mein Unglück an meine Thorheit heim! Denn wisse, Die, für welche ich ganz in Liebe entbrannte, hatte kein Herz für mich; sie liebte einen Andern, mit lebhafter Empfindung, und verfangen im Glauben, ihn allein lieben zu können. Ich wußte dies, aber umsonst. Meine Liebe fühlte sich selbst über alles; alle ihr widrigen Gedanken schmolzen leicht in ihr hin, und das, was sie hätte dampfen sollen, schürte sie nur noch mächtiger auf. Sie konnt' es nicht fassen, wie sie, so wie sie war, da seyn könne, ohne den Zweck ihres Daseyns erlangen zu sollen, und es schien ihr Natur und Nothwen-

digkeit, dafs das Geliebte für sie geschaffen sey. Sie vergafs ihre eigne Natur in der Liebe der Geliebten. Konnte diese nicht mit gleich entschiedner Liebe dem Geliebten ergeben seyn? Aber dies däuchte mir unmöglich. Ich wufst' es, ich war dessen wie in meiner innersten Empfindung gewifs, das Herz der Geliebten täuschte sich, ihre Liebe hätte ihren Gegenstand verfehlt. Ihr Geliebter ist nicht das was sie liebt; sie liebt ihn aus Einbildungen, sie liebt ihren Wahn an ihm. Ihr Herz hat ihr Urtheil verblendet, es umstrahlt den Geliebten mit poetischer Glorie. Sie erkennt ihn nicht, gar nicht, und weifs nicht, wefs ihre Liebe werth ist. O fürwahr, erkennte sie mich und meine Liebe, ihr Irrthum schwande; sie müfste über sich selbst verwundert dastehn, und sich zu mir neigen in vollaufgehender Empfindung, wie meine Liebe

ihr alles, was sie bei jener zu finden träumte, und noch weit mehr, in voller Wahrheit gewahre.

Aimar. Und erkannte die Geliebte Dich und Deine Liebe nicht?

Der Unbek. (etwas heftig) Ich sage Dir, sie war bethört! (gefaßt) Es ist wohl wahr, viele Menschenkinder sind zum thörichten Spiel der Liebe geeigenschaftet, und es ist fast lustig, wie ernst und eifrig der Eine am Andern dieselbe Thorheit schilt und verurtheilt, welche ihm selbst aufgehockt über die Schulter guckt; aber — Laſs mich fortfahren! Ich stand auf meinem Gefühle auf festem Grund, und schöpfte daraus den Muth, mein Glück zu ersiegen. Ich verrieth der Geliebten im Gespräch die Stärke und Fülle meiner Empfindung, überzeugt, ihre Empfanglichkeit würde, einmahl dafür geöffnet, ihre traumselige Liebe fallen las-

sen, und die meine mit wahrhaftem Leben umfangen. Leise Augenblicke, wo es mir schien, daß ihr Herz sich schon über sich besänne, schon, seine Empfindung ändernd, sich mir zu öffnen begönne! Aber an welcher Schwäche siechen denn einige Herzen? Sind sie von Natur für wesentliche Wahrheit zu schwach? oder verdarben sie durch Verwöhnung bis zum Unvermögen, andres als Einbildung und Täuschung, diese Schatten von Wesen, zu vertragen? Und nur von Täuschungen genährt, mifswachsen sie zur Täuschung über sich selbst; ihr Gefühl verlernt, sie selbst in ihrer natürlichen Wahrheit zu fassen, und gaukelt ihnen Fantasiebilder vor, in welchen sie sich mit übermenschlichen Vergnügen gefallen. Umsonst rief ich der Geliebten: Höher an mein Herz! Habe den Muth dich selbst zu finden! Du verkennst, durch Täuschungen zerstreut, Dei-

ne wahre Natur; ich erkenne dich, mit meiner ganzen Natur die deine empfindend, und ich werde dich sammeln und vereinen zum Vollgefühl deiner selbst, und deine Fähigkeit zum Glücksgenuſs vollenden.

Aimar. Unbekannter, athmest du hier eine geheime seelenstärkende Kraft? Du sprichst mit schwellendem Strom von Empfindung und erglühender Liebesberedsamkeit, die mich mit eignen poetischen Gefühlen durchdringt. Laſs mich Dich kennen!

„Wohlan!“ versetzte der Unbekannte, und schwand hinweg. Nach wenig Augenblicken that in der Wand des nächtlichen Zimmers eine Thür sich auf, und siehe! ein hoher, köstlich geschmückter Saal erschien im heitersten Tageslicht, und hauchte ambrosischen Wohlgeruch. Aimar trat überrascht hinein, und vor ihm stand,

gleich der Juno mit dem Zaubergürtel der Venus, — Azelais. Doch eitler Liebeszauber! Der Anblick der Marquisin zog auch die Seele Aimars in natürliches Tageslicht, und klärte ihm das Geschehene im lebhaften Flug von Gedanken auf. „Ihr, Azelais? sprach er. O! Ihr übergiefst mich mit bleierner Wirklichkeit, und ich fall' aus den Wolken. Doch fürwahr, Eure Kunst gelang. Ihr erhobt Euern Park bei Avignon in der That in eine überirdische Region, und setztet mich unermelslich weit von Euch ab. Ihr lagt mir über alle Gedankenweite hinaus; Ihr vernichtetet Euch vor mir bis auf die dünnste Ahnung von Euch. Bei aller Poesie! Ihr kennt die Natur meines Sinns, und entrücktet ihn ganz ins Wunderbare, ob ihm gleich Euer Mondzimmer etwas zu klein dafür zugeschnitten dauchte. Azelais, ich besinne mich noch kaum. Wer

gab Euch die Stimme, die mir mit männlichem Hochlaut tönte? Aber wie? Ei ja, ich hätte gleich an Euch denken sollen schon gestern bei der geheimnisvollen Einladung. Ist heute nicht mein letzter Tag in Avignon? Und dacht' ich's nicht gleich, dafs meine beschleunigte Abfahrt Euch zu Etwas Entscheidendem antreiben würde? Aber der Abweg, den ihr damit einschlugt, führte mich in poetische Irre."

So stand dann Azelais in schmachvoll getäuschter Erwartung da? O nein! Jetzt erst erhob sich ihr Geist zu ihrem Hauptwerk. Wie konnte sie doch erwarten, Aimar werde bei Verschwindung des poetischen Zaubers, den sie als fantasierender Liebeskranker um ihn her zog, nicht in kalte, launige Besinnung verfallen? Sie war auf die Wirkung gefafst, welche ihre Erkennung auf Aimar machte. Ihr ver-

kapptes Spiel war nur Ausstellung ihres dichterischen Talents und Vorbereitung auf's Folgende; sie hoffte davon eine Nachwirkung. Ruhig stand sie bei Aimars Worten da, und sprach, als er schwieg „Ihr seyd sehr naif. War's Euch nach dieser poetischen Unterhaltung gefällig, ein kleines Frühmahl einzunehmen?“ Ein Marmortisch stand im Saal mit Cypernwein, Ananas und feinem Gebacknen besetzt. Aimar nahm mit der Marquisin Platz daran, und hatte kaum von den Erquickungen gekostet, als Azelais also begann;

„Aimar, mich dünkt, Eure Vorhersehungskraft ist nicht so stark, dafs Ihr Euch ihrer besonders zu rühmen hättet. Ich weifs nicht, was alles Ihr von mir vorausgedacht habt; aber es mufste wohl etwas ziemlich prosaisches seyn, da Euch die poetische Welt, worein ich Euch hier

versetzte, unermefslich weit von mir abgelegen schien.“

Aimar. In Wahrheit, Ihr seyd poetischer als ich glaubte.

Azelais. Und was haltet Ihr doch jetzt von mir? Bei aller Poesie! Der Geist und die Absicht, womit ich hier handelte, liegen, scheint es, über alle Eure Gedankenweite hinaus!

Aimar. Vielleicht nicht so ganz.

Azelais. Lafst hören!

Aimar. Man erkennt nicht tausenderlei auf einmahl. Wenn ein paar Gedanken recht hell in uns auffliegen, kommen die andern ins Dunkel. Ich merke jetzt schon mehr als im ersten Augenblick Eurer Erkennung. Ihr spracht in Eurer Jünglingsrolle, zumahl am Ende, verkappte Reden gegen mich, und die Geliebte, welche Ihr verklagtet, wäre in einen Geliebten zu übersetzen? Aber

ich bitt' Euch, soll ich's im Ernst so nehmen?

Azelais. Aimar, Ihr kommt mir in der That sehr artig vor. Aber ich möchte wohl, Ihr nähmt die Sache im Ernst. Redet ganz offen darüber. Ihr lernt mich dabei näher kennen. Wir sitzen hier noch als eine Aufgabe beisammen, die wohl des Auflösens werth ist, und Ihr wißt noch nicht, wie sie sich auflösen wird.

Aimar. Fürwahr, Ihr gebt mir die Lust, meine Sache mit Euch mit aller poetischen Freiheit, als eine bloßse Aufgabe, zu behandeln.

Azelais. Wohlan!

Aimar. Wißt also, ich erkannte von dem Morgen nach meiner Ankunft an, daß Ihr mich glauben machen wolltet, Ihr liebtet mich.

Azelais. Und ihr glaubtet es nicht?

Aimar. Es schien mir möglich, und ich hatte eigene Gedanken darüber. Aber ich verwarf den Glauben an Eure Liebe; ich hielt Euch, nach der wohlerwognen Art Eures Geistes und Benehmens, keiner eigentlichen Herzensliebe fähig, und blieb der Meinung, dafs Ihr nur von Eitelkeit und Neuheit der Sache gereizt, die Eroberung eines Heiligen der Poesie und Liebe verlangtet.

Azelais. Und kam diese Eure Meinung durch nichts ins Schwanken?

Aimar. Alles, was ich von Euch sah und hörte, befestigte sie, ein paar flüchtige Anfälle eines bessern Glaubens abgerechnet. Ihr wart bemüht, mir Eure Vorzüge auf eine versteckte Art, welche ziemlich sichtbar war, recht fühlbar zu machen zu erweisen. Z. B. Euer Gespräch über Geist und Empfindung sollte mir zeigen, dafs Ihr an diesen weit über Lucinen her-

vorragtet, und ich ein Thor wäre, wenn ich vor bewunderndem Entzücken über Euch Lucinen nicht aus meinem Herzen hinaus fallen liefse; und eben dies erklärtet Ihr mir noch weit aus- und nachdrücklicher dort im Mondzimmer.

Azelais. Angenommen, ich hätte dies thun wollen, was würde dies, nach guter Uberlegung, bei Euch bewirken?

Aimar (eifrig). Wie? Bei Eurer Frage! ich dächte, Ihr hättet's erfahren. Ihr nehmt mich dadurch nicht ein!

Azelais. Sachte! Behandelt Ihr nicht eine blofse Aufgabe? Sagt die Wahrheit, aber gelassen!

Aimar. Wohl! Azelais, mit Einem Wort, Ihr habt eine besondere Fassung; aber, mit Eurer Erlaubnifs! wolltet Ihr meine Liebe in der That von Lucinens Herzen abziehn, so mufstet Ihr mich zum

mindesten ein liebenswürdigeres Herz in Euch empfinden lassen.

Azelais. Aimar, mit Eurer Erlaubnifs! traf sich's schon eher, dafs Euch in der Heiligenschaft, womit Ihr einherzieht, eine Andre als Lucine liebte?

Aimar. Wie? Nein, so viel ich wüfste.

Azelais. Ich glaub' es selbst!

Aimar. Und weshalb?

Azelais (lächelnd). Meint Ihr, es sey eine Kleinigkeit, Euch zu lieben?

Aimar. Wie meint Ihr das?

Azelais. Ich sage Euch, zieht durch die Welt von einen Ende zum andern, und es ist die Frage, ob's irgend einer Andern beikäme, Euch so wie Ihr seyd zu lieben.

Aimar. Und die Ursach?

Azelais. Und gingt Ihr noch Castelnuovo und Lucine sahe Euch jetzt zum

erstenmahl, in Wahrheit, schwerlich fiel es ihr ein, Euch so wie Ihr nun seyd zu lieben.

Aimar. Und warum nicht? sprecht!

Azelais. Einer Kleinigkeit wegen, wenn ihr wollt.

Aimar. Erklärt Euch! erklärt Euch!

Azelais. Ein Wunder, dafs Ihr das nicht von selbst ersieht! Ei, wir armen gewöhnlichen Frauen, könnten wir wohl unser Herz bis zu Euch erheben? O nein! wir verblödeten vor Euerm Geist und übernatürlichem Geschick. Einen ganz natürlichen reisenden Sänger aus Barjols könnten wir, wenn er sich herzlich in uns verliebte, allenfalls wiederlieben; aber einen Wundermann, aus weifs der Himmel welchem Zauberlande kommend, und von der Welt als heilig anerkannt? Dazu gehörte, dächt' ich, noch etwas mehr als ein gutes Herz. Im Ernst, Aimar, fiel

Euch, der Ihr so vieles bedenkt, noch gar nicht ein, diesen Punkt zu bedenken?

Aimar. Seltsam! Nein!

Azelais. Wer seinem eignen Sinne zu Trotz, unwillkührlich im Schlafe zu Euch in eine Wunderstatt geworfen wird, der muss sich freilich darin, erwacht und von Euch belehrt und ermuntert, auf gewisse Art finden lernen; er gewöhnt sich daran, ohn' es zu fassen, und so auch an all Euern poetischen Geist. Aber setzt Euch mit diesem und Euerm, alle gewöhnliche Empfindung übersteigenden Wunderwesen auf diese Menschenwelt, und sagt dann, wohlerwogen: was für eine Seelenkraft erfodert's, nicht Euch anzustaunen, zu bewundern, zu verehren, nein! das alles ist leicht und gemein; aber Euch zu lieben, mit freiem Vertrauen und unbefangenem Zuge sich ganz zu Euerm Geist und Herzen zu erheben?

Aimar. Hm! eine gedankenvolle Ansicht!

Azelais. Wie? warum scheltet Ihr mich nicht? Erklärt mich doch der Liebe ganz unfähig! Entwürdigt mein Herz! verachtet, zertretet es! denn seht, ich hab' es zu Euch erhoben. Ich verblöde nicht vor Euerm Geist und Wundergeschick. Ich sage unverzagt, dafs ich Euch liebe. Und woher vermag ich dies? Aimar, so verurtheilt mich doch!

Aimar. Ihr verwirrt mich.

Azelais. O, Aimar, möglich, dafs mein Herz zu Zeiten etwas herb und unfreundlich ist! Doch ist's meine Schuld, wenn die fade, alltägliche Welt meiner Empfindungsart widert? Bleibe doch immerfort sanft und vergnüglich und hold und süfs und schal, wem Alles behagt im glücklichen Phlegsinn! Ich fand nicht das, wozu ich mich geboren und geeigenschaf-

tet fühlte. Liebe, Liebe mit hoher, wunderbarer Fülle des Herzens und Geistes war's, wonach ich wie zu dem Gipfel meines Daseyns ruhelos verlangte. Aber o der albernen, gemeinen Männer dieser Welt! Ihre Schwerter und Kronen errötheten nicht vor der Verachtung, welche allein sie mir einflößten. Und Aimar, ich bitte Euch, schaut in den tiefen Umfang Eurer Empfindung! Fühltet Ihr nie eine Leere darin? Fühltet Ihr Euch nie auf der Höhe Eures Geistes verlassen und allein? Genofst Ihr je die ganze Fähigkeit Eures Empfindens bis zum trunknen Überfluss ausgefüllt? Ach! ich weifs nicht genau, was ich sage; aber beim Himmel! was ich jezt empfinde, das lernt' ich erst durch Euch und für Euch empfinden. Und ist's meine Schuld, wenn ich mich fähig fühle, Euch über Alles zu lieben, und in meiner Liebe mich und Euch über Alles glückselig hinweg zu heben?

Aimar (noch einige Augenblicke still vor sich sinnend, dann aufspringend, laut, in lebhaftem Gedankenschwarm). Es geht nicht! — Wartet! (Hin und her schreitend) Wie? — Es geht nicht! Wie? — Bei allem Geist! ein ganzes Wespennest von Gedanken! Aber fort! fort! — Azelais, beim Himmel! — ich lieb' Euch nicht!

Azelais steht hastig auf.

Aimar. Azelais, ich kann Euch bewundern, wahrhaftig bewundern. Ihr seyd die erste Frau von der Welt, Ihr überflügelt meinen Geist, ich kannte Eures gleichen noch nicht. Ich bewundre Euch hoch, aber ich lieb' Euch nicht!

Azelais (mit verhaltnem Grimm). Noch etwas lauter, Aimar! Deutlich!

Aimar. Ich beschwör' Euch, nehmt mir dies Herz, und ich bin anders. Azelais, ich sag' Euch, tausend Poeten und

Heilige könntet ihr verführen, mit tausendmahl weniger Kunst, als Ihr an mir verschwendet, wenn sie keine Lucine und kein Herz hätten. Aber hier, hier liegt's! Dahin fall' ich aus aller Gedankenirre zurück und stehe fest darauf. Im Herzen und in Lucinen find' ich mich wieder ganz und fest zusammen, und trotze nun aller Welt. Ich liebe.

Azelais (mit bittern Ton). Ein mannlicher Held in Liebspo sieren, in wirklicher Liebe ein püppisches Kind! (Heftig) Bei Eurer ganzen unvergleichlichen Wunderbarkeit! Aimar, wer seyd Ihr? Was wollt Ihr? Was kommt Ihr mir zu sagen? Ha! ich besinne mich. Das holde Ungefähr spielt so allerlei Possen! Es macht auch Apisse zu Göttern, Tollwürmer zu Profeten, Schlafmützen zu Brunnen aller Weisheit und Macht. Haha! Die Welt ist voll Spatzen, von Lumpen

und Klappern zurückgescheucht, und die Wahrheit hält die Schafe vom Kleeland. Freund, bei Sonnenfinsternifs fällt Gift: deckt Eure Brunnen zu! Ihr habt mich ganz verfinstert. Ein Heiliger der Liebe? Arme Liebe! sie haben dich in ein Nüfschen gesperrt: verspeise Dein Eines Kernchen, und stirb! Du kannst nicht heraus. Speise, du Würmchen! es ist Heiligkeit drinnen, süfse Heiligkeit, wunderbare Heiligkeit! Epimenides schlief als Knabe ein, und als er erwachte, war er ein Heiliger der Liebe, und taumelte, und rieb sich die Augen, und gahnte: ein Heiliger der Liebe? O überglückseliger Tag! so ist nun die Liebe geheiligt! Sie ist nun frei, ihr geheiligtes eignes natürliches Gesetz, und lacht im losgebundnen Umflug ihrer Lust der albernen Einfalle und Käfige, wo Verstandes- und Herzenstropfe sie eingittern und Unnatur pfeifen lehren wollten!

Aimar sah die Marquisin unter diesem flammenden Ausbruch ihres Grimms mit grofsen Augen an. Vielleicht interessierte die Poesie, womit sie wüthete, seinen Sinn; aber die Natur ihrer Gesinnung, die sich darin vollends entblöfste, beleidigte seine Empfindung, und seine Blicke sprachen am Ende so ausdrückliche Verachtung, dafs Azelais sich dadurch gehemmt fand. Sie erschrak und verstummte; sie fühlte sich von Aimar erniedrigt; schauernd fuhr ihr eine Empfindungswirre durch die Seele, und ihr Stolz brach hervor und richtete sie auf, noch in halber Zerstörung Sie fing plötzlich an zu lachen, that ein paar Schritte, und rief: „Aimar, ist unsre Sache nun aus?“ Aimar stutzte.

Azelais. Ei, seht doch! Da fällt mir ein, dafs wir nur eine Aufgabe, ein Unterhaltungsstück mit einander hatten!

Und hab' ich mich nicht wacker gehalten? Was seht ihr so ernst? Ging ich über Euer Gedankenweite hinaus? Aber jezt gefafst und verstandig! Aimar, ich hätte ja wohl so verfahren sollen, um Euer Herz zu gewinnen? Aber, ich schwöre Euch, ich kannte Euch noch nicht ganz, und es dauchte mir der Mühe werth, Euch den Kopf zu verwirren.

Aimar (sie durchschauend). Azelais!

Azelais (sich fest zusammenfafsend, mit Würde). Aimar, verkennt mich nicht! Vernehmt die Wahrheit. Ich erkannte sehr bald, dafs Euer Geist eine für wahre Liebe, wie Lucine deren werth ist, etwas gefährliche Verfänglichkeit besäfse. Ich weifs nicht, ob und wie ihr dadurch am Ende wirklich zu verführen seyn möchtet; aber es foderte auf jeden Fall Gaben,

deren ich mich nicht rühmen darf. Ich fand es indefs für Euch und Lucinen nicht unheilsam, Eure verfängliche Seite in einer kleinen Probe, so gut ich sie erdenken und ausführen konnte, vor Euch aufzustellen. Ihr errietbet meine Absicht auf Euch, aber nicht ihren Beweggrund und Zweck. Übrigens übte ich dabei meine Liebhaberei an poetischen Spielen. Sehet nun zu, wie Ihr mit mir, und mit Euch zufrieden seyn könnt! Ich gehe jezt, noch eine kranke Freundin zu besuchen.

Azelais verneigte sich hiermit gegen Aimar, und wandte sich ab, wandte sich hastig zurück, eilte an ein Fenster des Saals, und sprach: „Verzeiht, Aimar! Der Steig dort rechts führt Euch an die Pforte der Mauer zurück. Entschuldigt mich!“ Sie ging mit diesem Wort aus dem Saal. Aimar erkannte ihre Verzwängung vollkommen, aber er fühlte auch ihren unse-

ligen Zustand dahinter, und schonte sie darum. Er schwieg und ging, mit Unmuth und Leid und Fantasieen.

Kaum war Aimar den Park hinaus, so gab Azelais ihrer Leidenschaft Luft. Sie warf sich in Jagdkleidung, rannte links durch den Garten, zu ihrem nahen Jagdhause, liefs satteln, durchjagte den weiten Forst, über Berg und Thal, und richtete, gewaltiger als Nimrod, unter dem Wilde weit und breit eine wüthende Niederlage an. Bis gegen Mittag jagte und mordete sie fort; dann kehrte sie nach Avignon auf ihr Schlofs zurück.

Neuntes Kapitel.

Der Sänger im Garten. Eine halbe und eine ganze Wunderheilung. Abzug von Avignon.

Im Schlofs der Marquisin herrschte noch Stille, als Aimar es wieder betrat. Die akademischen Bewohner desselben bedurften ohne Zweifel nach dem gestrigen ermüdenden Festtage, und nach der arbeitsvollen Nacht vorher, eines längeren Schlafs als gewöhnlich. Aimar eilte zu Lucinens Zimmer. Lucine wufste um seinen frühen Gang zu einem geheimnifsvollen Unglücklichen und erwartete seine Rückkunft mit Ungeduld. Aimar trat hastig zu ihr herein, und schlofs sie schweigend an sein Herz. Nie fühlte er wie er

sie lichte inniger als jezt, nach der vollen Erkennung der Marquisin und nach deren Unrecht gegen Lucinen und seine Liebe für sie. Er erzählte hierauf seine Geschichte mit Azelais, mit Auslassung ihrer Lucinen verunglimpfenden Äufserungen. Lucine hörte, nicht selten staunend, seiner Erzählung zu, und sprach, als er sie schlofs: „O Aimar, lafs uns eilig diesen Ort verlassen! Es ist hier nicht gut für uns. Mir ist in Deiner Abwesenheit auch etwas Unerwartetes begegnet.“ „Wie? Erzähle!“ rief Aimar betroffen, und Lucine erzählte wie folgt.

„Als Du in der Frühe fortgegangen warst, allein, ohne zu wissen wohin, überfielen mich Unruhen. Zwar fürchtete ich nicht für Dich, aber dies Schlofs ward mir zu eng, und ich wäre Dir gern nachgeflogen. Alles um mich lag wie in Todtenstille, und ich konnte nicht bleiben.

Ich sah aus den Fenstern, und hätte gern nur gewufst, nach welcher Gegend Du hingegangen wärst. Da ging die Sonne auf, und zu meinem Fenster hauchten aus dem Garten erquickende Lüfte herauf. Es war so einsam und lieblich frisch im Garten, und mir schien's als würd' ich mich dort erhohlen. Ich stieg hinab, und ging langsam durch die Pommeranzen hin. Auf einmahl hör' ich eine Laute, und ein Lied ertönte dazu. Ich glaube, ich kann es auswendig; es war nur kurz, und ich hab's bei mir wiederhohlt.

„Kam eine Seel' in das Schattenland,
Gestorben in Liebe,
Weilt unter Cypressen an Lethe's Rand,
So einsam und trübe.
„O trinke, trinke Vergessenheit!"
Sie mochte nicht stillen ihr Herzeleid.

Sie sah; vor ihr dämmerten durch die Nacht
Viel ird'sche Gestalten;

Erinn'rungen sind's, sie scheinen sacht
Den Orkus zu spalten.
Und siehe! in fernem Tag erscheint
Die Geliebte, wonach die Seele weint.

Sie fliegt zur Geliebten hin, durchbebt
Von Entzücken zu schauen;
Die Erscheinung erlischt, die Nacht begräbt
Sie in ödes Grauen.
„O trinke, trinke Vergessenheit!“
Sie mag nicht stillen ihr Herzeleid.“

„Stimme und Laute klangen so voll Empfindung und Ausdruck, daſs ich davon gerührt wurde. Ich stand still, und dachte noch nach, wer es seyn möchte, als wenig Schritte vor mir links aus dem Gebüsch der Sänger hervortrat. Es war Ritter Thiery. Er erschrak bei meinem Anblick, staunte aufwärts, um sich her und auf mich. „Ihr, Ritter? so früh hier im Garten?“ fragte ich verwundert. Auf einmahl verklärte sich sein Gesicht; er

that einen Schritt zu mir her, und rief: „Nein, Ihr seyd's, Ihr bleibt, Ihr redet! O! der Himmel sendet Euch her, und giebt mir alles, Alles was er vermag. Ich spreche Euch. Lucine! Dieser Augenblick faſst das Herz meines Lebens in sich auf, und alles andre fällt von mir ab.“ Ich staunte den Ritter an, und wuſste nicht, ob ich wachte oder träumte. „Lucine!“ fuhr er fort, ohne mir weiter zu nahen, „ich lebte diese Nacht hier in Eurer Nähe. Blickt ruhig in meine ganze Seele! All' ihre Empfindungen sind Eurer werth, und dort oben öffnet sich ihr freundlich die Seligkeit, weil sie lautere Liebe für Euch ist.“ Ich wich betroffen zurück. „Schlieſst getrost mein Wort in Eure Seele! Lebt wohl! rief der Ritter, und verschwand durch's Gebüsch, und ich eilte ängstlich hinweg aufs Schloſs.“

Ritter Thiery! rief Aimar. Kann-

test Du ihn? hattest Du ihn schon gesprochen?

„Nicht gesprochen, nur gesehn unter den Andern, so wie Du in diesen Tagen. Ich hatte ihn kaum einmahl beachtet; aber gestern bei den Festspielen schien mir's, als hingen seine Blicke oft an mir.“

Aimar umarmte Lucinen, und beschlofs, den Tag lang noch in Avignon zu bleiben. Ritter Thiery schien ihm einiger Hülfe benöthigt, und zog ihn mit seiner Liebe für Lucinen an; Aimar wünschte, seine Empfindungsart sich noch etwas weiter äufsern zu sehn. Schade, dafs wir ihm Thiery's obige Selbstgespräche nicht mittheilen können! Aber auch Azelais foderte Aimars Sorge auf. Er war überzeugt, dafs der Marquisin, wenn nicht von unbegünstigter Herzensliebe, doch von betrogner Eitelkeit und Leidenschaft, ein Wehestand

abgesetzt worden sey, und er fand es wider die gastfreundliche Dankbarkeit, sie mit einem von ihm verursachten Übel zurück zu lassen. Aber wie? die Abhülfe desselben stand nicht in seiner, sondern in Lucinens Hand; und wird Azelais ihre Flamme von Derjenigen, welche sie gern damit vertilgt hätte, geduldig auslöschen lassen? Das Unternehmen war bedenklich. Doch, die Heiligen haben ihren poetischen Schutzgeist; sie fanden jedoch für gut, die Nacht und den Schlaf, diese Hülfsgötter für manches Gute und noch mehr Böses, für ihre Sache mit Azelais abzuwarten.

Schon kommt Aimar in das Quartier des Ritters Thiery, in einem Hause der unteren Stadt. Thiery war gleich nach seiner Morgenscene mit Lucinen dahin zurückgegangen, und safs in einem Irrwahne da, worin seine Seele auf einer leidenden fantastischen Ruhe, wie auf überirdischen

Fittigen, schwebte. Er zuckte bei Aimars Eintritt ein wenig auf, war aber alsbald wieder in seinem Zustand gefafst, und sprach aufstehend: „Aimar, kommt immerhin! Ich scheue Euch nicht, ich scheue Niemand. Aber gönnt mir meine Ruhe, berührt sie nicht! Ich erkaufte sie etwas theuer; aber sie ist nun mein, und Ihr habt kein Recht daran.“ — Thiery, versetzte Aimar, lasse Dein Herz gegen mich aus! Du hast durch Deine stille und tiefe Liebe für Lucinen mein Herz gewonnen. Ich erkenne Dich besser als alle Andern. Schütte Dein Leid gegen mich aus!“ — Thiery blickte stumm auf Aimar; dieser fuhr fort: Sprich! Ich möchte Dir wohlthun. Du hast eine reine Seele, da Du Lucinen mit zarten und hohen Empfindungen liebst. Nur scheinst Du vor zu vielem poesieseligen Stoff zu leiden; Deine Liebe hat Dich überpoesirt, und ich

möchte Deine Empfindungen mildern, ohne sie zu zerstören.

Thiery. Habt Ihr schon einmahl recht auf die Welt gesehn? sie ist voll hohler, eiteler Worte, wie voll flatternder Insekten, und die Menschen fangen drinn herum, und haben ihr Spiel damit. Laſst sie machen! Mich kümmert das alles nicht mehr.

Aimar. Glaube mir, Thiery, ich ehre Dich von ganzem Herzen, und Lucine ehret Dich auch.

Thiery (mit lebhafterm Blick und Ton). Ich habe sie gesprochen! Sie weiſs, daſs ich sie liebe! Der Himmel erkennt die Herzen, und offenbaret sich in einem Ungefahr; es ist ein strahlendes Siegel seiner Güte, und ich schlage nun mein Lebensblatt zusammen, drück's an mein Herz, und spreche freudig: es war doch des Lebens werth!

Aimar. Thiery, Dich erwartet noch ein glücklicheres Loos auf Erden.

Thiery. Stille! Nichts weiter! Weckt mir keine böse Gedanken! Mir wird leicht schlimm. Verlafst mich!

Aimar. In meinem und Lucinens Namen umarm' ich Dich.

Aimar umarmte ihn, entzog dabei, mit seiner rechten Hand Thiery's Herz und Hand berührend, dessen Irre und Schmerzen mindestens um die Halfte, und liefs ihn, in seinem sich verwandelnden Gemüthsstande, stumm und stammend zurück. Thiery besann sich bald, und schrieb, die Wirkung von Aimars Wunderhand erkennend, folgenden Brief, welchen Aimar nach ungefähr einer Stunde auf dem Schlofs der Marquisin erhielt.

Thiery an Aimar.

„Ihr habt wider meinen Willen mei-

nen Schmerz gemildert; aber thatet Ihr's nicht nach Lucineus Wunsch? Sie wünschte doch, dafs ich minder litte, und ich nehme mein Daseyn, so wie es nun ist, als eine Gabe von ihr an, die ich heilig aufbewahren werde.“

„Ich fühle meine Liebe und mein Unglück nur noch mit Wehmuth, wie aus der Erinnerung. Durch die Wirkung Euer Hand sind mir diese Tage in fernere Vergangenheit hinaus gerückt, und die Stätten, wo ich Lucinen sah, sind mir weit entlegen. Ein's mahls sah ich sie dort und dort! Die Zeit ist vorbei, und sie nahm das Stückchen meines Lebens, von schönerem Licht bestrahlt, mit sich ferne hinweg. Ist's denn Avignon, wo ich noch verweile? Ich eile von hinnen, eh Ihr noch dieses les't. Es liegen hier Ruinen, von öden Lüften umweht. Ich war auch einmahl da, als diese Stätten in

schönem Leben blühten; das Leben ist in die Vorzeit, zu den geschiednen Seligen entflohen, und ich wanke, ein Gespenst, auf dem Kirchhof der irdischen Erinnerungen. Aimar, es giebt doch manches flüchtige Schöne auf Erden, und der Himmel lächelt darauf in sanftem Sonnenschein unter fallenden Thränen herab. Lebt wohl!“

Bei Aimars Zurückkunft war alles im Schlosse wach und auf, und kam, den Heiligen aufzuwarten. Von Azelais hiefs es, von ihr selbst angegeben, auch im Schlosse, dafs sie zu einer kranken Freundin in der Nachbarschaft gerufen worden sey. Gegen Mittag kam sie heim, und Aimar und Lucine bewunderten die Unbefangenheit und Anmuth, womit sie sich betrug. Nie erschien sie in allem ihrem Thun und Reden so hold und reizend als heute, und alle Herrn von der Akademie, und noch

zehn andre, welche nach Tisch, aus Frankreich und England, auf ihrer Burg eintrafen, wurden von ihr hoch bezaubert. Hatte sie vielleicht auf der wilden Jagd ihre feindselige Galle ausgewüthet? Nein! Seelen wie die ihrige fassen eine Kränkung, wie sie erfuhr, in ihr innerstes Leben auf, und nur ein Wunder tilgt sie mit dem Gifte aus, womit sie dort fortschwärt. Aber der Stolz der Marquisin verlangte eifrig, Aimar zu überführen, dafs sie in der That nur eine freimüthige Probe mit ihm gespielt habe, die ihr nichts als gute Laune zurücklasse; und ihr fiel vermuthlich nicht ein, dafs sie hierzu für Aimar die gute Laune ein wenig zu lebhaft spielte. Sie führte die Gesellschaft mit fruchtbarem und sehr gewandtem Witz durch mannichfache allgemeinere Unterhaltungen, und sprach bei einer, von einem Herrn aus England mitgebrachten

Liebesfrage, die sie in öffentlicher Sitzung verhandelte, so Feines und Schönes über die Liebe, dafs Aimar nicht umhin konnte den akademischen Schreibern zuzurufen, die Reden der Prasidentin ja wörtlich niederzuschreiben, da sie gar nicht besser gesagt werden könnten. Aimar liefs sich jedoch durch nichts über sie irren; er blieb überzeugt, dafs sie in ihrer Brust einen bittern Schmerz verberge, und fühlte bei ihrem künstlichen, ihrem Herzen trotzenden Verhalten sich oft von Wohlgefühlen durchflogen. Doch, der Tag sey geendigt! Die Abfaint der Heiligen wurde öffentlich auf den andern Vormittag bestimmt; aber Aimars Knappen erhalten geheimen Befehl, sich mit den Rossen um Mitternacht bereit zu halten.

Alle Bewohner der Burg sind zur Ruhe gegangen. Die Heiligen gehn, das Herz der Azelais zu heilen. Lucine war

nicht ohne Besorgniſs. Wird Azelais bei ihrem Weh auch schlafen? Und schläft sie, wird sie beim Eintritt der Heiligen, von Lucinens Hand berührt, bei Verwandlung ihrer Herzensverfassung, nicht erwachen? Aimar tröstete Lucinen über alles mit ihrem poetischen Schutzgeist und mit sich selbst.

Die innern Zimmer sind unverschlossen. Die Heiligen wandeln durch ein Vorgemach zum Schlafzimmer der Marquisin, sie treten in die Thür desselben; es ist von einer Nachtlampe, auf einem Tischchen stehend, matt erhellt. Azelais liegt, in ein feines Nachtgewand gehüllt und mit leichter Decke bis an die Brust überworfen, auf einer seidnen Ottomane. Schlummert sie? Sie regt sich nicht; ihre Augen sind geschlossen. O! sie schläft, von den heftigen Bewegungen des Tages erschöpft. Lucine naht ihr mit leisen Tritten, sie

neigt sich, mit erneuter, kaum bezwungener Bangigkeit, zur Schlummernden, die rechte Hand gegen ihr Herz hinstreckend; Aimar steht an der Thür in gespannter Erwartung, den Blick auf die Schlummernde geheftet, die Arme halb erhoben, zum hastigen Vorschritt auf erfoderlichen Fall bereit. Es knistert die Lampe. — Wehe! Lucine und Aimar fahren erschrocken, jene zurück, dieser vorwärts. Azelais erwacht nicht. Schon berührt Lucinens Rechte ihr Herz; ein brennender Schmerz dringt heraus; kaum kann Lucine sich des Aufschreiens enthalten; ein giftiger Brand schwellt ihre Hand, aber schnell verfliegend. Azelais erwachte nicht. O siehe, mit böse, finster verzogenem Gesicht lag sie da; ihres Herzensgrolles entladen, lösen die Züge ihres Gesichts sich in sanftes, anmuthiges Lächeln auf. Aimar schaut sie mit Wohlgefallen an, aber Lucine zieht,

noch immer ihr Erwachen fürchtend, Aimar eilig mit sich hinweg.

Dienerschaft und Rosse erwarteten die Heiligen im Hofe der Burg. Ihr Abzug war nicht ohne Wunder: Niemand vernahm die Anstalten dazu, obgleich innerhalb und aufserhalb des Schlosses mancher Laut erscholl, und die verschlofsnen zwiefachen Burgthore thaten von selbst sich auf.

Zehntes Kapitel.

Streiche des Schicksals. Der See- und Luftsturm.

Es war eine angenehme mondhelle Sommernacht. Aimar und Lucine ritten, am rechten Ufer der Rhone, durch Languedocs Felder mit gedankenvollem Schweigen, welches Pater Hilarius grobprosaisch durch Biaggio, ihren alten Knappen, unterbricht. Dieser, schreibt er, platzte auf einmahl lachend heraus: „Bei meiner Treu, da schweig'n Andrer! Herr! Agathe ist'n Frauer; schl'n nur an!“

Wollen wir das hierauf folgende Geschichtchen hören, oder von Aimars und Lucinens Eheverbindung ferner, so wie von

Piacenza bis hieher, keine Kenntnifs nehmen? Doch, sie ist zu einer herrlichern Bestimmung geeigenschaftet, als wir noch vermuthen. Sehn wir uns daher immerhin, wenigstens einen Augenblick, nach ihr um.

Agnolo hatte seinen Kamarad Biaggio von der Stelle ihres Abritts an mit hoher Miene und eilernden Winken bedeutet, dafs er nicht mehr anders als ein paar Schritte hinter ihm zu reiten habe, und begann nach dessen obigem Ausruf sogleich, naher zu Aimar hinspornend:

„Herr, mit Euer Erlaubnifs! die Galle läuft mir über. Schickt nur Biaggio mit König Nebukadnezarn ins Gra'! Bei Sankt Christoffeln! 's ist'n Aergernifs, wie's bei Manchem mit der Feinheit nicht vorwärts will, und schläge man auch mit Keulen drein: sie bleiben ihr Lebelang auf allen Vieren liegen. Ich wüchs doch auch, so

zu sagen, mit'm Vieh auf: aber Pabst Sixtus hutete anfanglich auch nicht christliche Schafe, sondern Schweine im Felde. Wer nur zu etwas geboren ist! Was ich Euch sagen werde, davon sollt' ich noch schweigen bis gen Barcellona: aber Biaggio'n ist gar keine Lebensart beizubringen. Wer hoher hinauf gehangen wird, hat auch die hohere Ehre, und bei der Dame Rose! sie ist von Forcalquier, und Ihr habt sie doch gesehen? Herr! ich könnte weinen, so mitten aus'm Fest auf und davon zu müssen; aber wer nur'n vornehmes Gemüth hat! Die Ehre ist'n Pflaster auf's Liebesweh. — Dafs dich der Geier, Biaggio! zurück! — Herr! ich hatte mein Lebtage eine Inklinazion zum Stolzieren, und war für was Hohes zugeschnitten; aber ich will nicht Agnolo seyn, wenn ich gedacht hätte, so gelahrt wie'n König zu seyn. Aber mancher hat unver-

merkt einen ganzen Tierstock von Tugenden in sich, und die Verdienste schiefsen unversehns in die Höhe, wie Bohnen- und Hopfenranken im Frühjahr, und schlappern um einen herum, dafs es eine Lust ist. Ich hatte also kaum das ertemafil Mittagsbrod gegessen, so kam die Dame Rose von Forcalquier. Herr! im ganzen Schlofs giebt's nichts Hübscheres und Verliebteres als die Dame Rose. Sie glüht wie 'ne Feuerlilie, und bei der Liebsakademie! wenn nicht der Herr König Eudes selbst —"

Agnolo stürzte mit diesem Wort über eine Feldgrube, und — O menschliche Seele, was bist du doch in deinem zerbrechlichen irdischen Gefäß! Ein Glitt von einem Brettchen, und mit Fiesco ertrinkt Genua's beginnende Freiheit; mit Heinrichs IV. Blut zerfließt ein neues Europa in der Gasse la Feronnerie, und mit

dem stürzenden Agnolo zerschlägt sich ein angefangener Schwank. Der arme Knappe! er kam zwar mit unzerbrochnen Gliedmaßen davon, aber der muntere Geist, womit er erzählte, war ihm gebrochen. Mit Einem Wort, Agnolo war zum Ehrenmitglied der Liebesakademie, mit dem Gebot, seine Ehre, aus geheimen Ursachen, bis Barcellona zu verschweigen, ernannt und verbrieft worden. Es war eine Posse, welche die Dame Rose, Haushofmeisterin der Marquisin von Avignon, und ein paar akademische Schreiber mit seiner drolligplatten Albernheit gespielt hatten.

Die Heiligen bekamen am Tage unfreundliches Wetter. Die Sonne ging, als sie die Felix-Höhe bei Nimes hinüber ritten, unter graulichen Wolkenstrichen auf. Bald fuhren stäubende Wirbelwinde über dem Lande umher, und schienen einander zu betten. Der Himmel umnebelte

sich, und am Nachmittag zogen Donnerwolken, von da und von dort, mit Sturm und Hagel über Languedoc und Guienne. Am Abend wurde es still, und die Pyrenaen schimmerten noch im Nachglanz des Tages, als Aimar und Luciné den Thoren von Aiguesmortes nahten. Von hieraus wollten sie zu Meer nach Barcellona gehen. Eine Pinke wird im Hafen gerüstet, und die Heiligen stechen in die See.

Barcellona, es war dir nicht beschieden, Aimar und Lucinen in deinen Mauern zu sehen! — Schon erblickte die Pinke diese Stadt, als eine Wetterwolke sie mit schnellem Flug ereilte und ins weite Meer hinausstürmte. Hier lag sie auf einmahl in athemloser Windstille fest. Alle Winde sind in die Ferne zu grausen Werken abgerufen. Horch! welch ein Gemurmel? Ist's im Meer oder in der Luft? Luft und Meer ruhen in weiter Klarheit. Aber jezt

schauern die Wasser; Vögelschaaren flüchten schreiend vom Süden unter den nördlichen Horizont hinweg; die Meerungeheuer tauchen in die Tiefe. Schaut! schwarze Flecken erscheinen am Rande des Himmels; auf den Straßen der Winde ziehen Wasserhosen herauf. Wie dunkle Luftelefanten hangen sie da, und schlenkern mit grobem Gesaus' ihre langen Rüssel herab auf's Meer, welches mit brüllendem Zorn gegen sie aufstrudelt. Verloren! schreien die Schiffer; thut Wunder! schreien die Diener der Heiligen. Aimar ruft: „Wartet! ich hoffe, dies Schauspiel wird unnatürlich.“ Lucine schmiegt sich nicht ohne Furcht an Aimars Brust. Wer zählt die Schreckgebilde der Natur umher? Ihrer dreifsig hangen und toben sie, wilde Zerstörung drauend; sie belagern die Pinke, vorrückend in engerm und engerm Kreis. O Meer, vertheidige das theure,

dir anvertraute Schiff! — Umsonst schlägt das Meer mit wüthenden Strudeln gegen die Wolkenkolonnen; umsonst suchen die innern Wasser entsetzt zu entfliehen: sie reifsen das Schiff mit sich hinauf und hinab, den grausen Feinden entgegen. Ha! die Wolkenschlauche schnappen, ihre langen Häise und Mündungen auf die Finke herschlagend, hier und da und dort sämmtliche Schiffsmänner in sich auf. „Getrost! Poetische Unnetur! Wir sind geborgen!“ ruft Aimar Lucinen ins Ohr. Ihre Dienerschaft liegt, von Angst erstarrt, platt auf dem Boden. — Wohlauf! Mit unbändigem Grimm rafft sich das Meer zusammen, wogt mit unendlichen Wassern empor bis an die Sterne, und schlägt niederplatschend die Wolkenungethüme in seinen Grund hinab. Doch wehe! sie tauchen wieder hervor, stofsen schwimmend an einander, zerkrachen, wie Knallgläser

am Licht, und blasen mit entsetzlichen Orkanen den Tag aus; aber tausend zukkende Blitze zünden ihn wieder an, und o! der Schwibbogen des Himmels wird von den anschlagenden Meeren leck. Wo ist unsre Pinke? Eben fährt sie in unermeſsliche Tiefe, und siehe! sie strandet auf den Seegrund. Der Ocean steht auf einmahl umher in Wasseralpen, und im anmuthigen Meerthal weiden Seepferde, Seeochsen, Seekühe, Seeschweine, auch Seeschafe und Seeziegen, und Seelowen, Seewölfe und Seefüchse rennen die Wasserberge herab, sie zu würgen. Doch im Nu rinnt alles zusammen, und unsre Pinke fliegt wieder hoch auf stürmendem Ocean. Jezt schnellt eine Woge sie hinauf bis an den Rand eines langen bergichten Gewölks; sie bleibt, vor Furcht beim Sturz in die Tiefe sich zu scheitern, bebend in der Lufthöhe hängen, und das Meer fährt

umsonst empor, sie wieder zu erlangen. (So springt der Fuchs nach der hohen Traube, und stürzt dicht unter ihr mit schnappendem Maule zurück.) Die Knappen der Heiligen kommen zu sich selbst, sehn das Gewölk am Schiff, rufen Land! Land! und wollen hinaus ans Gestade springen. Aimar ruft: „Halt! Wolken, Nebelwerk! Ihr versteht euch nicht aufs Erhabne!“ Sie stehen staunend; aber schaut! minder belehrbar, setzen mit Einem Sprung die Rosse der Heiligen über Bord, und versinken sogleich im Gewölk bis an den Bauch; und im Moment fahren Aeols Söhne, in Gestalt von blasenden Köpfen, sich überpurzelnd, durch die Lüfte her; Der bläst den Nord, Der den Süd, Der den Nordwestnord, u. s. w. Die Pinke fliegt zitternd durch den Aether, wie eine Taube von Raubvögeln verfolgt, dahin, dorthin; die blasenden Köpfe ihr

nach und voraus, mit muthwilligem Eifer; manchem platzen vor heftigem Blasen die Backen. Die Pinke ächzt und schreit in allen Fugen, die Unschuldige von schadenfrohen Verläumdungen angezischt; sie taumelt hülflos und verzweifelt in irren Flügen umher, und risch! zerfährt sie in Trümmer.

Eilftes Kapitel.

Wo sind Aimar und Lucine?

Seht Ihr die Berline von Wolke? sie schwebt dort seitwärts in die Höhe. In ihr fuhr der Schutzgeist der Heiligen diese sammt ihrer Dienerschaft auf die Erde herab. Dort liegen sie auf einem Sandhügel. Sie schlafen noch; schlafend legte der Geist sie dahin aus seinem Luftwagen, in welchen er unter der zerbrechenden Pinie sanft sie auffing; tiefer Schlaf umfing sie bei ihrem Fall aus dem Schiff. Aimar erwacht und staunt, noch traumerisch. Lucine erwacht auch. Beide sehen verwirrt sich an. Aber schnell besinnt sich Aimar. „Siehst du, Lucine? spricht

er; da sind wir, wohl und geborgen! Sagt' ich's nicht? Je toller das Unmöglichere, desto gefahrloser. Es ist wie ein Liebestraum; dieser stößt uns wackelnde Thürme über'n Kopf, stürzt uns von himmelhohen Klippen, reißt uns in flammende Seen, spießt uns gräßlichen Keilern auf die Hauer, und wer poetisch-verständig ist, der lacht darüber. Aber schau! wo sind wir doch jetzt? Litten wir zu gutem Ende nicht Schiffbruch in der Luft? Aber hier liegen keine Trümmer außer uns. Ha! da liegen auch unsre Diener; sie schlafen noch. Aber unsre Rosse — sie blieben oben in der Wolke hangen. Sollten wir ihrer nicht mehr bedürfen? Wo sind wir?" —

Lucine besinnt sich noch kaum. Aimar hebt sie auf, und sieht auf die Gegend vor sich hin. Eine Sand-Oede, unabsehbar ausgebreitet! Kein Strauch, keine

Pflanze, kein Lebendiges; ein gebleichtes, verdurstendes Sandmeer. Unendliche Stille auf der Wüste, in der Luft; ein fahler Rauch um den Himmel. „Was ist dies? spricht Aimar. Ist's wirkliche Welt? oder stürzten wir wieder in ein Gedicht herab? Ist's ein Gedicht, in Wahrheit, so ist's das trockenste, ausgemargeltste, todteste, was je ein poëtischer Geist hervorbrachte; der Tod hat es selbst aus seinen verdorrten Knochen herausgedichtet.“ — „Schau!“ sprach Lucine, sich nach der anderen Seite umwendend. Welch ein anderes Land? In weiter gesenkter Fläche liegt es da, eine Strecke hin nackter Lehm, dann — womit bewachsen? es scheint staudichtes Schotengewächs. Auf den etwas erhöhten Seiten da und dort Kiefergehölz; kaksen nicht Krähen darin? Und was guckt in der niedern Ferne durch Busch- und Baumwerk? Felsklumpen? Es

taucht drüber hervor; es wohnen wohl Menschen da? — Ja, Gänsegeschrei verkündet, und siehe! dort seitwärts im braunen Felde wühlen auch Schweine. Und welch ein Gewölk vor der Sonne? Es ist wie ein Schirm ausgespannt, und zieht nicht vorüber. Schirmt sich die Sonne vor dem Lande? Die Luft ist nicht hell; jetzt fährt sie mit einem Wind herüber, voll fettigen Dunstes. — Der Heiligen Dienerschaft erwacht. — „Bei aller Poesie und Prose! ruft Aimar, ich verstehe mich' auf dies Land noch nicht recht. Kommt, laßt uns hinein gehn!“ — Aimar geht mit Lucinen auf den Lettengrund hinab. Und wie? Aimars Knappen und Lucinens Alte» Helena, — was ist's mit ihnen? „Ah!“ sprechen sie zu einander, Athem über Athem schöpfend, „eine angenehme Luft!“ Sie denken gar nicht mehr ihrer erlittnen Schreckensfahrt; sie war ihnen über alle

Fassung poetisch. Und verwandelt sich nicht ihr Aeusseres? — Doch halt! dort vom Kiefergehölz schreitet ein vierschrötiger Mann herab, in steifem Lederrock. Aimar ruft und winkt ihm. Er gafft herüber, er kommt.

„He! was Landes ist hier? Wer rühmst du dich? Wer die Erzeuger?“ fragt Aimar. Schon ist der Mann über die Heiligen verständigt. Er ist ein Mensch von Verstand, ja von Geist; er schmält auf alles umher, und ist gröfser als sein Land und seine Zeit. Wohlan! er melde, in welche Eudenstatt wir hineingerathen sind.

Zwölftes Kapitel.

Im Land der groben Prose.

„Odi profanum volgus, vor die Raben mit der ganzen Nazion hier!“ begann der Mann im ledernen Rock, mit Aimar und Lucinen das Land hinabgehend. „Ich pflege mit mir allein herum zu schlendern, eines besseren Menschengeschlechtes werth. Ha! Ihr leibhaftigen Ideale der dünnern und herrlichen Menschenart, wie ich sie oft mir vorbildete, ihr Horte der Poesie, deren geistflüchtige Gefühle mir gleichsam durch feinere Adern umherspringen, ich seufze hier manchen lieben Tag unter der Last der groben Natur, wie der

Esel unter dem Mühlensack, oder, poetischer zu reden, wie Atlas unter dem Himmelsglobus.“

Ohne Umschweif! fiel Aimar ein. Erzähle vom Lande.

„Ihr seht hier das Land der groben Prose, und ich ward darin geboren, wie Demokritus in Abdera, Pindar in Böotien, und noch zehnmahl ärger —“

Halt! rief Aimar; das Land dér groben Prose? Was heifst das? Ist's ein Stück von der wirklichen Erde, oder liegts aufser ihr? Aufser ihr? Die Erde strotzt aller Ecken von grober Prose, von Rohsinn und Dumpfsinn, und schon die feine Prose kann nicht hindurch; sie thut keinen Schritt, ohne davon härtlich gestossen zu werden, von vorn, von den Seiten und von hinten, geschweige denn die Poesie.

„Heisa! hier geht's ins Leben!“ riefen die Diener der Heiligen, ein Streckchen hinterwärts. Aimar und Lucine sahn sich betroffen um. Zuschends verdicken sich die Knappen, Agnolo weniger, Biaggio mehr, und Helena, Lucinens Kammerfrau, eine hagere Funfzigerin, schwillt in ihre dreifsig zurück; sie war damals völlig, und wurde drauf hektisch. „Heisa! lustig!“ schreit die Dienerschaft zusammen unter Bocksprüngen, und die sich verjüngende Helena hüpft trotz ihres lahmen Beins. Lucine sieht ihre Verwandlung mit Schauer: profanum volgus! spricht der Cicerone der Heiligen; aber Aimars Geist klärt sich auf. Ha! ruft er, eine übernatürliche Kraft webt in diesem Lande, eine Wunderessenz, eine Luftmast für die gemeine Natur! Land der groben Prose? O, dies ist ihr Kernland, sie herrscht hier in ihrer abgezognen, reinen,

ausgediehenen Grobheit, und bläst sich in alle Spalten und Oeffnungen der Menschheit, ihrer empfänglich, hinein.

„Ja, und auch in die andern Dinge der Natur, sprach der Cicerone. Es ist hier, poetisch zu reden, eine Werkstatt und Ausstellung von dem niederländischsten Natur- und Menschenwesen, ein Geburstort und Erziehungsinstitut von schwerwichtigen Platt- und Derbheiten. Beim Pythagoras! seht diesen Wald von Bohnengestäuden! und welche Doppelmulden von Schoten daran! und pfundschwere Früchte darin.“

Und was wuchert Euch sonst für ersprieſsliche Kost?

„Drüben auf der andern Seite des Landes Erdäpfel, oder, poetisch zu reden, erdezerspaltende Knollen. Man hohlt sie mit Hebebäumen heraus. Auch zapfen wir ihnen unser Bier ab, zwanzig bis

dreifsig Kannen vom Stück. Grofse Kürbisse und Zwiebeln überschütten uns dazu mit Most.“

Auf einmahl dampften in der Ferne Sandwirbel in die Luft. Winde schlugen sie nieder, und schossen pfeifend hin und her über's Land; graue Wölkchen fuhren herauf, ergossen platsch! platsch! dahin und dorthin ihr Wasser, und zogen ab.

Fürwahr, sprach Aimar, ist das die Art Eurer Winde und Regen? Das sind dummdreiste Gäste! sie bezischen und bewerfen einen unversehens, und reifsen aus wie die Gassenbuben, poetisch zu reden!

„So ist ihre Landsweise! Sanfthauchende Zefyre, und vollends Zefyretten, und träufelnde Wolken, und gar Staubregen, kommen nicht hieher: ich kenne sie nur vom Lesen. Sonst leben wir nicht selten in handgreiflichen, wochenlang ste-

henden Nebeln; aber das sind hier die rechten Lebetage für Menschen, Vieh und Gewächse. Da gedeiht's! Es ist die allgemeine wassersüchtige Schwellzeit, mirabile visu, ein Scheusal zu sehen, und die Sonne verhüllt sich davor gleichsam in siebenfachen Schleier."

„Wie? die Sonne wäre hier also allein poetisch? In Wahrheit, mich dünkt, ich sah sie noch gar nicht gleichsam mit entblößtem Angesicht. Siehe! ein goldstoffner Schleier hängt ihr vor. Schlägt sie diesen niemahls auf?

„Niemahls bei übrigens offnem Himmel. Oft aber wird sie von ziehenden Wolkenbibliotheken verdeckt und verfinstert."

Was sagst Du?

„Bei Minervens Nachteule! eine eigene Lufterscheinung, und es folgt immer ein wüster, stinkender Dampf und Platzregen darauf."

Oho! welch ein Geblöck, grob und heiser? Lucine schreit auf, und flüchtet an Aimars Brust. Aber es hat nichts zu sagen. Ein Haufen von Grasspeisern, oder homerisch zu reden, von schwerwandelndem Hornvieh, kommt linker Hand um ein Gehölz von knorrichten Speirlingen hervor, und bricht, gleich den tafelnden Göttern im Olymp über den hinkenden Mundschenken Vulkan, über den Anblick der Heiligen in ein unauslöschliches — Gebrüll aus. So stattliche, ungeheure Rinder nährt weder Ungarn noch Pohlen. — Doch da liegt die Wohnstatt des Landes! Aimar eilt, begierig sie mit ihren Bewohnern zu schauen, mit Lucinen hinein. Ihr Führer muss mit ihrer Dienerschaft vor dem Orte zurück bleiben.

Welch ein Wust von Block- und Lehmbaracken, unter Dümpeln und Pfuhlen umhergekleckt! und was für Gesumse

drinnen! Hat Beelzebub, der Gott der Fliegen, sich mit seinen Schaaren dort niedergelassen? Ja, aber der Gesellschaft der holden Menschenkinder zu Liebe. Seht! sie poltern, männlich und weiblich, bei Aimars und Lucinens Erscheinung aus ihren Wänden hervor, runde, fafsmäfsige Figuren, in Rindsleder gekleidet, struppichtes Haar, kleine Augen, dicke Nasen, grosse Munde und Ohren, breite Füfse. (Sie waren alle daheim und hatten Sankt Kiliansfest). Sie staunen kaum ein paar Augenblicke auf die Fremdlinge, dann kichern sie, und sehn dabei pfiffiglich aus, und tummeln sich fort zu Andern. Ihr Ansehn lächert Lucinen; Aimar betrachtet sie schweigend, und setzt sich mit Lucinen auf einen Block. Der ganze Ort ist in Allarm. Fettgänse gacksen auf den Dümpeln, und Alt und Jung kommt — mit poetischer Freiheit grobprosaisch zu

reden — dabei gewatschelt, getapst, getolpelt, geschlabst und getolpatscht. Sie kichern und kecksen, halten aber doch noch an sich. Ich glaube, das ganze Volk steht vor und zwischen den Baracken um Aimar und Lucinen versammelt. Einige reiten auf kleinen Zäunen und Wagengestellen, Andere stehn auch in einen Pfuhl eingepflanzt. Kleine Kinder sind nicht dabei; diese wälzen sich in den Hausern ruhig bei den Breinäpfen. Aber welch ein Mann tritt da hervor, an Leibesdicke alle andern übermessend? Der König oder Schultheifs des Volks; er trägt einen flachen runden Huth von Schweinsleder, in der Gröfse eines Wagenrads. Die vier Männer mit kleinern Hüthen und von etwas minderer Dicke daneben, seine Minister oder Schöppen. Aimar steht, durch das Ansehn dieses Volks mehr und mehr in Laune gesetzt, plozlich auf, und spricht:

„O, Ihr stattlichen, ehrenfesten Leute, Ihr denkt ohne Zweifel, dafs wir eine Art von Menschen sind. Ei freilich! wir schneien aus einer andern Welt in Euer Land herab, Euch zu besuchen. Seyd gegrüfst! Um des Himmels willen! Ihr steht wie Bienenkörbe voll Gedanken da, und überschwärmt mich damit, dafs ich vor lauter Gedanken fast keine Gedanken komme. Nein! Ihr steht da in so runder elastischer Vollkommenheit, dafs meine Gedanken Euch nicht beikommen können; sie prallen rings von Euch ab in die Luft. Aber Euer Wesen durchdringt mich, ich laufe davon über. Halt! ich will Euch Märchen erzählen.“

„Habt Ihr einmahl von der Poesie gehört? Als das erste Menschengeschlecht geknetet wurde, flog ein poesierlicher Geist drüber hin, und liefs mit verstohlner Schalkerei ein paar Tropfen ätherischen Spiritus

in den Menschenteig fallen; dieser drang in seiner Auflösung dadurch hin, und hat viel lustigen Spuk in den Menschen getrieben. Wohl Euch! Ihr seyd von einem andern Teige geknetet. Noch einmahl, habt Ihr von der Poesie gehört? Sie ist ein dünnleibiges Ding mit grofsen Flügeln, und fliegt vor einem luftigen Lande her, und spricht zu den Menschenkindern: „Wollt ihr hinein? Ab mit dem gesunden Menschenverstand!“ Er wird abgeworfen, wie eine lederne Jacke; „nun kommen flatternde Grillen mit Zauberstäbchen, berühren den Menschlein die Stirn und die Augen, und da gehn ihnen rappelköpfische Träume und herrliche Erscheinungen auf, goldene Zeitalter voll guter Lämmer, die einander nicht die Hälse brechen, himmlische Fluren, wo sich die Seelen lieben, glückselige Feenlander, wo

Ihr lacht? Sachte, sachte! Ich sage Euch, die Narren sehn auch wohl ein Land der groben Prose, und wissen's besser zu würdigen als Ihr, die Ihr darin leibt und lebt. Ihr guten Freunde, ich schwör' Euch, Ihr seyd über alle Eure Begriffe und Empfindungen glücklich. Ihr könntet in den allerdicksten Verstand oder Unverstand bis über die Ohren versunken seyn, ohne dafs Ihr es merktet; und das ist ein seliger Zustand. Hört ein Märchen vom Verstand!"

„Es giebt ein Land der feineren Prose, dessen Bewohner viel übler mit sich dran sind als Ihr. Diese haben die Plage, immer verständig seyn zu wollen, auch wenn sie unvernünftig sind. Sie halten's für Schimpf, auf den Lebenspfaden anders als hübsch ordentlich Schritt für Schritt einherzugehn. Aber danach fragt der Unverstand nichts, und er hat am liebsten die Verstandessüchtigen zum Besten. Mitten

in ihrem besten Einherzehen schickt er einen Schwarm von Irrthümern, Bethörungen und Leidenschaften unter sie, die, als unsichtbare Poltergeister, ihr Spiel mit ihnen haben. Schaut! auf einmahl rennen sie, springen, stolpern, gleiten, schlagen der Länge nach hin, machen Sturzbäume, tummeln sich auf allen Vieren, drehen sich auf Einem Bein, stehn auf dem Kopf — und alle solche Unverständigkeiten soll keiner der Umstehenden wahrnehmen, ja, sie selbst möchten sie, wo möglich, gar nicht wahrnehmen: aber erkennen sie nachher, bei guter Besinnung, doch etwas davon, so darf's nicht so seyn wie's war, und der Meister Witz wird herbei gerufen, um aus Unverstand Verstand zu machen. Fremde, habt Ihr vom Witz gehört? Er hat zwischen dem Verstand und Unverstand seinen Spielplatz, und streift in den einen und den andern hinüber. Er ist

was Ihr wollt, Alles und Nichts; ein jovialischer Kauz, der die Leute aus der Wahrheit heraus und in sie hinein lachen macht; ein armer empfindlicher Schelm, der seine Übellaune verscherzen möchte; ein schnakischer, muthwilliger Kobold, eine Gevatterin, die lange Neideszähne weizt, eine bifsselige Giftschlange; ein trügender Proteus, der sich in alle Gestalten gaukelt, ein schmeichelndes Chamäleon, das sich in alle Farben lügt. Alles ist von den Göttern gemacht, auch der ärgste Unverstand, aber der Witz nicht. Er ist ein kleiner selbstständiger Dämon, der über Alles umherkreuzt, und kein Mensch, kein Gott und kein Teufel kann ihn einfangen; Alle werden von ihm, in Schimpf und in Ernst, geneckt und bekriegt, und er bleibt an Einfallen über sie und ihre Werke unerschöpflich bis an den jüngsten Tag; und auch da wird's schwerlich mit ihm aus.

Er kann alles, verkehrt alles; nichts ist ihm unmöglich. Er läfst nichts in der Welt an seinem Ort; er reifst alles tausendfältig aus und in einander, und spielt mit der ganzen Schöpfung wie ein Kind mit seinem Kram —“

Hier brach plötzlich vorn im Mittelpunkt des Volks ein Gelach aus, welches sich, in schnellen Pelotonfeuern, über beide Flügel, aus feinern und gröbern Röhren, ergofs, und in betäubender wiederhohlter Allgemeinheit erhielt, in welche die zerstreuten Gänsevölklein bis in die Felder hin einstimmten. Die guten Leute hatten wohl aus Artigkeit ihr aufsteigendes Lachen zu lange niedergezwängt, und es fuhr nun gelös't in vier- bis sechsschichtiger Ladung heraus. Auch der ehrwürdige Schultheifs lachte oder keichte mit. Lucine versank in widrige Zerstörung, und Amtar war zweimahl an dem,

zu vergessen wo er sey. Aber siehe! jetzt tritt einer der Schöppen, der beste Redner im Volk, hervor, ruft mit Stentorischer Stimme ringshin: „Halt's Maul!“ und spricht hierauf zu Aimar und Lucinen:

„Nichts vor ungut! ist halt so unsre Weis'. Wer lang lacht lebt lang, und beim Hagel! Ihr seyd putzige Leut. Seyd gelt aus'm Hungerland hergeschmie'n. Hab'n 'ne Mähr davon; ist halt 's Poesieland, 'n Höllenloch, gehn da Poet'n um, und poet'n dafs'n die Rippen knack'n und die Haar z' Berg stehn. Hab'n Bücher davon, 'n ganzen Brafs. Hatt'n auch Narrn, wollt'n ehr les'n als trink'n, ehr schreib'n als ess'n, ehr grisgramm'n als lach'n, unwirsche Muckser, muffichte Krittler, pazige Blacksch . . . . . , gelbschnablichte Schreihals'. Na! wenn 'r uns fein Spafs macht —“

Wer unterbricht hier, mit Gejauchz unter das Volk herrennend, den Redner? O! Aimars und Lucinens Dienerschaft. Sie vernahmen, Agnolo, Biaggio und Helena, das allgemeine wiehernde und blökende Gelach, und nun konnte nichts sie länger da draufsen halten. Sie tummeln, schon noch einmahl so beleibt als sonst, unter die grobe Menschenprose, rufen ihr Vivat, umhalsen sie; es ist als kämen sie heim; sie herzen und küssen vom Einen zum Andern, ohne auf ihre Herrschaft zu sehen, und alles drängt sich lustig und kurios um sie herum. Aimar und Lucine entfernen sich bei dem Tumult, von ihrem vorigen Führer, der ihrer Dienerschaft folgte, geleitet, in dessen Behausung.

„Freund,“ sprach Aimar, mit seinem Wirth in ein niedres lehmernes Stübchen tretend, „wo geht der Weg hier zum Lande hinaus?“ Er dachte eben nicht an

an den Verlust seiner Rosse, noch überhaupt an das Wundergeschick, welches ihn daher geworfen hatte, und ihm auch, wie es schien, seine Dienerschaft abwandte; er war lauter Verlangen, dem grobprosaischen Menschenthum so schnell als möglich zu entkommen. Aber wehe! sein Wirth erzählt, dafs die Wüste, die er auf der einen Seite gesehn, sich rund um das ganze Land unabsehbar hinziehe und ganz unwegsam sey; der öde Sand werde immer loser und tiefer; kein Regen falle darauf, obgleich Gewölke drüber hin strichen; es seyen dumme, todte Steppen, gar keiner Einflüsse von oben empfänglich, welches die Regenwolken auch wohl wüfsten; und schon tausend Schritte hineinwärts versänke man ringsum bis ans Kinn in das Sandmeer. — Aimar besann sich unter diesen Nachrichten über alles Geschehne; er faſste die Hand Lucinens,

welche in wehmüthiger Verlorenheit dastand, und sprach:

„Liebe Lucine, kümm're Dich nicht! Wir sind nicht für das Leben in diesem Lande geschaffen. Lafs ein undurchfahrbares Sandmeer sich darum hinlagern bis ins Unendliche! Wir suchen nicht Pfade auf der Erde. Die armen Sterblichen! Was für Mühe kostet es ihnen, auf dem Ball von Erde ein wenig umherzukriechen! Was für Mittel und Künste und Wundermaschienen, um sie, mit guter Lebensgefahr, ein wenig über Wüstenei, Graben und Wasser zu setzen! Mitleidig greifen die Götter ihnen bei jedem Ruck und Tritt unter die Arme; und doch stolpern sie über Stock und Stein, und brechen, wo diese fehlen, auf ebnem Boden über den eignen Fufs den Hals. Doch, so ist's nur mit ihnen bei ihren gemeinen prosaischen Bewegungen. Wir bewegen

uns poetisch und reisen wie die Gedanken. Wie kamen wir daher? O! auch die Luft ist unser Land und beut uns gefahrlose Pfade. Uns trägt die Poesie auf unsichtbaren Fittigen, und sie, sie setzte uns hier ab, im Reich ihrer plumpen Feindin — aus Laune? Ja! Nein! sich selbst zu Liebe. Lucine, fühlst du was ich fühle? Die Poesie gefällt sich auch in ihrem schreiendsten Widerspiel, aber nicht lange, nein! wir fahren bald von hinnen. Lucine, mir sagt's mein Sinn, dein Gefühl, das schmerzliche Hinwegsehnen deiner Seele, wir stehn an der letzten Küste der irdischen Welt. Lafs fallen alle Mittel unsrer prosaischen Erdenfahrt! Die Poesie wacht über uns. An mein Herz! Wir werden nicht unglücklich."

Ein wildes unverschämtes Menschengeschrei schallt draufsen, und Dudelsacke, Kuhhörner und Schnarren musicieren zum

Volkstanz; Aimars und Lucinens Diener werden zu Mitbürgern oder Mitbauern der groben Prose ausgerufen und eingefeiert. Mögen sie doch! Das Gasthaus der Heiligen bleibt noch verschont. — Ich weiss nicht, welches Mahl von einheimischer Kost sie dort hielten; der Erdenkörper auch des poesievollsten Poeten ist nicht so poetisch, dass er nicht etwas von grober Prose aufnehmen sollte. Aimar redete mit seinem Wirth noch manches über das Land. „Du wärst also," sprach er unter andern, „in der That nicht der einzige Gelehrte, dessen sich dieses Land zu rühmen hätte, und es wären hier ganze Bibliotheken geschrieben? Ei, so wäre die Lufterscheinung mit den Wolkenbüchern, deren du vorhin gedachtest, wohl der meteorische Spuk eines Euch verherrlichenden Literaturgeistes?"

Schaut! Lupus in fabula! Eben macht

sich das Phänomen. Kommt auf die Sternwarte!

Aimar und Lucine folgten ihrem Wirth auf einen himmelüberschauenden Dachkorb, und —

O des zahllosen Heers von bücherförmigen Wolken und Wölkchen! Es zieht, Minerva's Nachteule und eine Linie von Gelehrtenköpfen voraus, von Abend gegen Morgen. Füllts nicht die ganze Himmelsbreite aus? Ja, der ganze Himmel wird eine gewölbte Bibliothek. Ha! von Horizont zu Horizont sechs Bogenreihen von Folianten, zwölf dergleichen von Quartanten, die Koryfäen, Primaten, Grofsfürsten, Oberamtmännern und erste Grenadiere der Literatur; zehn, zwanzig, dreifsig — nein, sie sind nicht zu zählen, die immer kleinern und kleinern Reihen von mittelwüchsigen gemeinen und leichten Truppen, bis zu den Knirpsen, Purzen und winzigsten Pygmäen

der Bücherwelt. Was alles für Sachen mögen das seyn? Giebt's keine Titel an den Bandrücken? Ja; geschwind das Fernrohr! O schade! da fällt's und zerbricht's. Doch, die Werke ziehen nicht sehr hoch. Siehe! glanzende Uncialschrift! — „Licht und Recht" — „Explicationes" — „Illustrationes" — ei! sie decken eben die Sonne. — „Notae Variorum." — „Commentaria in poetas" — hier zu Lande geschrieben? Die möcht' ich lesen! — „Cornu Copiae" — das Füllhorn zerplatzt; ein Hagelwolkenbruch von Wörtern und Frasen! — „Universal" — „Universal" — die weitere Schrift ist nicht leserlich! — O du unabsehbarer Bücherschatz! Jezt ist der ganze Himmel damit vermauert, und am dicksten dort — Theologische Sachen! — Und überall keine Lücke? Doch ja, da, und da, und da! Nun, sie werden sich schon noch ausfüllen! „Encyklopädie" —

hundert Bände, und noch zu tausend Platz! — Welche schwarzgraulichte Bücherstriche da? Rittersporen, Geisterfratzen und lange Ohren gucken daraus hervor. — „Gedichte“ — wie? giebt's in der groben Prose auch Gedichte? — Halt! was für Schwälle von Heften und Blättern in allen Formaten? Sie treten aus, überschwemmen die andern Felder — Wehe! ein Krieg unter den Büchern! Sie fahren aller Orten heraus, grofs und klein, maulschelliren sich mit den platten Deckeln, puffen sich mit den dickhäutigen Rücken, stechen sich mit den stumpfen Ecken, stürmen sich in die Blätter — Bonmots beissen sich wie Ratzen, Rechthabereien ziehen Duette, Repliken und Dupliken stossen mit Widderköpfen an einander — Es wird wüster und wüster, dunkler und dunkler — Hinweg, unseliges Wolkengebilde! — Es zerstiebt. Aber hilf Himmel!

ein Dampf und Gestank wie von einer Million hinweggeschworner Teufel! und hurtig unter Dach, unter Dach! Platzregen giefsen herab.

Was die Landeskonstituzion betrifft, so erhielt Aimar darüber folgende Auskunft.

Die Bewohner des Landes leben als eine Republik, und konstituiren sich einen Schultheifs und vier Schöppen als ihre Regierung. Die Ansprüche und Fähigkeiten zu diesen Regierungsämtern werden nach der Schnur gemessen. Der erste an Umfang des Leibes ist, von Gnaden der Natur, der erste Mann des Staats, und die vier starksten Leibesumfänge nach dem seinigen erheben auf die vier obersten Stufen unter ihm. Dies ist das auf ewig geheiligte Gesetz, und es kann kein Streit über Fähigkeiten und Verdienste entstehen; denn sie werden öffentlich mit Au-

gen geschaut, mit Handen betastet, und genau nach Ellen, Füfsen, Zollen und Linien gewürdigt. Schon eine Linie gröfseres Verdienst wird anerkannt und belohnt, und der minder Dicke weicht, voll Ehrfurcht für das Gesetz, mit einigen Flüchen, dem Dickeren. Die Quelle der wachsenden Talente und Würdigkeiten ist also ein tüchtiger Magen, und nicht wenige sterben in dem edlen, unersättlichen Eifer —

Aber unsre Ruhe wird gestört. Ein Volkshaufen nahert sich lärmend dem Hause. Agnofo plumpt herein, nicht mehr der dienende Knappe: er ist frei und nazionalisiert an Körper und an Tracht, und hat seinem neuen Vaterlande Treue geschworen. — Die Dienerschaft der Heiligen besann sich endlich ihrer bisherigen Herrschaft, und gedachte ihres eingebornen Führers beim Volk, welches unter der

Lust mit den gleichgenaturten Fremdlingen der beiden andern eine Weile vergafs. Aber Agnolo, Biaggio und Helena verschmähn nun ihre weitere Dienstbarkeit, haben auch gar keinen Aberglauben mehr für Aimars und Lucinens Heiligkeit, und verlangen mit grobprosaisch-gutem Willen, sie zu ihren Mitbürgern gemacht zu sehn.

„Hört!“ sprach Agnolo hereintappend, „Biaggio ist Schöppe, zweiter Schöppe. Hol' ihn — er frifst sich noch bis morgen in die Schultheifsenschaft hinein, und ich — zum Guckguck mit meiner angebornen Feinheit! ich halte kaum erst mit dem vierten Schöppen Strich. Helena hat sich in Zwiebelmost übernommen, und ist Braut von einem wackern Schlucker. Es ist hier'n Allerweltsleben; wir sind wie die Fisch ins Wasser gerathen. 's geht doch nichts drüber, als ins rechte Element zu kommen! Ihr beide da, bei Eurer

Schmächtigkeit! eſst und trinkt tüchtig drauf los, und laſst's Grillenfangen! Werdet prosaisch was das Zeug halten will! Werft den spinnwebnen Plunder vom Leib, und steckt Euch in Rindshaut! Ich hab' auch gefragt, ob's hier zu Lande auch Liebsherzleid gäbe, und sie lachten mich aus, und fragten, ob ich nicht recht bei Trost wäre. Und vollends Tolle, die giebt's hier gar nicht; dazu sind sie alle zu gescheidt."

„Geh!" versetzte Aimar kalt, „grüſse deine Mitbürger, und bitte sie freundlich, uns wenigstens bis morgen in Ruhe zu lassen. Geh! Das weitre wird sich schon finden." — Agnolo ging, und jubelte mit dem Volkshaufen hinweg.

„Und unter solchen Böotiern, Hyperboraern, Gothen und Allobrogen muſs ich leben!" rief Aimars Wirth aus. „Freund," erwiederte Aimar mit unlustiger Laune,

hast Du in Wahrheit ein poetisches Gemüth, so härme und ärgere Dich hier je eher je lieber todt, und kehre in ein Land voll schönerer Menschheit; wo nicht, so lafs Dein schönthuerisches Wesen, und heule wie die Andern!“

Dreizehntes Kapitel.

Aimars und Lucinens Erhebung.

Schleppt die Nacht sich immer in so dumpfsinniger Feuchte über das Land? Auch der Mond und die Sterne ziehen ihren Glanz davor ein. — Aimar und Lucine erstanden, nach unruhigem Schlaf, bei Anbruch des Tages. Fieberhafte Schwere drückt ihre Seelen. Sie ertragen nicht länger die dicke Luft des pfuhlichten Orts; lieber wollen sie oben auf die dürre Landgrenze ziehen und ihres weitern Geschicks dort in der Einsamkeit harren. In der Einsamkeit! Diese lockt sie, nach der Kenntnifs der Menschen da unten, auch in der leblosesten Oede an; sie finden sich

darin doch ungestört mit ihrem Geist und Herzen, und genieſsen ihrer wahren Natur. — Sie wandeln allein, noch in der Dämmerung, hinaus ins Feld, und fern die Höhe hinauf, zu einem Kiefergehölz. Es bewillkommt sie mit ahnungsvollem Säuseln. Woher die sanfthauchenden Winde? Und die Luft läutert sich um sie; die aufgegangne Sonne strahlt sie mit unverschleierter Freundlichkeit an. Sie athmen seelenvolle Schwermuth und höhere Empfindungen. Aimar beginnt:

„Sonnen nahen und fernen sich, Jahreszeiten kommen und schwinden; was brachten sie auf Erden den liebenden Herzen? — Trauerflöre wehn hinter der enteilenden Zeit, und sie fallen herab auf die Herzen und verhüllen seine kindlich-süssen Hoffnungen. — O! das Herz kann so viel empfangen; es kann sich gegen den Himmel öffnen und seine schönsten Gaben

aufnehmen; es fasst sie alle, und hat noch immer Raum.“

„Das gemeine Erdenglück scheut sich vor reinen gefühlvollen Herzen; es weiss wohl, dass es wenig Gaben, seiner werth, in seinem Füllhorne trägt. Es hat nur eitles Spielwerk, und weiss auch dieses nicht mit Ordnung zu verschenken. Es lasst die Kinder vom bunten Mischmasch herausgreifen, und streut das andre in die Weite drunter hin, dass die Kinder sich's ablaufen und abstreiten.“

„O Erinnerungen des Erdenlebens, was bildet ihr mir vor! — Die Welt ist so still; die Menschen schleichen auf den Zehen umher, und sprechen nur: bst! bst! — Was ist's? Ein überdelikates Verstandesleben! Unseliger, der du gerade auf deinen natürlichen Füssen trittst! Das ist schreckhaft und unfein! — Die Welt ist so still; die Menschen üben sich schweigend in

künstlichen Stellungen gegen einander. Ist es zur Lust? Nein, es ist Taktik kriegerischer Klugheit, und man schont einander aus bloſser Berechnung. Doch jezt kommt's zum Aeuſsersten: es gilt Rettung oder Untergang. Nun wird's einmahl Ernst, und Handlungen und Menschen werden laut."

„Mistrauen ist der Geist des Erdenlebens, überall sichtbar und unsichtbar. Es schweigt, späht, lauscht, hat hundert Augen, hundert Ohren, hundert Flügel, spricht alle Sprachen, känt an jedem Wort, würfelt und würfelt mit Erfahrungen, istweise für und wider sich, labyrinthisch witzig, rollt Abschüsse von Folgerungen herab, und erschrickt ewig vor sich selbst."

„O, was irren doch Poesie und Liebe, diese schönen und guten Genien, immerfort über das Erdenleben! Auf allen Seiten getäuscht und verscheucht, kehren sie auf alle Seiten zurück. Sie können sich

nicht trennen von der Welt, welche sich immer von ihnen trennt. Nicht geliebt, lieben sie doch immer. Immer fühlen sie doch, als gehörten sie der Menschheit an, und müßten bei ihr weilen und ihr wohlthun, viel oder wenig. Sie fühlen sich innig die Schutzgeister der Menschheit, trauern von ihr verkannt und gekränkt, und mögen sie doch nicht verlassen.“

Lucine. Es giebt in der Welt doch wohl Ruhepunkte für's Herz; nicht überall ist sie ohne Liebe, ohne Freundschaft, Gütheit, guten Glauben und schöne Hoffnung. Diese alle sind wohlthätige Ruhepunkte für's Herz, wird es gleich oft von ihnen verscheucht, wie der Sommervogel von Blumen an stürmischen Tagen. Es giebt wohl Blumen der Seele, welche zu früh im Erdenleben erblühen möchten; ihnen ist als wär' es hier schön genug: aber sie sind zur Blüthe in einer bessern Welt

gesä't, und sollten nicht klagen, wird ihnen hier ihr Flor versagt.

Aimar. Ja, Lucine, es giebt bessere Welten, und ich fühl's, ich fühl's, es giebt ein Land der Poesie und Liebe, nicht auf Erden, nicht im Himmel, zwischen beiden schwebt es dahin. O mein Herz, wie fassest du dieses Land! Aber es ist da, und das Leben meines Herzens umfängt's. O Ahnungen, flüchtig und unmefsbar, dort stellt ihr euch alle in Empfindungen, welche ihr ahnetet, auf, und alle Empfindung wird Wahrheit im Vollgenufs der Seele; und neue Empfindungen begegnen neuen Empfindungen, und erkennen sich freudig-erstaunt, sich jezt zum erstenmahl in süfser Erkenntnifs zu umarmen. Was war es hier unten? In verwirrten Gefühlen schwanken und träumen auch die poetischsten Seelen, und verthören so leicht in ihrer innen Fülle. Dort

hebt sich alles in Licht und Wahrheit und lebendige Gestalt und Übereinstimmung. Hier unten ist's Kampffeld widerstreitender Empfindungen und Gedanken: beide steigen und sinken, gewaltsam gebildet, zu hart und zu weich, die Menschheit verzerrend. Empfindungen verschwellen, Gedanken verknöchern. Ha! viel Felder von Empfindungen werden auf der Erde von rüstigen Gedanken zerstampft und verheert. Ein Todtengeripp von Weltsinn und Selbstsucht fährt umher, und schlägt mit langer Sense die gutmüthigen, herzigen Empfindungen nieder. Die guten, so viel ihrer noch übrig sind, wagen sich kaum noch einmahl ins Freie hervor; sie treten in die Welt unter falschen Namen, als wär' ihre Wahrhaftigkeit darin geächtet. Getrost! Dort, im Lande des seligen Herzens, dort finden sie ihr Mutterland und ihre liebevolle Natur. Dort streiten

nicht mehr Verstand und Herz; beide breiten sich zusammen in einem Baum des Friedens aus, mit Blüthen und Früchten des Geistes und Gefühls, in immer frischem und verjüngtem Reichthum. O, wie können wir hier sie aussprechen, die Menschheit in seliger Liebe! Das beschränkte Herz verliert sich so schnell ins namenlose Unendliche. Aber was alle liebende Herzen in ihren höchsten Lebensaugenblicken, im überfliegenden Anhauch von Empfindung ahneten, das erscheint dort wahr und ganz, und fafst die ganze Seele in seinen Genufs auf. Nein, nicht hier, erst dort erfahren wir, was Liebe in ihrer freien und vollständigen Natur ist. Das Schönste und Höchste unsres hiesigen Gefühls ist vorüberfliegender Schatten von ungesehenem Wesen. Das Erdenleben ist für die Liebe nur Nacht, und der glücklichsten scheinen nur Mond und Sterne;

sie ist hier blödsichtig. Erst dort erträgt sie ihren eigenen vollen Tag —

Aimar verstummte hier, wie in weite Fantasie verloren; Lucine blickte, etwas ängstlich-irre, ihn an; Aimar gewahrte es, und fuhr, sich in bildungsvollern Gemüthsstand senkend, also fort:

Doch nein, Lucine, das Land der Poesie und Liebe liegt nicht über alle irdische Fassungskraft hinaus. Nein! wir wollen von hinnen zunächst dahin, und es liegt unserm Herzen und Sinne näher und traulicher da, als ich dachte.

Lucine (sich zart erheiternd). Nun, Aimar?

Aimar. Lucine, es ist dort nicht einsam, wie in unserm ersten Gedicht. Alle mit schönem Herzen Liebende, so viel deren der Erde entschwanden, sind dort, und wallen in glückseligen Gefilden und Hallen, von ätherisch-feinen Früchten

und Getränken gelabt. Für alle ist dort weiter Raum, und immer noch scheint sich das Land zu erweitern. Und die Natur stellt sich in tausendfach wechselnden Schaustücken von Gröfse, Anmuth und Lieblichkeit aus, mit Gewächsen und thierischen Leben, den poetischen Sinn ergetzend; und nicht unwandelbar: sie beut sich überall der Liebe als Stoff dar, unterwirft sich ihrer verschönernden, fantasiereichen Hand, und bildet sich freudig in neue geliebte Gestalten. Unerschöpflich wechseln dort sinn- und kunstvolle Arbeiten, und süfse Erholungen, und neuentzückende Anschauungen. Alle Liebende lieben in ihrer freien, sich ganz entfaltenden Natur; die Gefühle der Liebe spielen in allen Schattierungen der Wahrheit und Schönheit, und erfreuen einander, alle glücklich und freundlich im Genufs ihrer eignen ungeschmälerten Art; doch nicht

immerfort in sich beschränkt: sie erweitern und erheben auch einander in sanfter und reiner Einwirkung. Und wenn da die Liebenden ihre Liebe auf Erden erzählen, mit lauterem Sinn und alles lebendig ausdrückendem Geist! O der Wonne, nun ganz zu fassen, wie sie auf Erden im innersten, oft so dunkelem Herzen liebten, und hofften, und litten! Nun tagt sie ihnen auf, die Welt ihrer Sehnsucht; sie spricht sie, sich ringt enthüllend, in holder Klarheit an, und umfängt sie in seliger Erfüllung. Alle Liebe erwächst und erblüht nun ganz so schön und so reich, als sie im Vorfrühling des Erdenlebens ansetzte. — Und Fehle der Liebe, hier unten verschuldet, aus feurigem Geist, aus Schnellkraft gedrückten Gefühls, aus bethörendem Schmerz, aus zager Beschränkung, aus irdischer Schwäche, erkannt und nicht besiegt, aus Liebe, sich im Irrwahn ver-

blendend, zerstörend — ein Vorland, ein Vorland ist da! Dort werden solche Fehle gebüfst; dort empfinden die Herzen ihr Unrecht und alles gethane Weh, mit voller Erkenntnifs und nagendem Schmerz, mit dreifach sich verstärkendem Schmerz; und entkräftet von büfsender Qual, erholen sie sich sanft in geläuterten zarten Sinn, und gelangen mit diesem hinüber in der Liebe glückseliges Reich. Allgemeine Feste weihen die Ankömmlinge ein. Tausend Gesänge der liebenden Menschheit ertönen unter seelenvollen harmonischen Spielen, in immer frischer Mannichfaltigkeit, wahres und schönes Gefühl in Sprachen und Melodieen gestaltet. Und schau! die himmlischen Genien der Poesie und Liebe durchschweben das feiernde Land, und mischen sich hold und traut unter die Liebenden; wunderbare Wohlgerüche athmen durch die Lüfte und Fluren, und der Himmel

leuchtet sonnenlos, im gewölbten Durchschein, in mildstrahlenden harmonischen Farbenspielen, unendlich sich ändernd, mit flüchtigen Seelenberührungen göttliche Empfindungen durchregend. — Aber was erscheint mir dort? — Ja, auch Trauernde weilen in diesem Lande, einsame Liebende, von der Erde und ihren Geliebten geschieden. Von den Selig-vereinten fern, lagern und wandeln sie an der Grenze des Landes in mittrauernder Natur. Düstere Schatten und Grotten empfangen sie dort; und sie gehen einander stumm vorüber, ganz in sich selbst empfindend und versenkt, und stehen am Rande des Landes, hinab in die Lüfte schauend. O siehe! still, in entferntem Lichtscheine ziehn die Wohnungen, die Fluren, alle Stätten, wo sie die Geliebten umarmten, sprachen, sahn, unten im schnellen Fluge vorüber. Und sie gewahren die Geliebten, allein, in ir-

dischem Getümmel, und sinken in schneiden, heifsen, überwallenden Schmerzen danieder. Aber Genien berühren sie herfliegend mit himmlischen Rosen, und ihre Schmerzen lösen sich, sanft und tröstlich, in liebevolle Klagen und Hoffnungen auf, bis endlich —

Hier ertönte harmonisches Gesäusel; ein rosiges Duftgewölk umfing Aimar und Lucinen; sie sanken Herz an Herz, und schwebten, von ihrem poetischen Geist emporgehoben, in das eben gedichtete Land.

Die

Revüe

Eine Geschichte in drey Büchern

Berlin, 1804.
bei Friedrich Maurer.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

An

Herrn Hofrath Wieland

in Weimar.

Mein verehrungswürdigster Freund!

Ich benutze ein neues Produkt meiner Muße, so wie es mir eben gerathen wollte, und die Anonymität, womit ich es der Lesewelt übergebe, mit Freuden dazu, Ihnen öffentlich ein kleines schlichtes Opfer aus meinem Herzen zu bringen. Das Incognito giebt

Schriftſtellern ſowohl als großen Herren zuweilen die ſchöne Freiheit, bloß Menſch ſeyn zu dürfen. Gewiß, Sie werden mir dieſe Freiheit erlauben, zumal da ich ſie zu nichts Unde-likaterem gebrauche, als zu dem Bekenntniſſe, daß ich ſo glücklich war, in

Ihnen nicht nur, mit so vielen Ihrer Mitmenschen und Zeitgenossen, den Dichter und Weisen bewundern und verehren, sondern auch den Menschen und Freund lieben zu lernen. Mir ist, indem ich dieses sage, als sähe ich Sie, wie in mancher mir unvergeßli-

chen Stunde meines Lebens, von der Glorie einer ſchönen, geiſt- und herzvollen Heiterkeit umgoſſen, und als freuten Sie Sich, daß ich meine Empfindungen für Sie nicht verbergen kann. Mögen Andre Sie und Ihre unſterblichen Verdienſte mit feiner Kunſt

und Würdigung preiſen: ich weiß Ihnen nichts Wahreres zu ſagen, als daß ich nie aufhören werde, Sie mit dem beſſern Theil meiner Seele zu ehren und zu lieben. Wenn doch die Grazien, welche Ihnen immerfort friſche Kränze winden, dieſes ſchlichte Be-

kenntniß als ein Feldblümchen darin aufnehmen, und die Musen und das Schicksal Ihnen, zur Freude und zum Gewinne der Welt, noch viele, viele halcyonische Tage vergönnen möchten!

Der Verfasser der Revüe.

Die Revue.

Erstes Buch.

Inhalt des erſten Buchs.

1. Freudige Erwartung.
2. Widerſpiele.
3. Die Marſchallstafel.
4. Es wallte das Glück.
5. Henriette,
6. Die Specialrevüe.
7. Die Hoffnung.
8. Des Propheten Eliſa wird gedacht.
9. Der Engländer und der Deutſche.
10. Wiederſehen.
11. Der Wink.
12. Ein Bekannter.
13. Der Parademarſch.
14. Lagerwirthſchaft.
15. Der Wolf in der Fabel.
16. Fuimus Troes, ein Intermezzo.
17. Tiefſinnige Betrachtungen.
18. Wichtigkeiten.
19. Denkwürdige Plätze.
20. Die Zuſammenkunft.
21. Schildereien auf der Dorfgaſſe.

22. Der Bauergarten und was darin geſchah.
23. Die Unterbrechung.
24. Das Tannengehölz.
25. Geflügelte Köpfe.
26. Die Verheißung.
27. Feuerſpritzen.
28. Glücksjagd.
29. Bittſchreiben alter Liebe.
30. Vertröſtung.
31. Die Abendglocke.
32. Das Hausmütterchen.
33. Nachtmützen.
34. Ketzereien wider die Mode.
35. Die romantiſche Nacht.
36. Menſchenleben.
37. Die Probe auf der Bank.
38. Liebesepiſtel eines Liebhabers der gemeinen Natur.

I.

Freudige Erwartung.

Die Sonne war eben aufgegangen, als ich aus M., wo ich auf meiner Reise zur Revüe zuletzt übernachtet hatte, mit einem gemietheten Knappen aus dem Dorfe, hinausritt. Es war ein heiterer angenehmer Maimorgen. Tausend Lerchen sangen in der Luft, und die jungen Saatfelder glänzten von besonntem Thau. Mir schlug das Herz hoch vor Freude und Erwartung; ich hatte noch keine Revüe gesehen. Schon schimmerte mir auf ferner, erhobner Haide das Feldlager entgegen. Die Gegend umher belebte sich. Die Revüebesucher, Fremde und Einheimische, tummelten sich aus Dorf und Stadt auf allen Wegen

und Stegen, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, gegen die Haide hin. Alle Felder wurden laut. Man eilte in die Wette, jauchzte einander zu, begrüßte sich mit lustigen guten Morgen, mit Gesundheittrinken und Gesang, und jagte damit weiter. Wer konnte da übler Laune seyn? Das alltägliche Leben war verlassen; die häuslichen Sorgen, die Last der Amts- und Gewerbsarbeiten, die lange Weile vornehmer Müßigkeit lagen dahinten und davorn — welche Sehenswürdigkeiten, Vorfälle und Genüsse?

2.

Widerspiele.

Die laute Munterkeit, womit die Zuschauer über die Felder zogen, dämpfte sich im Dorfe K., und schon an demselben, zu Gemurmel. Man nahte der Gegenwart des Königs, der mit seinem Gefolge in K. sein

Hauptquartier hatte. Wagen, Roſſe und Fußgänger häuften ſich in dieſem Ort, und drängten ſich, von Schauluſt und Neugier aufgehalten, langſam die Gaſſe hinab.

Es war für mich und einen guten Theil der Ankömmlinge eine neue Erſcheinung, ein Dorf von ganz gemeinem Anſehen das Vornehmſte des Staats beherbergen zu ſehn. Der König in der Schenke, die Bauerſtuben voll Prinzen, Grafen und andern Kavalieren, und ſtattliche Livreen den Staub und Rauch von niedrigen Hausthüren und baufälligen Thorwegen kehrend. Der Königliche Hofſtaat war mit dörfiſcher Natur, wie ein Brillant mit altem Bleie, eingefaßt; die Herrlichkeiten der Welt waren, wie einſt die olympiſchen Götter, bei armen Philemons und Baucisſen eingekehrt, und dieſe ſchienen vor ihnen aus ihren vier Stubenwänden an die Salpeterwand ihrer Gärten, wo ſie auf die Gaſſe herüberguckten, fortgewichen zu ſeyn. Wo ſonſt rindslederne Pantoffeln klapperten, klirrten jetzt

goldne und silberne Spornen, Etuis und Portefeuillen lagen an der Stelle der Fibeln und Katechismen, und wohlriechende Pomaden und Wasser dufteten durch die Gerüche der Mistgruben und Rothlachen. „Wer ist das? Wer das da wohl seyn mag?“ fragten die Zuschauer einander, so oft sie einen Herrn in Uniform erblickten, und ihrer viele glaubten bei jedem gepuderten Kopf, der sich aus einem Schubfenster herausteckte, eine Excellenz, und bei jedem Stern- oder Kreuzträger, der aus einem Thorweg hervorritt, oder chapeau bas über die Gasse hüpfte, eine Hoheit zu sehen. „Sitz doch gerade! Wie sie wieder den Mund aufsperrt!“ flüsterte manche Ehrenfrau vom Lande ihrer Tochter zu, von welcher sie wollte, daß sie gut ins Auge fiele. Es wurde überhaupt vor den Augen der vornehmen Welt viel Anstand beobachtet; nicht Wenige saßen auf Wagen und Rossen so aufrecht und gezwungen, als hätten sie ihre Lection von gutem Betragen vor den Lehrmeistern dessel-

ben aufzusagen gehabt. Nirgends ein lautes Geruf, oder auch nur lautes Geplauder; man tuschte, wenn es sich irgendwo erheben wollte. Selbst die Kutscher vornehmer Herrschaften mäßigten bei dem öfters steckenden und sich verwirrenden Durchzug der Zuschauer ihre Stimmen; sie sprachen nur: Vorwärts! Halt da! statt es zu rufen. Nur ein einziger, der mit fürchterlichem Schnurrbart auf hohem Bocke thronte, blökte auf einmal nahe am Königlichen Hauptquartier: „Moren....! fahrt zu ins Teufels Namen!“ Aber eine Wache gebot ihm Stille, und er hatte dazu den Verdruß, sich ringsum verlacht zu sehen, worüber er grimmige Blicke umherschoß und mit den Zähnen knirschte. In der Nähe des Monarchen herrschte Bescheidenheit für Hoch und Niedrig in gleichem Maße, so wie im Meere sich Ströme so gut wie Bächlein mit ihrem Geräusch verlieren.

3.

Die Marschallstafel.

Neben der Schenke war eine lange grüne Laube errichtet, in welcher sich die Marschallstafel befand. Mehrere Zuschauer, welche diesen mit Tannen- und Weidenästen überdeckten Speisesaal besuchten, reizten mich abzusteigen und auch hinein zu gehen. Eben trat ich in die Laube, als eine Dame mit weißem Kleide und rosenrothem Shawl daraus hervoreilte und mich unversehens auf den Fuß trat. Mit ihr trat mich das Glück auf den Fuß. Schwerlich hätte ich im Helldunkel der Laube die Schöne in ihrem schnellen Vorbeipaß erkannt, wenn sie nicht hastig sich umgewandt und mich um Verzeihung gebeten hätte. „Henriette!" rief ich. — Es ist so natürlich und leicht, sich der ersten Aufwallung seines Herzens zu überlassen und den Wohlstand über die Natur zu vergessen. Henriettens plötzlicher Anblick löschte die Menschen

umher für mich aus, und ich nannte sie mit dem Namen, unter welchem allein sie meinem Herzen bekannt war. Amor entflog mir mit diesem Namen voll unbefangener Freude, und der arme Schelm! er wurde von einem kalten: „Sie, mein Herr?“ wie von einem vorgehaltenen Medusenhaupte, versteinert.

Hatez vous, ma chère! rief hier eine weibliche Stimme von einem naheſtehenden Wagen.

„Auf Wiederfinden!“ sprach Henriette zu mir. „Sie sind doch auf der Revüe?“

„Ja,“ versetzte ich; „aber werde ich so glücklich seyn, Sie wieder anzutreffen?“

Henriette schwieg einen Augenblick, und sprach dann rasch mit halbleisem Ton: „Am sichersten heute gegen Abend hier am Hauptquartier! Ich hoffe dann auch freier zu seyn.“

Sie floh mit diesen Worten hinweg, und stieg zu einer starkgeschminkten Dame in einen zierlichen Wagen, der sogleich ins Feld fortrollte.

4.

Es walte das Glück!

Ich schwang mich auf mein Roß, um der Entfliehenden nachzueilen. Ihr rosenrothes Leibtuch flatterte vom Wagen im Winde nach mir zurück; es schien mir die Fahne der Liebe, welche mir winkte, und an ihr zerflatterten Henriettens letzte Worte in nichtige Luft. Mein Verlangen lieh meinem Verstande seine Flügel. Wer auch die Dame an der Seite meiner Schönen seyn mochte, (ihr Air hatte mir auf den ersten Blick eine Adliche verkündigt) unter Menschen aller Art, zu öffentlichen Vergnügungen von allen Winden her zusammen schwärmend, giebt's keine Stände: es sind Feste der Freiheit und Gleichheit im Tempel der Natur gefeiert, Redouten mit natürlichen Masken. Ich wollte mit der Gesellschafterinn Henriettens aus Liebe für diese sogleich Bekanntschaft machen, bis mir dicht hinter ihrem Wagen einfiel, daß Henriettens

Worte mich eben davon zurückwieſen. Und warum? O, nun verſtand ich ſie auf einmal zu meinem größten Vortheile. „Ich hoffe dann auch freier zu ſeyn!“ ſagte ſie. Dieſe Worte, die mir eine zwangloſe Zuſammenkunft mit ihr verſprachen, klangen ſo erfreulich in mir nach, daß ich mein Pferd aufhielt, und entſchloſſen, den Tag bis gegen Abend mich dem Anſchauen der vorkommenden Dinge zu überlaſſen, getroſt bei mir ſprach: So walte denn das Glück!

5.

Henriette.

Ich weiß nicht, durch was alles ich mich von Henrietten ſo angereizt fühlte. Soll ich meine frühere Geſchichte mit ihr erzählen? Das könnte eine fünf Meilen lange Erzählung werden, und ich habe kaum noch fünfhundert Schritt bis zum Revüeplatz. Henriette blühte

jezt noch mit höheren Reizen als in Leipzig, wo ich ein halbes Jahr lang um so verliebter in sie war, je weniger sie meine Liebe beglückte. Ich verließ Pleißathen und seine schönen Promenaden und Gärten mit einer Schwermuth, die ich in einigen kläglichen Sonetten aushauchte, welche werth wären, den Vermehrenschen Musenalmanach zu vermehren. O, wie oft wünschte ich von Grund meines Herzens, daß es nie einem Frauenzimmer, wenigstens keinem schönen, eingefallen seyn möchte, zu schriftstellern! Denn Henriette war von dem Autorfieber, welches unter den schönen Kindern immer weiter, wie das Scharlachfieber, einreißt, befallen worden. Anch' io son pittore! hatte sie bei einem Dutzend Taschenbücher, in welchen, glaub' ich, ein halbes Schock neue Dichterinnen auftraten, ausgerufen, und sich von Stunde an in Sonetten über antike Götter- und Genienbilder, in Balladen über altromantische Selbstmorde, in Stanzen über katholische Legenden, in Hexa-

metern über Parke und Landschaften, in Charaden und Logogryphen, in poetischen und prosaischen Xenien, Gedankenspänen und Blumenblättern versucht, und auch in kleinen liebeseligen Romanen. Sie schrieb in der That recht anmuthige Sachen, ihre Hexameter abgerechnet, in welchen sie wie eine Grazie in Kurierstiefeln dahinstolperte. Ach die Bewunderung ihrer schönen Geisteskinderchen galt ihr eben so viel, wo nicht gar noch ein bischen mehr, als die Bewunderung ihrer körperlichen Schönheiten. Gern hätte ich alle ihre Federn zertreten, die mir Blitzableiter ihrer Empfindungen zu seyn schienen. Es ist traurig, wenn Damen ihre Empfindungen lieber dem ganzen Publikum als einem liebenden Herzen preis geben. Die Schönen sind nur da, um uns Männer zu Dichtern (und Narren) zu machen, nicht, um es selbst zu werden. Henriette las mir in der letzten Zeit in Leipzig (ihr Bruder, bei dem sie sich aufhielt, war dort Professor) Stücke eines Romans aus ihrer Feder vor; mich ver-

langte weit mehr, bei der Revüe ein Romanenstück mit ihr zu erleben, als ein noch so schön geschriebenes von ihr vorlesen zu hören; und ich war, Dank der Zusammenkunft, die sie mir bestimmt hatte, voller Hoffnung, mein Verlangen erfüllt zu sehen.

6.

Die Specialrevüe.

Da stehen sie, zehntausend Mann Fußvolk, vor dem Lager, in gehobner und gesenkter Linie über die weite Haide hin! Generale, Adjudanten und Husaren jagen vor ihnen hinauf und hinab, und ein Streckchen gegenüber bildet sich aus Wagen, Rossen und Fußgängern ein Heer von Zuschauern. Der König wird erwartet, zur ruhigen Musterung der Kriegerreihen. Eine höhere Erwartung schien mir über dem großen Schauplatz zu

schwe-

schweben, und die hin und her fliegenden Befehlshaber däuchten mir die stummen Vorboten und Herolde derselben. Hinter der Ordnung und Stille der Heerschaaren lauschte, nach meinem Gefühl, der Schrecken und das Ungewitter der Schlacht; die Harpie des Kriegs hatte ihre langen Flügel aus einander gebreitet und erwartete das Zeichen zum stürmenden Fluge; wie ein großes Geschütz stand die Heersäule da, mit stummem Tode geladen. Mir wurde so poetisch, daß ich unsichtbare Dinge sah. Die ganze Weltgeschichte lagerte sich mit ihren erhabensten Scenen voll Mord und Graus um mich her, und ich möchte darüber eine Kraft- und Prunkrede halten, auf hohen Kothurnen stehend. Aber ich will den Lesern zu gefallen in den niedrigen Soccus zurücktreten, und ihnen erzählen, was ich wirklich sah.

Es war mir Laien im Kriegswesen unterhaltender, eine Specialrevüe über die Zuschauer als über die Soldaten zu halten. Um

ter diesen herrschte für mich zu viel stummes und bewegungsloses Einerlei; es gab hier nur Eine Handlung, von zehntausend Statisten (einige Officiere abgerechnet) gespielt; unter den Zuschauern hingegen gab es viel Mannichfaltigkeit und Bewegung und Auftritte aller Art. Noch immer zogen neue Schaulustige herbei. Ich ritt unter sie hin.

Welch ein Gemisch von Menschen alles Standes und Alters in immer wechselnden Gruppen! Wenn am jüngsten Tage Pferde und Wagen und die äußere Tracht und Mode unsrer Leichname mit auferständen, so würde es auf der Erde ungefähr so aussehen wie hier auf der Revüehaide. Lackirte Chaisen voll seidner Sonnenschirmchen, Kaleschen voll Wachshüte und Fächer, Leiterwagen voll rothgefutterter Strohhüthe; Ritter mit goldnen und silbernen Hutagraffen, ledernen Kappen und verbrämten Mützen, mit umgehängten Orden, Peitschen und Tabakspfeifen; Zierlinge aus der Stadt, Bauerkerle, Hand-

werksgesellen, Dorfschulmeister mit Badinen, Prügeln, spanischen Röhren und Krückstöcken; alle Abstahe von Menschen, Trachten, Gesichtern und Geberden unter einander. Jeder sucht den besten Platz zum Sehen; man drängt und wird gedrängt, und Gesprächstücke aller Art fliegen durch einander.

„Ah! le beau Cavalier qui passe là en galoppe! Voyez, ma chère fille, c'est Monsieur le Baron de ....“ — „Pack'r sich hier fort, Herr, mit seiner Armensünder-Mähre!“ — „Unterthänigster Diener, meine Gnädigen! so früh ausgeschlafen?“ — „Christian, he! Du Wetterjunge, scher Dich her!“ — „God dam! vorsehn! reit all auf die Erd!“ — „Ja, Seine Majestät werden nun gleich erscheinen.“ — „Ei, sieh da! sind Sie doch auch da, liebe Frau Gevattern!“ — „Fi! comme on sent ici la canaille! Weiter hin, Kutscher!“ — „Sollst leben, Brüderchen! Brr! verdammt starkes Zeug!“ — „Halten Sie zu Gnaden! die neuste Berliner Mode!“ — „Haha! was

für ein paar alte Kontuſchen karren daher?“ u. ſ. w. Stimmen des Menſchenlebens, aus tauſend verſchiedenen Lagen und Geiſtesbildungen, ſchollen hier, um einander unbekümmert, zu einer gedankenreichen Disharmonie zuſammen; die mannichfachen Sitten unſrer Zeit ſchnitten Probeſtücke zu einer moraliſchen Olla potrida oder Rumfordiſchen Suppe unter einander.

Plötzlich ſtürzte, von einem vorbeijagenden Huſaren niedergerannt, ein Dutzend Kerle und Dirnen über'n Haufen. Geſchrei, Getümmel und Gelächter umher.

7.

Die Hoffnung.

Mir fiel bald eine Dame mit weißem Kleide und roſenrothem Shawl ins Auge. Ich glaubte ſogleich, daß Henriette es ſey. Sie ſaß nicht weit vor mir, den Rücken mir zugewandt, eben allein auf dem Wagen, und

ſchien vor ſich nieder zu ſehen, wie in Gedanken verloren. Ich glaubte ſogleich, daß ſie an mich und an unſre Zuſammenkunft am Hauptquartiere dächte, und ſie wurde mir durch dieſen guten Glauben noch einmal ſo anziehend und liebenswürdig. Mein Auge weidete ſich ein paar Augenblicke an ihrer Geſtalt, und mein Gefühl hing ſich mit Seelengenuß um ihre Reize her. Ich ſah die Miene, den liebeträumenden Blick, womit ſie von mir abgewendet ſaß. Sachte ritt ich hinter ſie hin, und ſprach, vom Pferde gegen ihren Nacken geneigt: „Sind Sie etwa jzt freier als vorhin?“ Wehe! ein fremdes häßliches Geſicht fuhr zu mir herum, ein paar Kalbsaugen ſtierten mich an, und eine heiſere Stimme quäkte: „I bewahre! wüßte nicht, daß ich die Ehre hätte, den Herrn zu kennen.“

Mit wie mancher Hoffnung geht es uns, wie mir mit dieſer Dame!

8.

Des Propheten Elisa wird gedacht.

„Oho! das alte Wort Gottes vom Lande!“ rief ein junger Haareulenkopf zu Pferde. „Bei meinem Urgroßvater!“ versetzte ein andrer Stutzer seines Schlags, „eine Perrücke aus Noahs Kasten! Aber das Mädel dabei, ein Aeffchen zum Küssen!“ — „Wie aus Leda's Ei gekrochen!“ — „Getroffen! Laß uns mal hin!“

Ein Landprediger saß, etwas abwärts vom Gewirr der Zuschauer, mit einem jungen Mädchen, seiner Tochter, auf einer Kalesche. Er trug eine graue Stutzperrücke, einen kleinen dreieckigen Hut darauf, und einen schwarzen Plüschrock. Sein Äußeres war, wie es einem Prediger vor dreißig bis vierzig Jahren noch Ehre brachte, und seine Miene sprach, ich weiß nicht, ob mehr Würde oder Gutmüthigkeit, oder ernste Laune. Seine Farbe verrieth kräftige Gesundheit im Alter. Das Mäd-

chen neben ihm war ſchlicht, aber nicht unmodiſch gekleidet; es trug ein weißes Kleid, ein himmelblaues Leibtuch und ein Baſthütchen, woraus das Geſicht eines lieblichen, holden Kindes der Unſchuld hervorſchien.

„Schönen guten Morgen, Herr Paſtor!“ rief einer der Herren Zierbengel, die obiges Geſprächſel hielten, an die Kaleſche hintrabend. „Ihr Diener!“ antwortete der Prediger, ſeinen Hut lüpfend.

Der andre Zierbengel (hinzureitend). Der Herr Paſtor kommen vermuthlich auch zur Revüe?

Der Prediger (gelaſſen). Wie Sie ſehen.

Der erſte. Apropos, iſt das ſchöne Kind da Ihre Tochter?

Der Prediger (zu ſeinem Fuhrmann, gelaſſen). Johann, fahrt doch ein wenig weiter!

„Meine Herren,“ ſprach ich hier, mich zur Kaleſche ſchwenkend, „dieſer Wagen iſt mit Ihrer Erlaubniß, ſchon eskortirt.“

Der König kömmt! wurde in dieſem Au-

genblick, mir sehr gelegen, gerufen; denn die feinen Herren räumten darüber flugs das Feld. Das Gedränge vermehrte sich; die Zuschauer sahen auf den Weg nach K. hinab, um zu sehen, daß der König — noch nicht kam. Ich wandte mich an den Prediger, und sprach zu ihm:

„Vielleicht haben Sie, lieber Herr Prediger, mich mit den beiden zudringlichen Herren in Eine Klasse gesetzt; aber ich wollte Sie nur von ihrer weitern Unverschämtheit befreien.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ versetzte er mit gleichgültiger Miene. „Uebrigens haben wir schon einen Begleiter; er hat sich nur auf ein Weilchen entfernt.

„Sie setzen also doch Mißtrauen in meine Absicht?“

„Freilich, Sie sind mir ein Unbekannter so gut wie jene Herren,“ erwiederte er lächelnd; „aber ich glaube doch gern, daß ich nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen bin.“

„Und woher glauben Sie das, wenn ich fragen darf?“

„Schon Ihr zwar moderner, aber doch nicht — mit Ihrer Erlaubniß! fratzenmodischer Anzug verkündet mir dieses.“

„Erkennt man den Vogel an seinen Federn, lieber Herr Prediger?“

„Wenn der Vogel sich selber seine Federn wählt zuschneidet und anlegt, ja! Doch die Thiergeschlechter kleidet Gott nach seinem Wohlgefallen, aber den Menschen? — Als der Mensch aus dem Paradiese hinausgejagt wurde, so begegnete ihm draußen die Mode.“ —

„Reichte sie ihm nicht schon im Paradiese die Schürze von Feigenblättern?“

„Auch das! Ja, dieses war die ur-uralte Mode, sich zu schämen, die bei den gebildetern Weltleuten längst aus der Mode kam O lieber Herr, man erkennt die Menschen an ihren Moden; diese sind Gedanken, Geschmack, Sitten, in Kleidern, Haartrachten, Zierathen

ausgedruckt. Ein Narr trägt ſich am liebſten närriſch.“

„So wie jene beide Herren?“

„Nein, nein, nicht genug! Unter einer Tracht, womit dieſe einherſtutzten, unter einer Tracht, die das Geſicht in liederliches Haargeſtrupp, den Kopf in einen Ballen von Halstüchern und den ganzen Leib bis unter die Achſeln in einen unverſchämten Hoſenſack verſchlingt, unter dieſem Monſtrum, dieſer Hanswurſtiade von Mode ſteckt nicht nur ein närriſcher, ſondern auch ein ſchamloſer Menſch. Es iſt die Karaktermaske unverſchämter Sitten; und wollte man allenfalls ehrbare Sitten mit Gewalt da hineinſtecken, ſo müßten ſich dieſe darin wie die alten chriſtlichen Märtyrer in der Tunica molesta, oder dem brennenden Pechkleide, befinden. Ich glaube, jene Gaſſenbuben, die des Propheten Eliſa vor dem Thore von Bethel ſpotteten und Kahlkopf, komm herauf! riefen, trugen ſich gerade wie

ſolche Stutzer nach unſerem ſogenannten suprême bon ton.“

„Wenn da nicht gar die Bären vor ihnen davongelaufen wären!“ *) ſprach ich lachend, und unſer Geſpräch wurde hier unterbrochen.

9.

Der Engländer und der Deutſche.

Ich thue bloß, was die Ordnung dieſer Revüegeſchichte fodert, wenn ich mich etwas vom Zufall umherwerfen laſſe und mit einzelnen kleinen Schauſtücken vorſpiele. Die Folge wird lehren, ob ich dabei in eine Geſchichte hineingerathe, die, wo nicht mit geradem, doch mit geſchlängeltem Fluß, durch die Revüe ſo hinläuft, daß wir davon nur deſto mehr, wenigſtens ſo mancherlei Gemälde und

*) 2. Könige, C. 2, V. 23, 24.

Auftritte zu sehen bekommen, als ich davon hier zeichnen und schildern möchte.

Ein heftiges Getümmel und Wortwechseln rief mich von dem Prediger ab. Eine Menge Menschen drängte sich in kleiner Entfernung um einen jungen, wohlbeleibten Engländer, ein Pferd und einen Pachter zu Wagen. „Mein Pferd bezahlen, you rascal! rief der erste. „Beid Pferd abspannen, in dem Moment, God dam!“

„Ja doch, im andern Jahrhundert, mein lieber Goddäm!“ versetzte der Pachter. „Ihr Goddäms von England wollt aller Orten die großen Hänse spielen und andern Leuten über Leib und Leben wegprahlhansen. Hat er nicht schon da den Ehrenmann mit seiner Jungfer Muhme umgeritten? Scher er sich zum Henker mit seinem Gaul, Herr, und mit seinem Puddingsgesicht obendrein!“

„Das arme Thier! daß es nur noch stehen kann! riefen andre Zuschauer.

Der Pachter hatte dem Reitpferde des

Engländers die Deichsel seines Zweispänners in die Wamme gefahren, oder vielmehr der Engländer hatte es, bei seinem tollen Hin- und Herspornen unter dem Wirrwar, auf die Deichsel gesprengt, so daß ihm die Seite ganz durchstoßen war. Es hatte sich nach einem unsanften Sturz mit seinem Reiter wieder auf die Beine gehoben, und stand mit traurigem Ansehen da. Der Engländer schalt sich mit dem Pachter immer hitziger, und verlangte von diesem funfzig Louisd'or, oder wenigstens seine beiden Wagenpferde.

„Lieber Freund," begann einer der umstehenden Herren, „nehmen Sie sich in Acht! Sie verrechnen sich hier. Wir alle rücken gegen Sie an, wie die Franzosen ins Hannöverische. Geschwind sich aus dem Staube gemacht, wenn Sie klug seyn wollen!"

Der Engländer fiel dem Gespann des Pachters wüthend in die Zügel; dieser schwang die Peitsche über ihn. Da scholl es: „der König kömmt!" Ein Husar stürzte, Ruhe ge-

bietend durch die Zuschauer her; diese wichen dahin und dorthin zurück, und mein Pferd rannte bei diesem Tumult mit dem Pferde eines Andern zusammen, dessen Anblick mich höchlich überraschte.

10.

Wiedersehen.

Schade, daß mein Zusammentreffen mit diesem Herrn meine Leser nicht eben so überrascht wie mich! Es war der Assessor Ahlen. Wer kennt ihn wohl?

Ich komme nun schon unversehens auf eine Geschichte, woraus wohl mit der Zeit etwas werden kann. Uebrigens bitte ich um Erlaubniß, hier und da ein Wort über mich selbst zu sagen, wahr oder erdichtet, das gilt hier gleich. Machen's doch manche der berühmtesten Schriftsteller eben so, und ich

möchte ihnen wenigstens in einem Fehler, der mir Vergnügen macht, gleichkommen.

Ahlen war der geliebteste Freund meiner früheren Jugend (denn ich bin noch nicht über die Jugend hinweg, wie leicht aus diesem Buche erhellt). Glückliche Zeit, wo wir mit frischaufblühender, harmloser Seele die reinen Freuden der Natur und der Musenliebe mit einander theilten! Wir trennten uns auf der Akademie, verfolgten ein jeder seinen Weg (Ahlen ging als Jurist nach der Hauptstadt), und schrieben uns viel lange, herzliche Briefe, bis wir nach und nach kaum noch zuweilen an einander dachten. Unser Andenken, welches erst vorn in unsrer Seele stand, wich vor den immer neuen Verhältnissen unsrer Gegenwart immer weiter darin zurück, und umzog sich mit einem Fernenebel. Auch bei den besten Freunden pflegt es bei fortwährender Entfernung so zu gehen. Seit ungefähr zwei Jahren hatte ich nichts von Ahlen gehört. Der gute Junge! Ich vermuthete nicht,

was er in dieser Zeit gelitten hatte, und was ihm bei der Revüe durch meine Hinzukunft bevorstand.

„Bist Du es wirklich, Ahlen?“ rief ich, über seinen Anblick betroffen und gerührt. Aus dem heitern, vollblühenden Jüngling, wie ich ihn vor fünf Jahren verließ, war ein hagerer Mann mit blassem Gesicht und düsterer Stirn geworden. Er sah mich einen Augenblick stumm an.

O, das unvermuthete Wiedersehn eines alten Freundes erweckt oft eine scheue Seelenverwirrung. Die Erinnerungen unsrer Vergangenheit fahren plötzlich gespensterhaft durch unsre Seele, oder wir schwanken in unwillkührlichem Zweifel, ob wir auch noch für einander passen und mit unsern alten Seiten zusammenfallen können. Oft wurden wir indeß auch aller herzlichen Vertraulichkeit entwöhnt. Die Welt und feindselige Erfahrungen jagten und peitschten Unbefangenheit und guten Glauben aus unserm Herzen, und verschlossen

es

es mit dem eisernen Maulkorbe des Mißtrauens. Zuweilen bringen auch Freunde schon nach einer Trennung von wenig Jahren nichts weiter für einander mit als ihre alten Namen, die man als Leichensteine auf das Grab ihrer Freundschaft legen könnte, mit der Aufschrift: „Unter diesen Namen lebte einst ein Paar Freunde.“

Nicht also war es mit Ahlen; er erhohlte sich sehr bald. „Du?“ rief er; „ja, Du bist es leibhaftig! So hat mich denn doch ein guter Geist hergetrieben!“ Wir sprangen vom Pferde, und lagen einander in den Armen.

Was soll ich nun noch von der Specialrevüe erzählen? Der König musterte die Linie der Infanterie hinauf, und die Zuschauer wirrten sich, ihm und seinem Gefolge gegenüber, immer weiter hin unter einander, ohne daß es mir einfiel, neue Abenteuer zu suchen. Ich ritt die meiste Zeit mit Ahlen hinter den Zuschauern hin. Wir gaben uns, unter mancher Erinnerung unsrer Vorzeit, kurze Aus-

kunft über unſre jetzigen Lebensumſtände, wobei Ahlen ſo kurz und überhin hüpfend war, daß mir dabei nicht wohl zu Muthe wurde. Es war mir nicht begreiflich, warum er die Hauptſtadt verlaſſen und ſchon faſt ein Jahr lang auf ſeinem väterlichen Landgute im .....ſchen zugebracht hatte; aber ich verſchonte ihn jetzt mit nähern Fragen über ſeine Schickſale. Wir verſprachen uns, den Tag im Lager und die Nacht im Gartenhauſe des Predigers in A. (Ahlens Nachtquartier auf die Revüetage), in deſſen Hauſe ich auch noch einen alten Bekannten antreffen ſollte, zu verleben und zu verplaudern; und hierbei hoffte ich ſchon ſeine Offenherzigkeit zu gewinnen.

11.

Der Wink.

Auf einmal ſchwärmten die Zuſchauer zur Kavallerie, die auf der andern Seite der Haide

vor ihrem Lager zu Fuße ſtand, hinüber. Ich folgte mit Ahlen dem Zuge, und erblickte auf einem uns nahe vorbeifahrenden Wagen eine Dame, welche mir winkte. Es war Henriette. Ich ſpornte ſogleich mein Roß, aber ſie winkte ab, wies mit der Hand, wie ſpielend, über die Schulter nach K. hin, und hob dann ihre fünf Finger ausgeſpreizt in die Höhe. Ich nickte mit dem Kopf, und rief, zu Ahlen zurückſprengend: „Freund, den Nachmittag, ja! aber den Abend und wer weiß ob auch nicht die Nacht, nein! Liebſter Ahlen, ich vergaß mich vorhin in meiner Herzensfreude, Dich einmal wieder zu haben. Heute nicht! Höchſtens bis nach vier Uhr kann ich heute bei Dir ſeyn.“

„Du willſt hier, wie es ſcheint, gar Liebesabenteuer beſtehen,“ erwiederte Ahlen.

„Ja wohl! Amor helfe mir! Fortuna hat mir ſchon geholfen.“

„Und wer iſt denn die Dame, die Dich ſo in Athem ſetzt?“

„Eine Geliebte von gestern! O, umsonst war ich vor zwei Jahren in Leipzig mit ganzer Seele in sie verliebt; aber ich habe sie nicht vergessen können. Sie ist reizend wie eine Tochter der Venus, und kalt wie eine Tochter Minervens. Aber mein Genius sagt mir, ich traf sie am glücklichen Tage wieder. Weibliche Sprödigkeit ist kein unzerbrechlicher Diamant, weibliche Neigung keine Magnetnadel, die immer nach Norden steht. Warum sonst solche Behutsamkeit und Heimlichkeit? O, über dem Lande hier schweben in diesen Tagen, dünkt mich, romantische Laune und verliebte Lust!"

„Aber wer ist denn eigentlich Deine Schöne? Ist sie unverheirathet?"

„Unverheirathet? Ich glaube, sie ist es noch. Wir sind auf diesen Punkt noch gar nicht zu sprechen gekommen. Wir haben erst kaum so viel mit einander gesprochen, daß wir uns ein Rendez-vous bestimmen konnten. Übrigens heißt sie Henriette. Morgen

hoffe ich Dir etwas Interessantes über sie erzählen zu können."

„Also nur reizende Unterhaltung, leichtsinnige, flüchtige Amours?"

„Und sind denn nicht alle Amors und Amoretten beschwingt und flüchtig, und alle Freuden, und die Zeit und unser ganzes Leben dazu? Das Glück sitzt auf den Flügeln des Augenblicks, und verlacht uns, wenn wir es nicht herabhaschen."

„Und hinter dem Glücke sitzt das Unglück versteckt. —"

„Und poltert von selbst hinterdrein? Oft genug! aber so ist unser Loos auf Erden."

Ahlens Stirn wurde unter diesen Worten sehr finster. Ich sah ihn mit forschendem Blicke an. „Nein!" rief er plötzlich, „nicht alle Amors sind leichtsinnig und flüchtig! Einige haben Flügel von Blei, und sitzen damit schwer und unabwälzbar auf unserm Herzen."

12.

Ein Bekannter.

Ahlens verschwundene Jugendfrische und Fröhlichkeit waren mir nun auf einmal erklärt. Unglückliche Liebe hieß die Geschichte seiner letzten Lebenszeit, und diese hatte ihn auch vermuthlich aus der Hauptstadt vertrieben. Ich war begierig, seine geheime Geschichte zu erfahren, die er für mich durch obigen Ausruf schon eingeläutet hatte, und bestimmte dazu unsern Aufenthalt im Lager. „Armer Freund!" hub ich eben nach kurzem sinnenden Schweigen an, als ein herbeireitender Bekannter von Ahlen ihm zurief: „Willkommen! das ist einmal vernünftig, aus dem alten Launewinkel heraus zu kommen!"

Ich habe von diesem Bekannten meines Freundes nichts weiter zu melden als diesen Zuruf, und daß er sich ein Weilchen mit Ahlen zu dessen Beschwerde (denn sein Geist war eben gar nicht gegenwärtig) unterhielt; weiter geht er unsre Geschichte nichts an.

13.

Der Parademarsch.

Daß doch die Erinnerungen unglücklicher Liebe mit ihrer Verderblichkeit so anziehend sind! Ein melankolisches Gemüth zieht sie immer von neuen so durstig, wie ein trockner Schwamm das Wasser, in sich hinein, wie schwer und durchfressen es auch davon wird. Ahlen sah bei der Musterung der Reiterei mit sehenden Augen nichts; er hielt eine traurige Specialrevüe über die erweckten Erinnerungen seiner Liebe, und sein Pferd schien dabei mit ihm zu sympathisiren; es ließ häufig den Kopf hangen, stolperte, und seufzte aus voller Brust. Es war vielleicht seit längerm der Gefährte seiner schwermüthigen Spazierritte, und hatte sich dabei ein trübseliges Wesen angewöhnt; denn das Pferd macht sich nach seinem Reiter.

„Auf! Auf!“ scholl es auf einmal die Kavallerie hinab, und ein Zauber wurde mit diesem Rufe an ihr gelöst. Die lange Linie,

in welcher sie bisher unbeweglich, wie festgebannt, dastand, schwand plötzlich mit ungestümer Bewegung hinweg, und stürmte einen Augenblick nachher zu Rosse wieder hervor. Kommando erschollen, und Trompeten und Pauken, und viertausend Reisige ritten in weitem Parademarsch herum. Die Gemüther der Zuschauer belebten sich durch dieses Schlußstück der Specialrevüe, wie Zuhörer in der Kirche durch das Vaterunser nach einer langen Predigt. Ein guter Theil schöner Kinder, jung und alt, verliebte sich, glaub' ich, bei diesem Schauspiel. „Ah! Voyez! Charmant! Wie schön! Wie prächtig!" riefen sie von einer Reihe Wagen herab, mit freundlichen Blicken, süßem Lächeln und reizenden Geberden; und die Herren Kavaliere paradirten, an der Spitze ihrer Haufen, vor ihnen mit so netter Haltung und so lebhaftem Liebäugeln vorbei, als hätten sie vor den Schönen die Specialrevüe zu einer glücklichen Wahl passiren müssen.

14.

Lagerwirthschaft.

Die Heerschau ist für heute geendigt, die Zuschauer zerstreuen sich rings über die Haide. Ich ritt mit Ahlen ins Lager der Infanterie, wo wir meinem Knappen unsre Pferde zum Füttern übergaben.

Ich konnte mit meinem Freunde nicht sogleich unter ein trauliches Zeltdach einkehren. Ein mir neues Stück Menschenleben lag um mich her. Die lustige Feldstadt der Soldaten und ihr Verkehr darin vergnügten mich eine Zeitlang. Ihre Kriegstracht war verschwunden; in Kitteln, Jacken, halb nackend und mit Nachtmützen liefen sie umher. Statt der Flinten und Degen trugen sie Kessel und Holz, womit sie in die Laufgräben der Feldküchen sprangen, um Munition für ihren Magen zubereiten. Eine Menge Cafferoll-Löcher dampfte an hundert Orten um ein abgegrabenes viereckiges Erdstück, und was das Feuer

von unten nicht kochte, das kochte die Sonne von oben, wenn ihr anders der Rauch erlaubte, in die Kessel zu scheinen. Mars tummelte sich mit Küchenschürze und Rührkelle im Lager umher; aus den Kriegern waren lauter Köche geworden und Freigelassne. Die Befehle der Officiere waren bei diesen Exercizien verstummt; die Soldaten befahlen sich selbst: Kessel auf! Kessel ab! In allen Kesseln siedete Reis und Rindfleisch, eine an das Heer vom Könige geschenkte Speise, die von den meisten Köchen halb roh oder halb verbrannt genossen wurde. Alles war dabei fröhlich und guter Dinge. Mehrere Zuschauer und Gäste zogen durch's Lager, wünschten den Soldaten gesegnete Mahlzeit, und kehrten hier und dort bei Bekannten oder bei Marketendern in die Zelte ein.

Ich weiß nicht, was für ein reizendes Gefühl von Freiheit bei dieser Wirthschaft meine Seele durchhauchte;

Nescio qua praeter solitum dulcedine laetus.

Ich hätte mich unter die Kriegsmänner ſetzen und ihr unſchmackhaftes Mahl freudig mitgenießen können.

15.

Der Wolf in der Fabel.

„Wie glücklich biſt Du, daß Du alles umher mit ſo heitrer Theilnahme betrachten kannſt!“ ſprach Ahlen, als wir endlich vorn in einem noch unbeſuchten Marketenderzelte Platz genommen hatten. Ich fühlte Trotz meiner Munterkeit alsbald in ſeine Seele, und wünſchte ſie etwas aufzuhellen. „Liebes Frauchen!“ rief ich zur Marketenderinn, „eine Bouteille Wein vom beſten der da iſt! — Ja, liebſter Freund, erſt unſre Lebensgeiſter ein wenig ermuntert; Du ſchütteſt dann deſto leichter mir Dein Liebesleid aus dem Herzen.“

„Weißt Du denn ſchon ſo gewiß, was mir fehlt?“ fragte Ahlen.

„Als wenn Du mir nicht ſchon Deinen Amor mit bleiernen Flügeln bekannt hätteſt! Möchte ich nur ſein Blei in Silber und ſeine Flügel in ein paar Aeolsharfchen, die im Lufthauch der Erinnerungen mit ſanften ätheriſchen Harmonien erklängen, verwandeln können!“

Ahlen horchte mit aufgehendem Lächeln auf dieſe Aeolsharfenflügel; aber es war nur ein flüchtiger Sonnenblick an einem wolkenvollen Himmel, worauf es deſto dunkler wurde.

Die Marketenderinn brachte eine Flaſche Wein für zwanzig Groſchen. Er war trinkbar, wenigſtens im Felde und nach langem Ritt im Freien. Wir erhielten etwas kalte Küche dazu, aßen und tranken mit gutem Appetit, und Ahlen begann, beim Anfang der zweiten Flaſche, wie folgt.

„Wo ſoll ich denn meine Geſchichte anfangen? Ich habe die Erinnerungen meiner letzten Jahre bis heute ſtill in meiner Seele getragen, und ſie ſind mir darin wie eingeroſtet.

„Mehr Wein aufgegossen, bis der Rost abgespült ist!“ fiel ich ihm ins Wort. Er befolgte meinen Rath, und fuhr hierauf fort:

„Du weißt aus meinen sonstigen Briefen, wie ich in der Hauptstadt zu leben pflegte; ich blieb dieser Lebensart getreu. Umsonst suchten junge Wüstlinge von meiner Bekanntschaft mich, wie sie sagten, abzuscheuern; was sie an mir abscheuern wollten, schien mir das Gold über meinem Kupfer. Meine alte Gewohnheit, vielleicht von meinem Temperament begünstigt, war zu eigensinnig und hartlehrig. Ich war nicht so genialisch und bildsam, daß ich angefangen hätte, mich meiner guten Sitten und meiner hausbacknen Gesundheit zu schämen. Ohne vielen Verdruß hörte ich mich einen Sonderling, Grübler und Narren schelten, und erhohlte mich lieber in der freien Natur, als in Spielzimmern und Tanzsälen, lieber am Pianoforte und an schönen Dichterwerken, als bei Trinkgelagen und Hetären. Meine Berufsarbeiten wurden stets mit Ord-

nung und Fleiß verrichtet, aber das war auch alles; nirgends war ich ein Schmeichler und Heuchler. Die Welt iſt voll Bettler, die ihren alten Hut Schmeichlern und Heuchlern entgegen ſtrecken, um von ihnen einen Bettel von falſchem Werth zu erhalten, der ihnen mehr Freude macht als echte Münze, die ſie nicht verdienen. Die Menſchen ſind in eine jämmerliche, wenn auch feine Abwürdigung ihrer ſelbſt verliebt. Meine Obern lobten und gebrauchten mich, und ich war damit zufrieden, während mancher meiner Kollegen, der ſchlechter zu arbeiten aber beſſer, d. h. klüger, zu leben wußte, auf der Glücksleiter mir voraus ſtieg. Solche Erfahrungen, wie wohl ich ſie auch begriff, änderten nicht mein Betragen. Einer meiner Bekannten, ein Wildfang von gutem Kopf, las mir öfters mit freundſchaftlichem Eifer die Moral. „Zum Henker!“ ſprach er, „ich ſollte nur wie Du der Erbe eines fetten Landgutes ſeyn, ich würde mich einer ſolchen Gottesgabe werth zu machen wiſ-

ſen. Juden, Weiber und der Allerweltsfuchs Savoir-vivre ſollten mich, ehe man ſich's verſähe, zum Geheimen Rath und zum Mann von großen Verdienſten und glänzenden Eigenſchaften transſubſtanziirt und geſtempelt haben. Aber bei Dir ſind, mit Ehren zu melden, die Perlen vor die Säue geworfen. Zum Kuckkuck, Ahlen, lerne leben! Mache Figur! Die Welt iſt eine verteufelte Komödie von Kindern, Narren und Schelmen. Statt Studien Schulden, ſtatt Vernünfteleien Galanterien gemacht; ſtatt der Feldblumen Schminkblumen geliebt, und die Sterne an der Bruſt ſtatt der Sterne am Himmel angebetet! Nicht nach innen, ſondern nach außen Deine Augen und Fühlhörner gekehrt! Draußen in den Lieblingsſchwächen und den Schoßſünden der Welt und des guten Tons wohnen die Tugenden, die zu etwas helfen, nicht drinnen in Deinem lieben, guten, einfältigen Herzenskämmerlein."

Ich glaube kaum, daß Ahlens Wildfang

genau so zu ihm sprach. Ahlen wurde beim Vortrage dieser Lebensweisheit so lebhaft, daß er vermuthlich sich mit seinen wundgereizten Empfindungen unvermerkt unter die Rede seines Redners unterschob. Es geht den Sprechern und Autoren öfters so. Ahlen fuhr, von mir ununterbrochen, fort:

„Solche Perlen waren bei mir in der That vor die Säue geworfen. Wir Menschen sind verschieden; non omnia possumus omnes. Es scheint als hätte Gott und der Teufel mit privilegirendem Finger das eine und das andre in den Menschen eingedrückt. Ich hatte nicht zum Höfling und Glückmacher, sondern nur zu einem ehrlichen und gefühlvollen Manne Talent."

„Mein Herz sehnte sich nach Liebe, lange ohne sie zu finden. Sinnenlust, die nicht zugleich mein Herz und seine Empfindungen befriedigte, war für mich keine Liebe. Das Glück schien endlich mein Verlangen zu begünstigen. Aber laß das, was ich Dir von Liebe sagen wer-

werde, hier nur sogleich von den Lüften verwehen. Liebe aus unschuldigem, warmen, schwärmerischen Herzen ist der klugen, zu lauter Witz und Ungefühl sublimirten Welt ein Spott, und das arme Kind thäte wohl, wenn es auch aus Romanen, welche gelesen werden möchten, wegbliebe."

„Getrost!" erwiederte ich, „Du hast hier Deinen Freund zu Deiner Lesewelt, und weiter nichts."

„Vor beinahe zwei Jahren fand ich, unter einem Troß mir ungleicher Bekannten, endlich einen jungen Mann, mit dem sich mein Herz befreundete. Es giebt in allen Ständen und Bedienungen einige weiße Raben von guten Menschen; Herr von Willau war einer von diesen. Er stand als Lieutenant im ....schen Regiment. Seine Vermögensumstände waren sehr beschränkt; und doch suchte er sein Glück durch keine der Künste zu verbessern, welche Flecken des Karakters und der wahren Ehre mit schönen Goldpflästerchen

bedecken. Er lebte von dem Ehrensolde seines Dienstes, und verdankte der Eingezogenheit, womit seine Ältern auf einem ziemlich verschuldeten Landgute, ihrem einzigen Besitzthum, lebten, und noch mehr einer guten Mutter, eine bessere Herzensbildung, als den Reichern von Geburt gewöhnlich zu Theil wird. Sein Kriegsdienst und die Ehre seines Standes waren das wenigste, was er verstand; er hatte auch seinen Geist gebildet, und sprach über Welt- und Naturgeschichte, über Musik und Schauspielkunst und schöne Lektüre mit mehr Geist und Interesse, als über Reitpferde, Jagdhunde, Tabackspfeifen, Kartenspiele und Lustmädchen. Vergieb mir meine Weitläuftigkeit über ihn! Es ist eine Standrede über meinen guten Willau; er ist nicht mehr! — Wir trafen uns zuerst in einem kleinen Gesellschaftskonzert, und fühlten uns sehr bald gegenseitig angezogen. Unsre Seelen waren, Trotz der Verschiedenheit unsers Geblüts (denn ich hatte ja nur bürgerliches), mit einander

verwandt. Wir wurden vertraut, und fühlten uns nirgends wohler als in unſrer Geſellſchaft, bis ich Willau an einem ſchönen Herbſttage auf ſein väterliches Landgut begleitete. Er hatte mir ſchon öfters davon geſagt, von der angenehmen Lage deſſelben, von ſeinen Eltern und von einer zwanzigjährigen Schweſter, die er ſehr liebte. Sie hieß Julie."

Ahlen hielt bei dieſem Namen etwas inne, und ſah vor ſich nieder; er zwang mit Mühe ein ſtarkes Wehgefühl, womit ſein Herz aufwallte, zurück. Ich wollte ihn nicht in ſeiner Empfindung ſtören.

„Als ich die Heimath meines Freundes von ferne ſah," fuhr er aufblickend fort, „das Edelhaus an der Seite eines Gartens, der eine ſanfte Anhöhe hinaufſtieg, oben ein Luſtwald, unten im Thal ein Dörfchen unter Obſtbäumen, und ein dünner röthelnder Nebelduft über Thal und Berg hingehaucht, und Willau an einer Gartenlaube das weiße Kleid ſeiner Schweſter flattern zu ſehen glaubte —

Nein! noch ſagte mir nicht mein Herz, was — was —"

Ahlen fuhr bei dem zweiten Was von ſeinem Sitz empor; ein paar Wagen mit Damen jagten vor unſerm Zelte vorbei. „Gott im Himmel!" rief er, „mein Pferd!" Er rannte mit dieſen Worten ſo haſtig fort, daß er vorm Zelt über ſeine Spornen auf die Erde ſtürzte.

„Welche Erſcheinung? Gar Julie? Der Wolf in der Fabel?" fragte ich, zu dem Gefallnen hinauslaufend.

„Ja! Mein Pferd!" rief Ahlen, und war mit Einem Sprunge auf und zu ſeinem Roß. Es ſtand mit dem meinigen ein Streckchen feldwärts vom Marketenderzelt abgezäumt an einem Haufen Heu. Ahlen bezäumt es, bezäumt es falſch, will hinauf, und — o boshafter Zufall! — der linke Bügelriem reißt unter ſeinem Fuße beim Aufſteigen.

„Unglück! Unglück! rief er, in mehr wehmüthigem als zornigem Tone.

„Weg damit! sprach ich; „auf mein Pferd!“

Mein Roß wird gezäumt; schon jagt er damit hinweg.

Aber wo blieben unter den Zögerungen die Wagen? Ich sehe sie nicht mehr. Schon verschwindet Ahlen auch.

16.

Fuimus Troës

Ein Intermezzo.

Als mich mein Onkel, der Magister, mit eigner Equipage nach der hohen Schule fuhr, kehrten wir bei einem Oberförster, unserm Vetter, auf die Nacht ein. Dieser hatte sich kürzlich zum andern Mal, zu meinem Glück oder Unglück, verheirathet; denn ich verliebte mich sterblich in seine Frau. Sie war aus Halle und ein hübsches feines junges Weibchen. Ich weiß nicht, wie wunderbar schön

sie mir vorkam; aber ich war bei ihrem Anblicke gleich weg, und wußte nicht, wie mir geschah. Nie war mir so zu Muthe gewesen. Mein Onkel und der Oberförster rauchten und tranken zusammen; ich konnte nichts als die schöne Cousine schmachtend ansehen und verschämt anlächeln. Sprechen konnte ich nicht, aber die Cousine verstand mich doch, weit mehr als ich mich selbst verstand. Sie bat mich am andern Morgen, als ich ganz ververstört Abschied von ihr nahm, sie bald wieder zu besuchen, welches denn auch geschah.

Nun hatte ich drei Monate lang lauter Gedichte an sie gemacht; mit diesen machte ich mich auf den Weg zu ihr. Ich hatte mir auch eine neue Weste und Hose machen lassen. Als ich von einem Berge ihre Wohnung wiedersah, wurde mir entzückter als ich sagen kann; das Thal, worin sie lag, war mir wie ein Paradies. Ich legte mich im Angesicht desselben auf die Erde, zog meine Gedichte aus der Tasche, und las sie mir alle

ſammt mit unſäglichem Vergnügen vor. Wie ihr dies wohl gefällt? fragte ich mich bei jedem Gedicht, und ſie ſchienen mir alle ihr ſehr wohl zu gefallen. Warum denn auch nicht? ſprach ich bei mir. Es iſt doch wahrhaftig lauter Liebe darin, die nichts unrechtes will. Wenn ſie mir nur verzeiht, daß ich ſie liebe; und dies wird ſie ſchon thun, und dies wird mich ſchon glücklich machen.

Ich kam ans Förſterhaus und klopfte an die Thür. Die Couſine machte mir auf, und empfing mich ſo ſchön und ſo freundlich, daß ich mich nicht halten konnte. „O liebe, liebſte Couſine!“ rief ich heftiglich. Ich konnt's nicht verhindern, aber ich erſchrak darüber ſogleich durch alle meine Glieder, und wurde ſehr roth. Ich fürchtete, mich zu ſehr vergeſſen zu haben; aber ich erhohlte mich bald von meiner Furcht. Die Couſine hatte es, dünkte mich, gar nicht bemerkt, denn ſie war nicht betroffen. Sie ſetzte ſich mit mir aufs Sopha, und ſprach munter von allerlei Din-

gen. Wie freute und rührte mich das! Mir thränten darüber immerfort die Augen."

Der Oberförſter war auf der Jagd. Ich wünſchte bald bei mir, daß er nach Hauſe käme. Es wurde mir mit der Couſine allein doch etwas ängſtlich; ich wußte gar zu wenig mit ihr zu ſprechen; mir fiel nichts ihr zu erzählen ein. Und als der Vetter nach Hauſe gekommen war, wünſchte ich ihn hinweg in eine andre Welt; dies hätte mich, ſchien mir's, am meiſten erleichtert.

Am andern Morgen, als der Oberförſter ins Holz und die Couſine in die Kammer gegangen war, hohlte ich meine Gedichte aus der Taſche, und ſetzte mich damit aufs Sopha. Kaum hatte ich zu leſen angefangen, ſo kam die Couſine herein, fragte was ich da hätte, und ritſch! waren die Gedichte in ihrer Hand. Es goß ſich mir heiß über, und ich hatte nicht das Herz, ihr die Gedichte wieder wegzunehmen. Sie ſetzte ſich neben mich und las für ſich. Ich kam ſchier von Sinnen. Ich rückte

fort in den Winkel des Sopha und bedeckte mein Gesicht mit dem Schnupftuch. Aufstehn konnte ich nicht. Die Cousine schien gar nicht auf mich zu achten. Sie las und las. Ich lag auf der Folter. „Ei!“ sprach sie endlich, „die Gedichte hier scheinen aus dem Herzen zu kommen.“ — „O Gott! ich kann ja nichts dafür!“ rief ich, ganz außer mir. Im Nu war das Schnupftuch mir vom Gesicht gerissen, ein Kuß auf meinen Mund gedrückt. Ich lag der Cousine zu Füßen, und schwur lautweinend, sie immer rein und unschuldig zu lieben. Sie hob mich auf; ich war vor Angst an allen Gliedern gelähmt. „Sie guter Mensch!“ sprach sie, und eilte hinaus.

Ich hielt meinen Schwur, auch bei zwei andern Besuchen, und glaubte, dadurch allein der Cousine wohlzugefallen. Es wurde mir nicht leicht; mich verlangte oft, nicht immer so streng und gewissenhaft zu seyn. Meine Liebe schien mir so herzlich und duldsam, daß sie schon etwas Nachsicht verdiente. Ich hätte

gern eine Ausnahme von der Regel gemacht; aber ich fürchtete immer den Zorn und Haß der Couſine, die mir ganz unerträglich geweſen wären. Sie ſagte noch manchesmal zu mir: „O Sie guter Menſch!“ und damit glaubte ich mich tröſten zu müſſen. Ich war übel dran. Hundertmal wünſchte ich, daß die ganze Welt unterginge, bis auf die Couſine und mich; dann ſchienen mir alle Anſtöße aus dem Wege geräumt zu ſeyn.

Als die Couſine mit dem Oberförſter auf einmal in ein ander Land fortzog, ſagte ich zu ihr am Abſchiedsmorgen: „Es iſt wahrhaftig Ihr Verdienſt allein, daß ich auf dem ſchlüpfrigen Fußſteige der Liebe mit Ihnen nicht einmal ausglitſchte!“ — „Ach, lieber Couſin!“ verſetzte ſie raſch und lachend, „Sie geben mir da wahrhaftig zu viel ſchuld!“ — Ich fiel über dieſe Antwort aus den Wolken, und hatte lange daran zu verdauen.

Aber wo blieb Ahlen indeſſen?

17.

Tiefsinnige Betrachtungen.

Es war mir herzlich erwünscht, daß Ahlen bei der Revüe, statt bloß zu erzählen, in Handlung gesetzt wurde. In welches Feuer er auf einmal entbrannte! Der Anblick einer Geliebten bläst die taube Asche von der verborgnen Herzensglut, und weckt die unter schwerem Gram begrabnen Lebensgeister von den Todten auf. Ich leerte auf das gute Glück meines Freundes mit Freuden vollends die zweite Flasche.

Was für eine Geschichte Ahlen auch mit Fräulein Julie erlebt haben mochte, — und ich hätte sie freilich gern schon ganz gewußt, um ihre mögliche Fortsetzung bestimmter vermuthen zu können, — ich konnte nicht umhin, für seine Liebe nach Sturm und Regen Sonnenschein zu hoffen. Sollte der Zufall ihn und seine Geliebte aus zwei entfernten Gegenden auf Einen Schauplatz hergezogen

haben, bloß um sie einander wie ein Traumbild zu zeigen? Ich habe meinen Aberglauben, besonders in der Liebe. Mit einer geliebten Schönen glaube ich nie umsonst zusammentreffen zu müssen; ich mache wenigstens gern den Versuch, was das Glück damit sagen will. Der Zufall reicht uns den Anfangsfaden von Begebenheiten an die Hand, und wir müssen ihn ergreifen und fortspinnen. Was für große Sachen fallen mir hierbei ein!

Ob wohl Mahomed Prophet über sechs Dreißigtheile der Erde geworden wäre, wenn er nicht die Gelegenheit beim Schopf und die Gemahlinn des Kaufmanns Abdimonesi in den Arm genommen hätte? Und Sixtus (ich weiß eben nicht der wievielste dieses Namens), hätte dieser wohl die dreifache Krone erhalten, wenn er nicht die Schweine, die er als Junge hütete, mit den Mönchen, die ihm Latein lehrten, hätte vertauschen mögen? Und von unsrer Zeit zu reden, könnte Gott wohl heutiges Tags von der Weltregierung ausru-

hen (wie er nach der trefflichen Redefigur eines französischen Stadtmaire unter Bonaparte's Consulate thut), wenn Napoleon lieber nach dem Wild auf den Corsischen Bergen umhergejagt als sich in Frankreich in den Stand gesetzt hätte, auf alle Reiche der Erde Jagd zu machen?

Diese Beispiele sind bei Gelegenheit eines kleinen Liebesabenteuers nicht zu groß; denn ein Ereigniß, welches zum Besitz der Geliebten führen kann, ist für den leidenschaftlich Liebenden von größerm Belang als ein Zufall, der ihn zum Propheten, Pabst oder Consul über die ganze Welt machen könnte.

18.

Wichtigkeiten.

Ich ging nach Ahlen einigemal im Lager hin und her, und wußte nicht recht, was ich während seiner Abwesenheit anfangen sollte. Es wäre mir zwar leicht, Gott weiß welche

Auftritte und Geschichtchen im Lager zu erdichten, und schon mein Marketenderzelt wäre dazu groß und geschickt genug; aber ich habe mir vorgenommen, lauter Wahrheit zu erzählen, weil dieses schwerer ist, als mit seiner Phantasie flügelstreichs in poetische Lügen hineinzufahren.

Morpheus hatte für die heißen Tagesstunden seine Mohnköpfe über das Lager ausgeschüttelt; die meisten Soldaten hielten unter dem Schirm ihrer Zelte Nachmittagsruhe. Hier und da gingen Italiener mit Galanteriebuden vor der Brust, und Frauenzimmer, eine süße Pommeranze in der Hand, ich weiß nicht zu welchem Zeichen, und Officiere mit rauchenden Pfeifen und grünledernen Kappen. Um einige Palläste der Feldstadt, die hervorragenden Gezelte der Kompagniehäupter, war es besonders lebendig und laut; hier wurden Gastmähler gehalten, zum Theil mit der Zierde aller Feste, mit Damen, geschmückt und mit angenehmer Musik erheitert.

Ich irrte wie verloren im Lager umher, und hatte keinen offnen und freien Beobachtungssinn, weil ich etwas in petto hatte. Mich verließ die Geduld. Ich dachte mir Ahlen in einem benachbarten Dorfe in erfindungsvoller Bemühung, mit seiner Geliebten unter vier Augen zu kommen; ich sah ihn um ein romantisches Edelgut schleichen und spähen und seufzen, und verlangte um so lebhafter, mit Henrietten auch zu Dorf und zu einem Selb-ander (tête-à-tête) zu kommen. Aber ach! ich sollte auf Ahlens Rosinante meine Ritterfahrt machen. Das schwermüthige Thier stand da, ein Restchen Heu, wie den Hefen seiner Lebensfreuden, zerschniffelnd, und sah aus, als hätte nur das Unglück auf ihm reiten müssen.

Es giebt gescheite Männer, die vor den Augen schöner Damen keinen Geist haben, wenn ihnen der Bart nicht frisch abgeschoren ist. Der Triumvir Antonius ließ sich, nach Shakespears Aussage, zehnmal hinter einander rasiren, ehe er der Königinn Kleopatra seine erste Aufwar-

tung machte. Wie wenig Menschenseelen sind über Putz und Kleidung des Leibes erhaben! Feine Leute ziehen mit hübschen Kleidungsstücken gute Laune, Lebhaftigkeit, Witz und alle holden Grazien und Scherze an. Der Verstand sitzt oft auf einer Reigerfeder, auf einer Cravattenschleife, auf einer Busennadel, auf einem falschen Steiß, allenthalben, nur nicht im Kopfe, und ein Klecks aufs Kleid löscht den armen Geist, wie ein Regentropfen das Lämpchen, aus. Galanterieladen sind Bureaux d'esprit, Schneiderscheren, Lehrer der Wohlredenheit, und — muntere, schöne Reitpferde, Füllhörner des Muths, des Selbstvertrauens und siegender Mannestugend. O, nichts ist für uns vernünftige Thiere wichtiger als äußerliche eitle Kleinigkeiten; denn diese entscheiden meistens, wenn nicht immer, das Glück und Unglück der Erdenkinder. Für das Glück ist, wie für die Hohen auf dieser Welt, das Kleine wichtig und das Wichtige klein.

Aber es ist wirklich Zeit, nach dem Kö-

nig-

niglichen Hauptquartier aufzubrechen. Der zerrißne Bügelriem an Ahlens Sattel ist längst wieder hergestellt. Ich lasse also der Marketenderinn an meinen verschwundnen Trinkgenossen, falls er noch wieder herkommen sollte, die Bestellung, daß ich ihn heute Abend, wenn's meine Geschäfte erlaubten, in seinem Nachtquartier aufsuchen würde, und mache mich mit meinem Dorfknappen von dannen.

19.

Denkwürdige Plätze.

Auf der halben Weite von der Haide nach K. liegt ein Stein am Wege; er ragt etwas aus dem Acker hervor. Nie werde ich ihn vergessen. Wer vergißt wohl, solang' er noch bei gutem Gedächtniß ist, die Plätze, wo ihm ein besonderes Vergnügen oder Mißvergnügen widerfuhr? Es liegen schon manche solche Plätze für mich, und für meine Leser und Le-

ſerinnen vielleicht noch mehrere, in der Welt zerſtreut, unter freiem Himmel oder nicht, das thut nichts zur Sache. Wir wollen uns hier einmal aller dieſer Plätze der Reihe nach lebhaft erinnern, und — — mich wundert, daß in dieſer, mit neuen Wörtern, Titeln und Ridicules liebhabernden Zeit noch niemand den Einfall gehabt hat, einen Roman, ſtatt der Kapitel, in Plätze abgetheilt, zu ſchreiben. Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, das Schema eines ſolchen Romans mit einer Brühe von witzigen, aberwitzigen und empfindſamen Zuthaten aufzutiſchen, um dadurch einen halben Bogen Honorar mehr einzuſtreichen; aber es mag hier nur unterbleiben! Ich werde mich für dieſe Enthaltſamkeit mit andern kleinen Außenwerken ſchon ſchadlos zu halten wiſſen, und bitte die Leſer und Buchrichter, wenn ſie bis hieher geleſen haben ſollten, es mit meiner Wenigkeit nicht genauer zu nehmen, als Gott es mit uns allen nimmt. Keine Seele würde ja ſelig, wenn im Him-

mel eine Literaturzeitung, kritiſche Bibliothek und Schmeckerei über unſer Erdenleben gehalten würde. Ich will nichts weiter davon ſagen.

20.

Die Zuſammenkunft.

Das Unglück iſt ein Schadenfroh: es überfällt uns, wie der Feind, am liebſten zur ungelegenſten Zeit. Ahlens Pferd ſtürzte, indem ich mich nach einem hinter mir herrollenden Wagen umſah, mit mir über obgedachten Stein auf dem Felde bei K., und es iſt mir wenig Troſt, daß ich mir dadurch das vorige Kapitelchen erſtürzte; denn welche Stimme mußte ich in dem Augenblick meines Unfalls hören? Henriettens Stimme. „O Himmel, was machen Sie da?“ rief ſie von ihrem heraneilenden Wagen mir zu. „Den Narren des Unglücks!“ brummte ich bei mir, mich verdrießlich emporraffend und abſtäubend, während

mein Sancho Pansa absprang und meinen Rosinante an den Zügeln auf die Beine zog. Mein Körper war unverletzt, aber nicht mein Ehrgefühl. Ich hätte mein Roß und den Stein seines Anstoßes, wie Xerxes das ungestüme Meer, mit Ruthen zerpeitschen mögen.

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ fragte Henriette, neben mir still haltend. Mit Vergnügen sah ich, statt der genirenden Dame von heute morgen, eine andre von gemeinerm Ansehen mit ihr im Wagen sitzen.

„Keinen,“ antwortete ich, „außer daß ich nicht umhin kann zu wünschen, den erfreulichsten Anblick von der Welt ein wenig später gehabt zu haben.“

„Ein erträglicher Schaden!“ erwiederte Henriette. „Aber es ist wahr, wir treffen heute auf etwas seltsame Art zusammen: erst mit einem Tritt auf den Fuß, und dann mit einem Fall auf die Erde. Wenn ein Romanschreiber unsre Geschichte schriebe, er könnt' es nicht besser mit uns machen.“

„Was meinen Fall auf die Erde betrifft, den möchte er nur mit einem Gedankenstrich bezeichnen.“

„O mein Freund, beruhigen Sie sich darüber! Es kann Ihnen nur Ehre machen, wenn Sie gemeine Pferde weniger glücklich als den Pegasus und Hippogryphen reiten.“

„Ach!“ versetzte ich, wieder in den Sattel steigend, „auch diese Rosse werfen zuweilen gute Dichter mit einer Plattitüde ab, geschweige denn mich. Aber beklagen Sie mich! Ich reite hier vor Ihnen das Pferd eines unglücklichen Liebhabers.“

Ich gab mit diesen Worten meinem Klepper beide Spornen, und tummelte mich damit heftig um den Wagen herum. Es geschah aus Laune und Eitelkeit: ich wollte Henrietten nach meinem Sturze zeigen, daß ich kein schlechter Reiter sey, und Ahlens schwermüthiges Pferd machte sich über meine Erwartung gut. Ein Kunstgenie verbirgt sich zuweilen unter melankolischer Träumerei, und erwartet nur die rech-

ten Spornen und Zügel, um ſich zuſammenzuraffen und an den Tag zu legen.

„Halten Sie! halten Sie!“ rief Henriette. „Sie reiten gar wie ein verzweifelter Liebhaber, der Arme und Beine brechen will, und ich möchte Sie doch noch zum Begleiter am Königlichen Hauptquartier haben.“

Schon ſind wir dort, und Wagen und Roß halten an der Marſchallslaube. Schon habe ich mich auch mit Henriettens Geſellſchafterinn komplimentirt. Es war eine Deutſche Franzöſiſche Mamſel vom Edelhofe in L., woher meine ſchöne Freundinn gefahren kam, ein gutes höfliches Mädchen, welches ſich gleich zu einem Beſuch im Dorfe (ihre Schweſter war dort Predigerfrau) von uns entfernte, und vor ein paar Stunden nicht wiederzukommen verſprach.

Ich ging mit Henrietten unter die Zuſchauer hin, die ſich jetzt wie heute früh, gleich ſummenden Bienenſchwärmen, um das Königliche Hauptquartier herhäuften. Einige vor-

nehme Ausländer machten dem Könige die Cour in der Schenke; es traten überhaupt noch mehr Herrlichkeiten als am Morgen auf der dörflichen Bühne auf und ab. Es ist dem gemeinen und auch dem vornehmen Volke nicht zu verdenken, wenn es größtentheils die Großen, d. h. die Mächtigen dieser Welt, mit Begierde angafft. Man sieht es ihrer vielen leicht an, wie ihnen dabei zu Muthe ist; sie werden von einem geheimen Zauber gefesselt. Ihnen ist, als sähen sie eine Art von Heiligenschein um das Antlitz der Hohen; sie fühlen hinter den Mienen und Bewegungen derselben, in dunklen Ahnungen oder nach klaren Vorstellungen, die Geheimnisse der Staats- und Weltregierung, die Hebel einer furchtbaren Macht, die Grundstützen ihrer irdischen Habe und Existenz, und die Adlersflügel, auf welchen die Hoffnungen ihrer Eitelkeit und Ehrsucht zur Sonne emporgehoben werden können. Die Herrscher und Großen sind und bleiben unter allen Titeln in Wahrheit die Götter

dieſer bewunderungswürdigen und erbärmlichen Welt.

„Hier wünſchte ich mir auf ein Stündchen Ihre Geſellſchaft," ſprach Henriette. „Wir wollen zuſammen unſre Bemerkungen machen."

„Ehe ich noch erfahre, in welchen Verhältniſſen Sie jetzt leben?" fragte ich.

„O, unſre Perſönlichkeiten haben Zeit."

„Etwa gar, bis wir wieder getrennt ſind? Ich finde hier nur einen einzigen Gegenſtand, der alle meine Aufmerkſamkeit verſchlingt."

„Zu viel Ehre für dieſen Gegenſtand, und zu wenig Ehre für Ihren Beobachtungsgeiſt!"

Es war kein leeres Kompliment was ich ſagte. Henriettens Gegenwart, ihr Arm in dem meinigen und unſer Alleinſeyn (denn was hinderte uns die Menge von Fremden, ſobald wir wollten, allein zu ſeyn?) reizte mich mehr als das Panorama von Menſchen um uns her. Ich wünſchte herzlich, daß Henriette ſich um mich mehr als um alles andre bekümmern möchte. Meine Aufmerkſamkeit ſtrich die Se-

gel; ſie zog ihre Fühlhörner in mein Herz und ſein geheimes Verlangen zurück. Wir ſind wenig reizbar und verliebt, wenn uns eine Schöne nicht die ganze Seele wegſtehlen und uns zu einer Sottiſe für die übrige Welt machen kann. Alle Sehenswürdigkeiten wurden mir gleichgültig, und ich hätte nichts darnach gefragt, wenn auch alle Deutſche Höfe, die neuen Churfürſtlichen mitgerechnet, auf der Dorfgaſſe umher geſtanden und gegangen wären. War ich denn zum bloßen Schauen hergekommen? Nach meinem Sinne war die hohe und niedere Welt nur da, um mich bei guter Gelegenheit mit einer Geliebten zuſammen zu führen, und um nichts weiter. Aber es ſchien mir mit Henrietten hier nicht beſſer als in Leipzig gehen zu ſollen. Dort las ſie mir zu meinem Bedauern Stücke aus ihrer Feder, und hier ſprach ſie mir zu meinem Bedauern Bemerkungen aus den Mienen und Geberden der Menſchen vor.

21.

Schildereien auf der Dorfgasse.

„Wenn doch in unsern maschinenreichen Tagen auch eine Maschine erfände, die alles, was man sähe, augenblicks hinzeichnete, so daß man nichts als zu sehen brauchte!“ sprach Henriette unter andern.

„O ja,“ versetzte ich, „so ein Storchschnabel, von unsern Augen geführt! Wir haben schon einen solchen, aber er zeichnet nur in unsrer Seele, und bei mir so eben ein Bild, welches alle andern darin verdunkelt.“

„Schade! — O, die gute Frau da, den Strohhut am grünen Bande in der Hand, und das Trauerkäppchen über der Stirn! wie sie sich durchdrängt und den Strohhut zerdrückt! Sie hat gewiß noch nie einen König gesehen. Jetzt sieht sie ihn. Welche Augen, welch ein Anstaunen! Und wie sie in ihrem Anstaunen lächelt, und aussieht als spräche sie: Ach, du meine Güte noch 'mal!“

„Meine fatale Lorgnette! sie ist etwas blind; ich gebrauche sie auch nicht gern viel.“

„Armer Myops! — Aber wahrhaftig, es muß einem König oft verdrießlich seyn, sich immer so von Scharen neugieriger Leute belagert zu sehen. Wie sie zusammen laufen, und über und um einander die Hälse recken, und zum Theil mit recht fatal maulaffigen und widrigen Gesichtern, sobald er einmal gegen's Fenster hertritt!“

„Freilich! Niemand, und ich selbst bin nicht immer aufgelegt, mich von Menschen umgucken und umsummen zu lassen; es ist einem oft sehr beschwerlich, und man wäre lieber allein.“

„Sehen Sie, da links am Steindamme, den stattlichen Englischen Prinzen, und den halbnackten Bauerjungen daneben, wie er mit offner Schnauze und sich hinter'm Ohre kratzend, seitwärts zu Seiner Hoheit in die Höhe gafft? Pfui! eben schneuzt er sich mit unverschämter Unbefangenheit!“

„Ja, eine Naivität in recht niederländischem Geschmack. Die Natur ist ein Erz Ostade.“

„O, hätte ich nur hundert Augen! Sehen Sie dort den eleganten Knirps von Herrn, mit Scharlachrock, großen Spornen und großen Backenbärten! Er glaubt sicher, sich dadurch groß und ansehnlich zu machen. Dort, Freund, auf dem Kutschenschlage vor zwei oder drei Damen! Und wie lebhaft er spricht und gestikulirt und lacht, und jeden Augenblick auf die Leute umhersieht! Glückliches Männchen! es glaubt gewiß ein ganzer Kerl zu seyn und Aufsehn zu machen.“

„In Wahrheit, ich bedarf keiner Lorgnette und keiner Augen; ich brauche nur Sie zu hören, um alles zu sehen.“

„Sie sehen also mit Ihren Ohren, wie mancher Fürst, Reisebeschreiber und Blinder. — Und nun vollends der dicke Herr da, im dunkelblauen Überrock mit hellblauem Kragen und Aufschlag! Gott bewahre! Ich glaube, es ist ein Dechant, Oberamtmann oder so was. Wie

kann Se. Korpulenz sich doch mit zwei Pferden fahren lassen? Sehen Sie, wie alles lächelnd ihm Platz macht? Er schwillt rechts und links über den Wagen, und sein Gesicht ist ein fetter Baron Rostbeef, worin sich ein allerliebstes Mündchen mit harmlosem Lächeln einhöhlt. In der That, seine Seele muß Mühe haben, dies Mundstückchen an dem ungeheuern Blaseinstrument seines Körpers zu finden; und wenn sie es findet, so kann sie unmöglich mit etwas anderm als einem Diskantstimmchen herauspipen."

Meine Laune glomm durch den Anblick des dicken Herrn und durch Henriettens Schilderei desselben plötzlich etwas an. „Ja," sprach ich, „seine Miene ist lauter unvergleichliche Vergnüglichkeit über seine schwere Fülle. Seine Seele besteht aus dem Einen Gedanken: „Gottlob! mit mir ists wohlgediehen, und ich schere mich den Henker um alle arme Schlucker, die sichs in der Welt sauer werden lassen." Er fährt ganz langsam, um unsre Augen sich an

ihm recht voll weiden zu lossen. Es ist nicht möglich, Gott selbst kann über einen so wohlgediehenen, in seinem Geist und Fette vergnügten Erdenkloß sich des Lächelns nicht erwehren, obgleich das darin steckende Seelchen zu bedauern ist; denn es muß nach dem Verlust seines geliebten Talgklumpens darnach so jämmerlich zurück schreien, wie ein Säugling nach seiner Mutter Brust, und ohne ihn gar nicht selig werden können. Sicher stirbt das arme Ding aus Gram, seinen Körper verloren zu haben, wie eine Hamadryade ihren Baum nicht überlebt."

Henriette machte es mit ihren Schildereien und mit ihren losen Aussoderungen, ihr dabei zu helfen, so lange, daß ich alle Geduld verlor. „Liebste Freundinn," sprach ich endlich," ich verspreche Ihnen, zu Hause an meinem Schreibpult, eine Menge Bemerkungen über alles, was hier zu sehen und nicht zu sehen ist, zu Papier zu bringen. So was läßt sich nachhohlen, aber nicht das, was wir hier darüber vergessen."

„Und was wäre doch dies, wenn ich fragen darf?“

„Unsre Zusammenkunft! Ich wette, das Glück, welches mich Sie antreffen ließ, hat uns mit dem Revüewesen besondere Umstände dafür zubereitet, um sie dadurch noch interessanter zu machen; es hält uns dieses in der That zur deutlichen Erkennung dicht vor die Augen.“

„Ei! Ich muß mir darauf doch erst einmal die Augen reiben. — Also, die Revüe sollte wohl die Einfassung zum Gemälde unsrer Zusammenkunft hergeben?“

„Ja, und wenn Sie wollen, eine Einfassung mit frappanten Nebenfiguren.“

Henriettens Phantasie und Laune wurden auf einmal von dieser Vorstellung ergriffen. Sie sah sich stillschweigend umher, und sprach dann: „Kommen Sie!“

Ich folgte ihr auf einen kleinen Hof und durch ein räucheriges Haus in — einen Bauergarten.

22.

Der Bauergarten und was darin geschah.

„Hier, Freund, ein Wort von meinen jetzigen Lebensverhältnissen!“ sprach Henriette. „Oder ist dieses kein frappantes Stück Einfassung für unsre Zusammenkunft?“

„In Wahrheit!“ versetzte ich, umherschauend. —

Ich muß hier, nach der Art sentimentalisch-launiger Romanschreiber, meine Geschichte unterbrechen und mein Individuum mit seinem innern Wesen auf die Bühne stellen. Was ich hier sagen werde, sagte ich nicht zu Henrietten, ob mich gleich beim Eintritt in den Bauergarten die Stimmung anflog, womit ich es in meinem Museolum schreibe. Wir kommen mit unsrer Geschichte schwerlich noch einmal in einen Bauergarten; ich muß ihn also, weil er eben da ist, benutzen. Aber wahrhaftig, es ist kein Spaß damit.

Mir

Mir wurde beim Anblick des Bauergartens wehmüthig und idealisch. Ach! rief es im Grunde meines Herzens: Du wirst auf dieser Erde niemals glücklich! Glücklich warst du, als deine Freuden und Wünsche noch unter einem strohernen Dach und unter ein paar Pflaumbäumen wohnten, und nicht über den Gartenzaun, außer zu einem Kreuz- und Querlauf im Felde, hinausreichten. Ein armes Dorfgärtchen war das Paradies deines Lebens, aus welchem der Engel Kultur mit flammendem Schwert dich hinausjagte, und du findest in keinem Park, Prater, Ludwigslust und Kunstgarten der Welt es wieder; du verlorst in diesen deine Ruhe und Zufriedenheit. Und die Menschen draußen in der Welt! — O, dein Herz war lauter Reinheit und Freude, als du dich im grünen Gärtchen hinter dem Hause mit einem grasenden Kalbe und Hammel herumtummeltest! Es waren die unverdorbensten Geschöpfe, und auch drollig, aber höchst freundschaftlich; sie rieben sich zwar,

aber nicht an dir, sondern an Bäumen und Wandecken.

So weit! Ich glaubte, ich würde noch etwas schöneres aus meinem Gefühl herausschreiben, als es wirklich geworden ist. Es geht einem Schriftsteller mit seinen Gefühlen oft wie einem warmblütigen Menschen mit seinen Hoffnungen: es kommt dabei leicht wenig oder gar nichts heraus!

Der Bauergarten, in welchen Henriette mich einführte, lag dem Königlichen Wirthshause gegenüber, und hatte an der Vorderseite eine niedrige Salpeterwand, an welcher schon mehrere Fremden standen und auf die Gasse hinübersahen. Es waren drei Frauen in Musselinkleidern und in Mützen aus einem Silberstück mit ungeheuern Strichen, die wie sinesische Parasols um die offene Stirn flatterten. Ehre sey solchen Gattinnen wohlbehaltener Stadtbürger, ob ihnen gleich der gute Ton die Ehre, wenigstens die komparative, abspricht, indem er sie nicht zu den Honora-

tioren zählt. Ein paar runde Bauerdirnen mit rothen Friesröcken, grünem Mieder und hagelweißen Hemdärmeln ſtanden daneben und kicherten. Neben dieſen ſchielten vier Bauern, ſo warm angezogen wie im Chriſtmond, unter dem dicken Ende ihrer Hüte ernſt und ehrerbietig zum Hauptquartiere hin; ihnen zur Rechten umarmten ſich ein Bürgermeiſter und ein Rathmann unter vielen Verbeugungen (wobei ich ihre Titel deutlich genug hörte), und nicht weit hinter ihnen blökte ein Kalb und drehte ein Schaf, vulgo ein Umgänger genannt. Unter einem Dutzend großer und kleiner Pflaumbäume wuchs Gras mit Gänſeblümchen geſtirnt, und in einem Winkel bot ein Spaniſcher Fliederbaum ſeine friſchaufblühenden Sträuße dar.

Wie wehmüthig mich der Garten beim erſten Anblick auch anheimte, ſo hätte er doch bald mir beſſer gefallen, wenn er der Einſamkeit unter dichten Schatten ein trautes Ruhelager gebettet hätte. Ich ſehnte mich mit Hen-

rieten nach einem bequemen Sitz, und siehe! eine Wagendeichsel, die durch ein Wandloch in den Garten hervorragte, lud uns ein, uns ihrer statt einer Ottomane zu bedienen; und so vernahm ich aus dem Munde meiner schönen Freundinn hinter der Scheune eines Halbhöfers Nachrichten über ihre neuste Lebensgeschichte.

23.

Die Unterbrechung.

Henriette war noch unverheirathet. Sie lebte seit einem Jahr und darüber auf einem schönen Landgute einer Baroninn (die ich hier nicht zu nennen brauche), derselben Dame, zu welcher sie heute früh in den Wagen stieg. Die Baroninn war ihre Pathe, und hatte einst den Unterricht ihres Vaters, eines gelehrten Stadtpredigers (er starb an der Bragur, deren Mitarbeiter er war), genossen. Henriette hatte sich von Kindheit an ihrer vorzüg-

lichen Gnade zu erfreuen gehabt. Die gute Dame war eine Wittwe von einigen vierzig, und hatte ſich auf die Seite der Muſen geſchlagen, ſeitdem die Grazien ſie zu verlaſſen anfingen, welches ihr mehr Ehre machte, als wenn ſie, wie manche ihres Geſchlechts, ſich in die Arme der Frö.nmelei, ſeitdem die Arme der Liebe ſich ihr verſchloſſen, geworfen hätte: denn dies letztre fodert ſo wenig Verſtand, daß allenfalls gar keiner dazu genug iſt. Die Baronin hielt ſich, vielleicht nicht mit Unrecht, für eine immer feinere Kennerinn und Empfinderinn des Schönen, je älter ſie wurde. Sie hatte Henrietten von Leipzig, aus dem Hauſe ihres Bruders, des Profeſſors (er lebt vorzüglich von ſehr beſcheidnen Verdienſten, nämlich von Taſchenbüchern, die er nicht einmal unter ſeinem Namen herausgiebt), zu ihrer Muſenfreundinn und Vorleſerinn in ihr ländliches Athenäum aufgenommen, und logirte mit ihr für die Revüetage auf dem Edelgute in L., wo ſie erſt heute mit ihr angekommen

war. Henriette gehörte nicht zu den poetischen Spinnen, die alle ihre Gewebe aus ihrem originalen Selbst herausziehen, sondern zu den poetischen Bienen, die auf Blumen umherschwärmend' den Honig einsammeln, welchen sie in die Zellen ihrer Schöngeisterei eintragen. Die Baroninn ließ sie gern zu solchen kleinen Ernten umherflattern; deshalb hatte sie auch heute früh, am Hauptquartiere, wo Henriette viel Interesse an dem bunten Menschengemenge geäußert, ihr versprochen, sie gegen Abend wieder dahin fahren zu lassen, allein oder in andrer Gesellschaft, weil sie selbst vermuthlich von Gesellschaft im L... schen Schloß zurückgehalten werden würde. Diese Vermuthung der Baroninn war glücklich erfüllt worden; und so viel hatte mir Henriette kürzlich auf der Deichsel im Bauergärtchen erzählt, als unsre Unterhaltung durch einen Auftritt, der seines Schauplatzes werth war, unterbrochen wurde.

Die Gesellschaft der Bauern an der Wand

war durch einen neuen Ankömmling vermehrt und ſchon eine Minute lang etwas laut geworden; dieſer — er war ſchwerlich nüchternes Muthes — rief plötzlich mit aufbrennendem Eifer:

„Holt't Muhl! 'n Tambuhr is keen Trumpeter, ſegg ick!“

St! St! ziſchten der Bürgermeiſter und der Rathmann, ſich gegen ihn hinwendend.

„Ei wat!“ fuhr der Bauer fort, „de Keerls ſchnacken as wenn ſe beſopen wär'n. Mien Söhn Stoffel is ſiet Oſtern Trumpeter bi'n Rütern, Herr! un Trumpeter is mehr as'n Tambuhr, un dät ſall mi de Düwel nich läuchen, wenn 't nich ook beſopen is, as de Dämelers da!“

„Bürgermeiſter (mit aufgehobnem Zeigefinger). Stille! Bedenk' er doch! Seine Majeſtät da drüben!

Rathmann. Freilich! können ihn arretiren!

Bauer. Arrenteren? Wat? Ick bin hier nich ut'n Dörp, Herr!

Bürgermeister. Sein Dorf wird hoffentlich auch wohl dem Könige gehören, Freund.

Rathmann. Narr! Als wenn Seine Majestät nur so 'n Justitiarius über'n lumpichtes Dorf wären, hehe!

Hier blökte das Kalb, und das Schaf drehte hustend hinter dem Rathmann hin. Bauern, Frauen und Dirnen lachten, Zuschauer sahen von der Gasse über die Wand, und die Deichsel knackte unter mir und Henrietten.

„Nun wird mir's hier zu frappant!“ sprach Henriette aufspringend, und ging mit mir, wie von ungefähr, durch ein Hinterpförtchen zum Garten hinaus.

24.

Das Tannengehölz.

Ein Rockenfeld wallte mit jungen Ähren längs den Dorfgärten hin. Henriette betrat mit mir einen durchs Korn hinlaufenden Fuß-

ſteig, eine muntre Sangweiſe ohne Worte anſtimmend. Sollte ich die Worte errathen? — „Man kann ſich ihm gar nicht verſtändigen,“ ſagte einmal eine Schöne; „er hat keine Lieder gelernt und verſteht ſich nicht auf Melodien.“ — Melodien ſind öfters ein dünner Buſenſchleier, über die Liebeserklärung oder die Koketterie geworfen; aber Henriette ſang gewiß mit Unbefangenheit. Es war die Melodie des Overbeckſchen Liedes: Seht den Himmel, wie heiter! u. ſ. w. Ich hätte gewünſcht, ſie wäre nicht ſo unbefangen geweſen.

Es war ſo ruhig und menſchenleer um uns. Mir pochte das Herz. Die Natur ſchien mir uns mit holder Freiheit zu begegnen, und uns zu ſagen: Freuet euch meiner in meinem Heiligthume! Eine Wachtel ſchlug im Korne verſteckt; es ſchien mir der Ruf, der Stundenſchlag der Liebe, und ich ſchwebte auf der Spitze des Verlangens, ihm zu gehorchen. Ich weiß nicht, ob Henriette mich darauf ſchweben ſah, aber ſie warf mich ſchnell davon hin-

unter. „Wissen Sie denn wohl, mein Freund,“ begann sie lebhaft und hastig, „warum ich Sie heute morgen nicht an meinen Wagen lassen wollte?“

„Nein!“ antwortete ich mit dürftiger, einfältiger Stimme. Ich war eben nicht aufgelegt, scharf zu denken.

„Wenn die Baroninn gehört hätte, daß Sie ein Schriftsteller und schöner Geist wären.“ —

Ich seufzte hier.

— „und ich hätte Sie ihr doch in Ihren Würden präsentiren müssen, — so wären wir beide gar nicht mit einander zu Worte gekommen. Die Baroninn hätte sich mit Ihnen gleich in ein Meer von schöner Literatur ersäuft. Sie ist eine lebendige Blumenlese aus Dichterwerken und ein ganzes Wespennest von Urtheilen darüber, und Sie hätten nicht Ursache gehabt, sonderlich viel zu sprechen. Es wäre allenfalls schon genug gewesen, der Richtigkeit und Feinheit ihres Geistes und Geschmacks mit einigen hübschen Redensarten Beifall zuzurufen. Wer

ſie mit einer Handvoll Lobesfloskeln beſtreuen kann, iſt ihr ſchon ein Mann von gutem Kopf. Dies iſt die ſchwache Seite der Baroninn. Übrigens iſt ſie eine gute Frau, und ein Bürgersmann von gebildetem Geiſt und gelehrten Verdienſten, die ſie bewundert, gilt ihr, wenigſtens im Privatumgange, wirklich noch etwas mehr als ein Kavalier, der bei ſtiftsfähigem Adel roh und unwiſſend iſt.“

„Sehr wohl! Ich habe alle Hochachtung gegen die Frau Baroninn,“ erwiederte ich in einer Zerſtreuung, welche Henriette ohne Zweifel erkannte; denn ſie fand Vergnügen daran, ihr nicht abzuhelfen.

„Doch noch Eins!“ fuhr ſie mit lebhafter Rede fort: „aber dieſes unter uns! Die Baroninn hat noch eine ſchwache Seite. Sie hat einmal eine Liebſchaft mit einem jungen Prinzen gehabt, vor ungefähr zwanzig Jahren. Ich weiß nicht, ob's eine wahre Geſchichte ſeyn mag, aber leicht möglich. Was Wunder? Die Baroninn iſt in der That hübſch geweſen, und

übrigens hängt Prinzenliebe den Weibern ja keinen Orden des Verdienstes um. Genug, die Baroninn kann diese durchlauchtige Liebe gar nicht vergessen; sie ist das köstlichste Stück ihres Lebens, der Solitär in dem Brillantenschmuck ihres Glückes, die Sonne unter den Sternen ihrer übrigen Erinnerungen, welche sie auch noch blendet, so oft sie darauf zurück sieht. Tausendmahl hat sie mir diese Geschichte schon erzählt, und sie wird sie mir aber und aber tausendmal erzählen, mit einem guten Theil Sachen, die gewiß dabei nicht geschahen, die sie aber so oft hineinlog, daß sie sie jetzt selber glaubt. Sie thut mit dieser Geschichte sehr heimlich, und mit Recht; denn sie hat sie allen ihren Herzensfreundinnen anvertraut, und sie hatte deren sehr viele. Es ist ein bekanntes, altes, verschimmeltes Histörchen, und sie befände sich schwerlich übel, wenn noch jetzt jedermann sie darauf ansähe und bei sich spräche: „Die Glückliche! Einer der schönsten Prinzen auf der Welt war sterblich in sie ver-

liebt!“ Sie endigt die Geſchichte immer mit dem Ausruf: „Ach, daß dieſe Tage dahin ſind!“ und betheuert mit Thränen, daß ihr das rechte Loos nicht gefallen ſey. Sie fühlt ſich von Herzen zu einer Fürſtinn geboren, und dann iſt einen ganzen Tag lang gar nichts mit ihr anzufangen.“

„Freilich, wie ſich das ſo zu machen pflegt!“ verſetzte ich. „Die gute Baroninn vermißt überhaupt ihre Jugend, ihre ſchöne Zeit, ihre vergangnen Freuden, und hängt ſich mit dieſem ganzen Bedauern um den Prinzen herum, der ihrer Eitelkeit am meiſten ſchmeichelt; ihre Wehmuth ſtützt ſich auf ihn wie auf eine Prunkſäule. Ich möchte zweifeln, daß ſie von Vielen geliebt worden iſt; ſie ſpräche ſonſt wohl weniger von Einer Liebe, ſey's auch eine prinzliche. Sie iſt nicht glücklich; ich kann ihr nicht böſe ſeyn. Ihre Zeit iſt dahin und kehrt nicht wieder, um ſie glücklicher zu machen. Sie ſchaut auf die Ruinen ihrer Vorzeit zurück, auf Grabſteine ihrer Jugendfreuden, und ſeufzt:

„Geliebt, gelebt!“ — Aber wohin verlieren wir uns? Liebste Henriette, um uns grünt und blüht noch der Frühling. Sehen Sie umher, welch ein schöner Abend! Und wir hier! Sind wir doch wie von einer gütigen Fee von Süden und Norden durch die Luft gefahren und hinter diesem Dörfchen abgesetzt worden; und es ist hier so still. Wir sind dem Geräusch der Welt in eine traute Freistätte der Natur entflohen.“

Unser Fußpfad führte uns bei diesen Worten in ein kleines Tannengehölz an der Seite des Kornfeldes.

„Ei, wie wir auch, ohne daran zu denken, bis hieher gekommen sind!“ sprach Henriette lächelnd.

Ein sanfter Sonnenglanz goß sich über das Feld umher; Lerchen stiegen mit neuen Gesängen in die Luft, und über uns säuselten die Tannen in spielenden Abendwinden. Mit süßer Leidenschaft schlug ich meine Arme um Henrietten, und die Liebesgötter, die guten!

triumphirten über einen Kuß, womit Henriette, leicht und flüchtig wie eine Silphide, meinen Armen entschwand.

25.

Geflügelte Köpfe.

„Genug und zu viel für dieses Stück Einfassung unsrer Zusammenkunft!“ sprach sie, auf unsern Fußsteig zurückfliehend.

Ich stand noch da an den Tannen und guckte ins Blaue hinein.

„Kommen Sie!“ rief Henriette; „es ist hohe Zeit, zu meinem Wagen zurückzukehren.“

Ich hing noch zwischen einer Feenwelt und dem Preußischen Dorfelde bei K. schwankend und mit abgeschmackter Seelenverzerrung. Ich kann mir's noch nicht abgewöhnen, bei der Liebe ins Poetische hinauf zu streifen, und den gemeinen Menschenverstand zu verlieren; aber beim Apoll! für die bloße gemeine Prose bei der Liebe gebe ich kein welkes Lorbeerblatt.

Es giebt Schönen, welche geflügelten Engelsköpfen gleichen; sie sind nichts als Kopf und Flügel. Oder ist dies eine bloße Idee, sinnliche Darstellung eines reinen geistigen Lebens? Wenn es unter den Schönen auf Erden wirklich solche Wesen gäbe, so möchten sie immerhin lauter Kopf und Flügel seyn: ihnen wäre mit dem Rumpf auch das Herz abgeschnitten, ohne welches es zwar in jener, aber nicht in dieser Welt wahre Engel geben kann.

Ach! aus lauter Kopf und Flügel entstehen auch Teufel, so arg man sie nur haben will, und es ist kein Mangel daran auf Erden. Der Kopf eines Carrier und Geierflügel geben einen ärgern Teufel als den christlichen mit Pferdefüßen, Affenschwanz und Bockshörnern. Und was sind die bösen Dämonen dieser Welt, Eigennutz, Habgier und Selbstsucht anders, als Kopf und Flügel?

Bloß um nicht von Teufeln auf ein schönes Mädchen zurückzukommen, will ich hier noch bemerken, daß die Frömmigkeit in alten

An-

Andachtsbüchern als ein Herz mit Flügeln, womit es gen Himmel ſtrebt, abgebildet wird. O, welcher gute Menſch würde ein Mädchen, welches als geflügeltes Herz ihm entgegen ſchwebte, nicht mit Liebe an ſein Herz drücken? — Solche Mädchen, und überhaupt die armen Tröpfe von guten Menſchen, haben freilich das Unglück, nicht ſonderlich fein zu ſchmecken.

26.

Die Verheißung.

Henriette war mir zu nüchtern und beſonnen. Ich folgte ihr auf unſerm Steige mit alberner Unluſt, die aber ſehr bald von ihr verjagt wurde. Sie erklärte mir, daß ſie ſich meine neueſte Lebensgeſchichte noch aufgeſpart habe, und ſchwerlich morgen die Baronin auf die Revüe begleiten werde. „Es wird ſtark geſchoſſen," ſagte ſie, und ich kann das nicht

wohl vertragen. Aber könnten Sie auch die schönen Manövers, die morgen zu sehen seyn sollen, wohl aufopfern?“

Ich erhohlte mich wieder. „Mit Freuden!“ rief ich. „Alle Manövers bringe ich Ihnen dar, mit allem ihren Rauch, zum Brandopfer auf dem Altar meiner Huldigung, und mich dazu.“

„Nein, nein!“ erwiederte sie, „sich selbst lassen Sie nur unverbrannt! Es käme mir dadurch nur desto mehr Rauch in die Augen, den ich nicht liebe. Aber ich erwarte Sie morgen früh von sieben Uhr an im L... schen Schlosse. Vielleicht treffen Sie mich dort nicht ganz allein, aber das schadet nicht. Wir wollen uns doch schon unterhalten, und ich denke, wir finden dort auch ein gutes Stück Einfassung für unsre Zusammenkunft, wenn es auch nicht ganz so dörflich wie das heutige seyn sollte.“

Ich küßte Henrietten entzückt die Hand, welche sie mit halbem verhaltenen Lächeln zu-

rückzog. Mir war wieder etwas poetisch zu Sinne; ich sah in ihrem Lächeln das süßeste Kind der Venus, die Erhörung, sich verstecken. Ein warmes glückseliges Leben goß sich über meine Seele. O Gunst der Liebe in der Verklärung der Hoffnung und Verheißung! —

27.

Feuerspritzen.

Henriettens Reisegefährtinn traf mit uns zugleich bei der Marschallslaube wieder ein. „Wo werden Sie die Nacht schlafen?“ fragte mich meine schöne Freundinn, indem ich sie in den Wagen hob. „In der Nähe von Ihrem Paphos,“ antwortete ich, wünschte ihr eine glückliche Fahrt dahin, und eilte von meinem Platz, ohne ihr einmal nachzusehen. Mir fiel bei meiner Antwort an sie eine Gestalt ins Auge, die mir Wasser in meine Freude goß.

Unser Erdenschicksal sorgt schon dafür, daß

wir nicht im Freudenfeuer verbrennen: wenn's einmal auflodert, so ist hurtig genug eine Spritze, oder ein ganzer Hause davon bei der Hand, wodurch es wieder gedämpft und ausgelöscht wird. In unserm Leben folgt immer ein kalter Schlag auf einen heißen.

Ahlen war's, dessen Anblick mich zu dieser Bemerkung veranlasste. Er stand wenig Schritte von Henriettens Wagen entfernt, an sein Pferd gelehnt, und sah auf mich her mit einer Miene, die mir nichts Tröstliches verkündete. Ich hatte den armen Schelm über mich und mein Glück ganz vergessen. Gern hätte ich ihn vergnügt gesehen, ihm und auch mir zu Liebe; denn ich hätte am liebsten mit ihm Freude gegen Freude gewechselt. Er war schon vor einer Viertelstunde mit meinem Renner von der Haide daher getrabt, und hatte, von meinem Burschen gerufen, auf meine Rückkunft gewartet. Sein Weg zu seinem Nachtlager lief vom Revüeplatz über K. Ich ritt mit ihm sogleich dahin ab, durch einen so

heitern Maiabend und unter so muntern Lerchenliedern, daß die Erzählung, die ich auf dem Wege von ihm vernahm, nicht gut dazu paßte. Aber die Natur ist nicht der Pergolese und Mozart zu jeder Madre dolorosa und Papagenospfeife unsrer Empfindungen; sie begleitet unsre Trauer öfters mit einem Allegro und unsre Freude mit einem Adagio. Was kümmert sie sich um diesen und jenen einzelnen Menschensohn, und um das Zufällchen, was dem einen und andern unter Millionen seines gleichen so eben aufgestoßen ist? Sie ist viel zu groß für die einzelnen Menschlein, wie stolz und anmaßlich sich diese auch manchmal gegen sie aufrichten mögen. Sie ist die Mutter aller Geschöpfe, und die Mücke, die im Sonnenstrahle schwärmt, ist ihr eben so nahe als der Mensch, der sie beim Stich auf seiner Hand zerquetscht. Das Menschengeschlecht entsteht und vergeht auch um kein Haar besser als das kleinste Insektengeschlecht; dies lehrt die ganze Privat- und

Staatsgeschichte desselben. Übrigens weiß ich wohl, wodurch wir uns von den Insekten und unsern andern Mitgeschöpfen, zu unserm Glück und Unglück, unterscheiden.

28.

Glücksjagd.

Ahlen hatte ein gut-romantisches Abenteuer bestanden. Die Geschichte seines Nachmittags lautet, etwas muntrer erzählt, als ich sie aus seinem Munde hörte, wie folgt.

Er hatte den Gegenstand seiner melankolischen Liebe, Julie von Willau, indem er mit seiner Erzählung im Marketenderzelt gerade auf sie kam, auf einem vorbeijagenden Wagen erkannt. Ich weiß nicht, ob sie's in der That, oder ob's eine andre ihr ähnelnde Dame gewesen war; dies wird sich erst weiterhin ausweisen: aber Ahlen war seines Daseyns nicht gewisser, als daß er sie wirklich gesehen

habe. Sie habe, betheuerte er, bei ihrer ſchnellen Vorüberfahrt nach ihm zurückgeſehen, und hierbei hab' er ſie eben erkannt. Mit Augen und mit einer Miene, die mit ſeeldurchdringender Sprache ihm zugerufen, daß ſie ſeiner noch mit Liebe gedenke, mit inniger Wehmuth, wie nach ihrem verlornen Glück, habe ſie nach ihm zurück geblickt, und in ihrem Blick mit der fühlbarſten ſüßen Gewalt ihn ſich nachgezogen. Ein Blick kann freilich oft in einem Moment weit mehr ſagen, als man in einer Stunde mit Worten ausſprechen kann; aber oft ſieht ein verliebtes Herz auch nur den Widerſchein ſeiner eignen Empfindungen und ſeinen ſüßen Selbſtbetrug darin. Die Liebe ſieht leicht das, was nicht zu ſehen, und nicht das, was zu ſehen iſt. Leicht möglich, daß Ahlen die ſchöne Erſcheinung, die ihn hinriß, durch das trügeriſche Glas ſeiner Einbildung ſah; aber ich weiß es nicht. Genug, er jagte, nach den ihn verzögernden Unfällen, die das funfzehnte Kapitel gemeldet hat, der ſchönen Erſcheinung nach.

Sie war schon verschwunden. Er sah auf dem Wege im Lager hinab keinen Wagen mehr; aber rechts fuhren ihrer zwei über's Feld gen K., und links ihrer vier über die Haide gen L. Auf welcher Seite sollte er nun Julien suchen? Er fürchtete, sie auf beiden Seiten zu verlieren, und hielt einen Augenblick in der peinlichsten Ungewißheit still. Weiter und weiter flogen da und dort die Wagen. Warum konnt' er sich nicht in zwei Theile zerreißen, und zugleich dahin und dorthin fliegen? Folgen mußte er Julien und sie wiedersehen, ihr Blick hatte ihn dazu mit rührend-holdem Verlangen aufgefodert; dies war der einzige Gedanke seiner Seele. Die Wagen rechts schienen ihm näher und schimmerten mit Weiß; weiß war Julie gekleidet, so viel er sich besann. Er galoppirt dahin, naht den beiden Wagen, und sieht in dem einen zwei Matronen, zu bejahrt, als daß ein verliebter Ritter sie noch mit Leidenschaft hätte verfolgen können, wenn sie sich auch mit zärtlichem Blick

nach ihm umgesehen hätten. Auf dem andern Wagen saß ein Prediger mit seiner Familie. Hinweg, den andern Wagen über die Haide nach! Dort muß Julie nun gewiß sich finden. Ahlen sprengt dorthin, das Lager vorbei, erblickt die Wagen, aber weit hinüber. Drei Damen saßen mit Julien im Wagen, fällt ihm jetzt ein, ja gewiß, ihrer drei waren's. Könnt' er nur schon eine Chaise mit vier Damen erkennen! Weißes glaubt er schon schimmern zu sehn. Sein armes Roß! Ihm fällt nicht ein, daß es geliehenes Gut ist. Er jagt, wie ein Kavallerist zum Einhauen kommandirt, wie ein Königlicher Flügeladjudant, über die Haide. Ach! auf einmal verschwinden die Wagen hinter Tannen. Nun noch ein Sturz im Galopp, und die Geschichte ist aus! Doch, mit diesem Unglück blieb Ahlen verschont, wie billig; er ist schon mit andern Unfällen genug geplagt. Staubsand dampft auf seinem Wege empor, sein Pferd keucht, er muß seinen Ritt mäßigen. Er kommt ins Dorf L. Keine Wagen

mehr. Vor dem Wirthshause wimmeln Menschen um geflochtne Lauben, gegenüber liegt ein Edelhof; das Thor ist auf. Zwei leere Wagen lenken eben vom Schlosse zurück; sie hatten ihre Gesellschaft ausgeladen. „Ist Frau von Meltiz *) hier auf dem Gute abgestiegen?“ fragt Ahlen den ersten besten Gasser am Wirthshause, als wenn alle Welt die Dame seines Herzens kennen und für sie allein, gleich ihm, Augen haben müßte.

„Kann nicht dienen, mein Wertheſter!“ antwortete der Gefragte. „Steigen heute da ganze Rudel fremder Herrschaften ab.“

„War ein Wagen mit vier Damen dabei?“ fragte Ahlen weiter.

„Kann auch nicht dienen, komm' erst aus der Schenkstube.“

„Ein Wagen mit vier Damen?“ sprach ein nebenstehender wohlgenährter Herr, langsam eine Prise Schnupftaback nehmend. „War-

*) Julie war also verheirathet. Mir ist die Geschichte ihrer Heirath noch nicht bekannt.

ten Sie! Ja, ein Wagen mit vier Damen, ganz recht.“ —

„Hier auf dem Gute? gewiß?“

„Ei nicht doch! (schnupfend) Iſt vor einer Weile hier durchpaſſirt.“

„Eine weiße Dame dabei?“ rief Ahlen ungeduldig.

„Ja!“ ſprach ein Dritter, herbeitretend, „Es war die gnädige Frau aus L. mit ihren beiden Frölen und einer fremden Dame, und dieſe war weiß gekleidet; die gnädige Frau mit ihren Frölen aſchgrau und ponzoroth. Ich kenne die Herrſchaften ſehr wohl; ſie fahren auf ihr Gut zurück.

„Und der Weg dahin?“

„Da gerade hinaus, iſt nur ein Stündchen weit.“

Gottlob, daß wir nicht immer in leidenſchaftlicher Eile zu fragen haben! Wir würden ſonſt von langweiligen und albernen Antwortern tauſendmal wie mit Stecknadeln, toll und todt geprickelt.

Ahlen jagt von dannen. (O, das Glück gleicht seinen weißen Damen, und unsre Sucht nach Glück seiner verliebten Thorheit! Wir jagen dem Außenscheine desselben, wenn er vor uns aufblickt, nach, und suchen, davon betrogen, es immer hinter neuem Trugschein auf, bis der Tod uns endlich die traurig-lustige Trugseligkeit auszieht, und das irdische Theater derselben uns verschließt. — Ist nur eine Bemerkung in Parenthesi.)

Ahlen wurde auf dem Wege nach L. doch ein wenig besonnener. Ihm fiel ein, auf dem Gute in L. hätten auch wohl vier Damen mit einer weißen darunter, aus einem Wagen, steigen können. Aber er war nun schon halb nach L., sah die Thurmspitze des Orts und einen Wagen von einer Anhöhe zum Dorfe hinunter eilen. Wenig fehlte, und er hätte ihn eingeholt. Der Wagen schwenkte vor seinen Augen linksum auf den Edelhof. Ahlen sah eine weiße Dame darauf, jagte vor das offne Thor des Gutes hin, und fürwahr! Julie schlüpfte

mit einem pionienrothen Fräulein in die Thür des Hauses hinein. Ihr Gesicht war halb zurückgewendet, er erkannte sie ganz zuverlässig. Welch ein Lohn für ihn, sie nun gesunden zu haben und in einem sichern Hause geborgen zu wissen! Jetzt gedacht' er auch seines Pferdes, wie ein Herr seines Sklaven, und wollte nach Erschöpfung der Kräfte desselben ihm ein wenig Futter verwilligen. Er übergab es dem Burschen des Dorfwirthes, warf sich in der Stube der Schenke auf eine rothe Lehnbank, und wußte, seinem Ziele genaht, nicht was er weiter thun und lassen solle. Bei den letzten Schritten springen uns ja oft die verzweifeltsten Schwierigkeiten entgegen. Es ward ihm zu eng in der Stube. Er sah aus dem Fenster, schritt auf und ab, und verlor sich, ich weiß nicht in welches Labyrinth von Gedanken und Einbildungen.

„Ist was gefällig, lieber Herr?" fragte der Wirth. Ahlen foderte, ohne daran zu denken, Butterbrod, und ging hinaus.

Er ging zum Gute hin; das Hofthor war zu. Ein großer Garten breitet sich hinter dem Edelhause ins Feld hin, mit einer sechs Fuß hohen Mauer. Ahlen geht an der Mauer fort, stößt auf eine grüne Thür darin; sie war verschlossen. „Alles zu!“ spricht er bei sich. „Ja, der Zufall schließt mich überall mit Mauern und Thüren von meinem Glücke aus.“ Aber der Zufall vergönnte ihm, durch die Thür (sie war oben stacketirt) nach seinem Glücke hin zu schauen, so wie Mahomet den Weibern vergönnt, durchs Gitter ins Paradies zu kukken und die Lust der Männer mit den schönen Himmelsjungfern, den Huris, mit anzusehen. Ahlen sah in den Garten, durch einen Baumgang, über eine Blumenflur und eine Terrasse, zum Hause hin. Ihm wurde als sähe er in Juliens älterlichen Garten den Garten seiner Liebe. Die Hinterthür des Hauses öffnet sich. Es fährt ihm heiß durch die Seele; ihm ist, als würde Julie herauskommen. Eine kurze, runde Hausmagd watschelt heraus und kreischt:

„Philax! he! Philax!“

Philax schoß aus dem Garten zur Thüre hin, und bekam einen großen Knochen. Ahlen wurde widrig zu Sinne. Die gemeine Wirklichkeit schmeißt mit Prügeln unter die poetischen Vögel unsrer Phantasie, daß sie flugs aus einander fliegen; aber sie schwärmten bei Ahlen sehr bald wieder zusammen.

Ein Fenster ging auf, im zweiten Geschoß des Hauses, der Oeffnung der Allee gerade gegenüber. O, welch eine Perspektive! Eine weiße Dame schimmerte im Fenster, zwischen grünen Lindenzweigen, die, von sanften Zephyrn bewegt, ihr an Busen und Wangen hinzunicken schienen. Julie ist's! Wie die Sonne der Liebe, oder besser, wie der Mond der Liebe, leuchtet sie Ahlen durch das lustige Grün, welches mit reizendem Spiele sie bald halb verdeckt, bald ganz enthüllt. „Julie!“ rief er. Er glaubte ihr Gesicht mit allen ihren Zügen zu erkennen, und fühlte sich wie von Lüften durch die grünen Zweige zu ihr

hingetragen. Die Erscheinung verschwand, das Fenster ist geschlossen; ein stärkerer Wind rauscht durch die Linden hin. Seine Seele rinnt in ein tiefes Wehgefühl zusammen.

„Heda!“ scholl hier eine barsche Stimme, und — ich dachte gar, als Ahlen auf diesen groben Schreckschuß unter seine poetischen Schwärmereien kam, daß irgend ein Kerl ihn noch mit einem: „Herr, was macht er da?“ von hinten anpacken würde; aber so arg war es nicht. Ein Gutsverwalter, oder so etwas, rief nur, über's Feld an den Garten herkommend, einen Bauer an, der in einiger Entfernung mit einer Grassense einherging.

Ahlen erschrak über das plötzliche Heda nicht wenig, erhohlte sich aber bald, und folgte auf der Stelle einer Eingebung seines Herzens. Er eilte ins Wirthshaus zurück, foderte sich Feder und Papier, setzte sich an einen Tisch, den die Wirthinn vor ihm mit ihrer Schürze abwischte, und schrieb mit einem drei Zoll langen Gänsekiel und mit hellgrauer Tinte

einen

einen Brief an Julien, den ich in einem eignen Abschnitte mittheilen will.

29.

Bittschreiben alter Liebe.

„Ich bin Ihnen nachgefolgt, von jenem Zelte her, wo Sie vor mir vorüberfuhren. Warum mußte ich Sie durch ein Ungefähr wiedersehen! Ich that seit einem Jahre keine mündliche oder schriftliche Frage nach Ihnen; ich lebte in der Einsamkeit, nur mit stillen Erinnerungen einer Vergangenheit, die mir heilig ist, ob sie gleich mich unglücklich machte, und mit den verschlossnen Gefühlen meines Unglücks, und gedachte damit zu sterben. Zuweilen träumte ich mir, daß Sie nicht ganz glücklich wären; aber diese Träumerei kam aus einem eigenliebigen Gefühle, welches ich als unstatthaft verwarf. Ach, man bildet sich leicht ein, daß die Zeit, wenn sie uns nicht verän-

derte, auch Andre nicht verändert habe. Jedoch, wie vieles ſich mit der Zeit auch geändert haben mag, der heutige Tag hat mir noch Einen theuern Wunſch für mein Leben, und den Muth ihn zu äußern, gegeben. Ich möchte ſie noch Einmal ſprechen, wär's auch nur auf einen Augenblick. Ich weiß nicht, ob und wie dieſes thunlich wäre. Ich verſage mir jeden weiteren Schritt, der Sie beunruhigen und beleidigen könnte, und eile ſogleich von hinnen, wenn Sie es wünſchen ſollten. Sollte mein Herz, welches ewig Ihr Heiligthum bleibt, zu Ihnen nicht mehr reden dürfen, ſo laſſen Sie uns bloß der zu früh verklärten Ihrigen gedenken. Ich glaube, ihre Seelen werden mit freudiger Rührung über uns ſchweben, indem wir ihrem Andenken noch ein kleines Opfer aus unſrer beider Herzen bringen. In der Liebe Ihrer Mutter und Ihres Bruders dürfen ſich unſre Herzen auch bei Ihren jetzigen Verhältniſſen begegnen."

A.

30.

Vertröſtung.

Als Ahlen mit ſeinem Briefe fertig war, fürchtete er ſich, ihn zu überſchicken, nicht ſeines Inhalts, ſondern des Überſchickens wegen. Aber ich will mich kurz faſſen. Frau Roſe, die Wirthinn, ging mit dem Briefe, an Frau von Meltiz überſchrieben, auf den Edelhof, und kam nicht ſehr eilig zurück; ſie ſollte auch auf Antwort warten. Sie blieb für Ahlen erſtaunlich lange aus, und in ſeiner Seele herrſchte indeſſen Aprillwetter. Jetzt ſchien die Sonne ſchön und warm: er dachte ſich Julien über ſeinen Brief gerührt; ſie hatte, nach ſeiner Einbildung, ſeine Hand gleich an der Aufſchrift erkannt, ſich in ein einſames Zimmer begeben, und ſann über die beſte Art ihn allein zu ſprechen nach. Jetzt wurde es trübe und ſtürmiſch: er dachte ſich Julien über ſeinen Brief ungehalten; ſie hatte ihn in voller Geſellſchaft erhalten, ſich über ihn entfärbt,

wurde von neugierig-fragenden Blicken gequält, verwünschte seine Unbesonnenheit, und er verwünschte sie von ganzem Herzen mit. Frau Rosen kam nach einer guten halben Stunde zurück. Sie hatte auf Ahlens Brief sogleich ihren Bescheid erhalten, aber vermuthlich erst noch mit den Mädchen in der Küche geplaudert. Sie brachte Ahlen seinen — eignen Brief unerbrochen wieder, mit der Nachricht, daß im Edelhause keine Frau von Meltiz zu Gaste gekommen sey. Welch ein Donnerschlag für ihn! Der arme zweifelte nicht an Juliens Anwesenheit auf dem Gute, fühlte sich, da sie seine Hand in der Aufschrift nicht habe verkennen können, von ihr zu unfreundlich und verächtlich abgefertigt, setzte sich flugs zu Pferde, und ritt, von seinen unseligen Einbildungen, wie von Horniſſen gestochen, von T. über L. zurück, um sich mit seinem Schmerz in seinem Nachtquartier zu verbergen.

„Ahlen," sprach ich, als er seine Erzählung mit diesem Leidsal geendigt hatte, „er-

munkre Dich! Wenn's wirklich Julie war, die Dir vor unſerm Zelt erſchien, und zwar mit einem Blick voll Liebe auf Dich, — ich weiß nur eure Liebesgeſchichte noch nicht." —

„Ja," fiel Ahlen ein, „ſie war's! aber ihr Blick auf mich war Trug!"

„O Freund, verjage die traurigen Einbildungen aus Deiner Seele! Du haſt Julien ſehr wahrſcheinlich nur verfehlt. Ich wollte wetten, ſie iſt in der That nicht in L., ſondern vielleicht in L. oder wer weis wo ſonſt. Amor hat Dich heute vermuthlich verblendet und mit lauter weißen Damen, wie mit Geſpenſtern, in die Irre geneckt. Er iſt ja ein Schelm von Hauſe aus, und fragt den Henker nach unſern Empfindungen, unſerm guten Glauben und unſern ſchönen Schwärmereien, und nach allem, was wir dabei leiden. Am Ende ſind wir's ja doch ſelbſt, was uns betrügt."

Es iſt doch nichts leichter, als für Andre weiſe zu ſeyn! — Ich verſprach Ahlen, mich morgen früh auf dem Schloſſe in L. nach Frau

von Meltiz zu erkundigen, und schlug ihm vor, da sein Glaube, daß Julie sich in T. nur vor ihm verläugnet habe, in seinen Phantasien wie eine Kette und ein böses Vorurtheil verwickelt hing, morgen mit Tages Anbruch nach T. zurück zu eilen und aufzupassen, ob Julie mit den Damen vom Edelhofe wieder zur Revüe abfahren werde.

Aber eben fällt mir ein, daß ich im 27sten Kapitel eine Kleinigkeit zu melden vergessen habe, nämlich daß mein Reitbursche von K. aus in sein Dorf zurückgeschickt wurde. Es bekommt einem Romanschreiber öfters übel, wenn er solche Nebensächelchen aus der Acht läßt.

31.

Die Abendglocke.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich mit Ahlen in das Dorf A. hineinritt. Es läutete Abend. Nichts tönt mir, auch nach

einem muntern Tage, ſo tief in die Seele und macht mich ſo ernſt, als der Klang der Abendglocke in ländlicher Stille. Mir iſt als tönte ſie aus der Vorhalle des künftigen Lebens herab und erinnerte die irdiſchen Wandrer, daß man ſie da oben erwarte. Unſer Erdenleben iſt ja auch nur ein Tag; bald dämmert's, unſre Abendglocke ertönt, und wir ſchlummern in eine andre Welt hinüber. Meine Seele ſtreift die Eitelkeiten und Thorheiten, womit der Tag ſie als mit hübſchen und bedeutenden Dingen behängte, wie nichtigen Puppentand von ſich ab, wenn es Abend läutet, und ich bin weiſe und fromm, wenigſtens auf eine kleine Weile. Zöglinge der Stadt, und beſonders Kirchen- und Kloſtervoller Städte, wo den ganzen Tag hindurch ſo viel Läutens und Bimmelns iſt, daß man es verwünſcht oder nicht mehr hört, wo die Erinnerungsrufe zum heiligen Leben, unter dem tauſendfachen Geräuſch eines unheiligen Lebens traurig verhallen, Zöglinge ſolcher Erdenſtätten werden

schwerlich in meine Stimmung bei der Abendglocke einklingen. Ich bin ein Kind vom Lande, wo die Natur und Gott dem Menschen näher sind, als in der Stadt, und ich kann nicht umhin, hier meines Vaters zu gedenken, den schon längst die Abendglocke des irdischen Lebens zur Ruhe läutete. Er ging mit mir in meiner Kindheit gern am späten Tage spazieren, und wenn es dann Abend läutete und die Betglocke dahinter anschlug, so entblößte er unter freiem Himmel sein Haupt (es war schon grau) und sprach mit feierlichem Gesicht und Tone: „Gott helfe uns zum ewigen Leben, Amen!“

32.

Das Hausmütterchen.

Wir kamen an ein altes zweistöckiges Pfarrhaus mit drei Schornsteinen, wovon einer mitten durch die Strohdachseite wie eine Spar-

gelstange in die Höhe schoß; er kam gerades Wegs von einem Stubenkamine herauf. Das Haus hing, wie der berühmte Thurm von Pisa, etwas auf die Seite, hatte aber schon lange so dagehangen, so daß man glaubte, es werde, bei einigen fortgesetzten Ausflickungen, ewig so forthangen. Man lebte darunter, wie man unter alten Gewohnheiten und Vorurtheilen, unter Berghängen von Plurs und brockfälligen Staatsverfassungen zu leben pflegt. Wir leben ja überall unter losen, wakkelnden Felsenhängen des Glücks und des Todes.

Im A... schen Pfarrhause war vor ein paar Tagen die Decke einer Oberstube eingestürzt; und weil diese, nach alter Einrichtung, zum Schlafzimmer für Fremde diente, so gab es für diese jetzt keins darin, außer eine kleinere Oberstube, wo aber vor lauter Mehlkasten und Tonnen mit gebacknem Obste kaum ein Feldbett Platz hatte. Dieses Bett war mit einem Gaste belegt. Zu gutem Glück stand an der Hinterseite des Pfarrgartens ein kleines

Haus, welches zum künftigen Predigerwittwenhause bestimmt war; in diesem hatte Ahlen sein Nachtlager erhalten, und es war mir lieb, ihm hier Gesellschaft zu leisten, weil ich nicht befürchten durfte, die Nacht unter Ruinen, womit das Pfarrhaus seine Gäste bedrohte, begraben zu werden.

Die alte Frau Pfarrerinn kam so rasch als es ihr möglich war, aus der Hausthüre gesprungen, und ihr voraus Fripon, der Haushund, mit so eifrigem Gebelle, daß sie umsonst mit Mund, Hand und Fuß ihn zu stillen suchte. Ich wurde von ihr so herzlich wie ein alter Hausfreund aufgenommen. Aber übereil' ich mich doch! Ich habe vergessen zu melden, und will's hier mit kurzen Worten nachholen, 1) daß im Pfarrhause eben keiner daheim war als die Frau Predigerinn, und 2) daß ich mit dem Mann Gottes, unter dessen Dach ich hier einkehre, schon unbekannter Weise Bekanntschaft gemacht hatte. Es war derselbe, mit dem ich mich oben im 8ten Kapitel unter-

hielt, und das schöne Kind, seine Tochter, womit ich darin nicht zum Gespräch kam, war die Verlobte eines meiner Schulfreunde, des Justizraths Wärtel, der auf der gedachten Oberstube des Pfarrhauses unter Tonnen und Kasten sein Nachtlager bekommen hatte. Ahlen war in Gesellschaft dieses unsers beiderseitigen Freundes (er wohnte in einer Stadt unfern von Ahlens Landgute) zur Revüe hergereist, und hatte ihn und seinen geistlichen Wirth auf der Haide über unsre Antreffung und Unterhaltung aus den Augen verloren; er wußte auch, daß sie ziemlich früh vom Revüeplatz zum Besuch in einem zwei Stunden entlegenen Orte zusammen abfahren wollten, wobei er, schon vor meiner Auffindung, nicht Willens gewesen war, sie zu begleiten. Es ist nicht meine Schuld, daß sich alles so zusammen paßt. Übrigens hatte ich die Aufklärung über diese zufälligen Zusammentreffungen von Ahlen schon auf der Haide erhalten, und — der alte Prediger Walter (wie er hier hei-

ßen mag, denn ich gebe hier, zur Steuer der Wahrheit gesagt, lauter erlogne Namen und Namenbuchstaben, war mit seiner jungen Tochter und seinem künftigen Eidam von der Besuchsreise noch nicht heimgekommen.

Ach! das ganze Abendbrod wartete in Töpfen, Bratpfannen und Schmortiegeln mit Schmerzen auf die Ausgereisten. Sie hatten versprochen, um sieben Uhr wieder zu Hause zu seyn, und es war schon halb neune; und wer wird auf dem Lande, nach alter gesunder Sitte, so spät zu Abend essen?

„Es ist doch gar nicht schön von den Männern," sagte die Frau Pfarrerinn, „daß sie oft viel mehr versprechen als sie halten. Wenn sie erst irgendwo in ihr Vergnügen und in's Plaudern hinein gekommen sind, so vergessen sie ihre Zeit, ihre Frau und Küche, und alles Verlangen, was man nach ihnen hat, wie gut man's auch mit ihnen meinen mag. Wahrhaftig, ich kann wohl sagen, daß es mir eine herzliche Freude ist, wenn mein Mann einmal

weg ist und ich zu Hause bleibe, was denn öfters bei meiner Schwächlichkeit geschieht, ihm alsdann das Liebste zu seiner leiblichen Pflege zu machen, und ihn damit willkommen zu heißen. Ich vergesse darüber meine Schwächlichkeit, und meine alten Beine und Hände verjüngen sich ordentlich in meiner Freude, ihm was zu Gute zu thun. Und wenn man dann so lange warten muß, und das liebe Essen einem wohl gar darüber verdirbt — nein, es thut einem wahrhaftig in der Seele weh, und vollends, wenn noch liebe Gäste dabei sind."

Die alte Frau sprach diese Klage mit so natürlicher, herzlicher, liebevoller Einfalt, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie zu umarmen und zu küssen. Ihr hagerer, gebrechlicher Körper war von lauter unbefangener, dienstfreudiger Gutmüthigkeit beseelt, und diese schwamm in ihrem Gesicht in so reiner Fülle, daß sich mein Herz darin wie in einer erquikkenden Heilquelle badete. „Liebes Mütterchen,"

ſprach ich, „nehmen Sie mir's nicht übel! Ich bin Ihnen ſchon ſo gut, daß ich Sie nicht anders als Mütterchen nennen kann. Bin ich doch auch ein alter Freund von einem braven Manne, deſſen Mutter Sie werden. Nehmen Sie mich nur ſchon als einen alten ehrlichen Bekannten an!“

„Und mich auch!“ ſprach Ahlen ſie umarmend.

Das gute Mütterchen konnte ſich des Weinens nicht erwehren. Ihre zarteſten und heiligſten Gefühle floſſen über ihr Herz zuſammen. „Freunde meines neuen Sohnes!“ ſprach ſie mit Thränen lächelnd; „ja, Gott hat für mein Kind geſorgt; es iſt mein einziges und jüngſtes. Die andern ſind vor mir hinüber gegangen.“ Sie wiſchte ſich nach dieſen Worten ſchnell die Augen, und fuhr fort: „Aber wahrhaftig, ich vergeſſe mich auch ganz! Sie haben wohl den ganzen Tag lang nichts genoſſen, und ich laſſe Sie ſo trocken daſtehen!“

Es war keine Hülfe, Ahlen und ich mußs

ten uns gleich eine Flaſche Wein und ein Mundvoll dazu gefallen laſſen, und es fiel uns auch nicht ſchwer: denn wir hatten beide nach unſern Ritterfahrten guten Hunger und Durſt. Unſre Frau Wirthin befahl auch einer Magd, ſogleich für unſre Pferde zu ſorgen.

Eine ſo ſchlichte Frau war die Pfarrerinn in A., eine vortreffliche alte Martha, der köſtlichſte Hausſeegen für einen Biedermann auf dem Lande, zuweilen vielleicht etwas zu dienſteifrig, welches von Männern, auch von wackern und gutherzigen, nicht in jeder Laune mit ſchonender und belohnender Anerkennung aufgenommen wird.

Ein Wagen holpert den fragmentariſchen Steindamm des Dorfes herauf, die Hunde bellen; die Familie des Hauſes iſt da.

33.

Nachtmützen.

„Meine Mütze!“ rief der alte Prediger, nach den allerſeitigen Begrüßungen und Um-

armungen und kurzen Erklärungen, welche schon vor der Thür und auf dem Hausflur geschahen. „Meine Mütze!“ rief er, in die Stube tretend. „Sie werden erlauben, meine Herren! Ich kann in meinen vier Wänden gute Freunde erst dann von ganzem Herzen willkommen heißen, wenn ich meine Nachtmütze aufhabe; erst mit dieser setze ich mein rechtes Hausdach auf.“

„Welches gesegnet sey!“ versetzte ich. „Die Nachtmütze ist der wahre Hauptschmuck der Gastfreundschaft, und der Schlafrock ihr rechtes Ehrenkleid.“

„Und die Pantoffeln sind ihre eigentlichen Staatsschuhe,“ sprach der Justizrath Wärtel.

Unser Hauswirth dankte für Schlafrock und Pantoffeln, reichte seiner Frau seine Perrücke hin, und hob, sein geschornes Haupt mit einer weißen Nachtmütze bedeckend, mit gedankenschwangrer Miene also zu reden an:

„Die Nachtmütze, meine Herren, ist ein so ehrenwerthes Ding, daß man vor ihr tief

den

den Hut abnehmen ſollte. Sie iſt Königskronen vorzuziehen, denn ſie iſt wohlfeiler und ſitzt bequemer, und wenn ſie einmal ſchmutzig geworden iſt, ſo kann ſie mit ein wenig Waſſer und Seife wieder rein gewaſchen werden; eine beſchmutzte Königskrone hingegen fodert viel Aufwand von Staatsgründen, Witz und Sophiſterei zu ihrer Wäſche."

„Und wird am Ende nicht einmal rein dadurch," ſprach der Juſtizrath.

„Die Nachtmütze," fuhr der Prediger fort, „ſitzt auch bequemer als Lorbeerkränze des öffentlichen Ruhms; denn in dieſe flicht die Eitelkeit und der Neid Stacheln hinein, die den armen Bekränzten in den Kopf ſtechen, und öfters ſogar ins Gehirn, ſo daß ſie von einer Art von Hirnwuth befallen werden. Mancher Held auf dem kriegeriſchen und gelehrten Schauplatze wäre glücklicher geweſen, wenn ſein Kopf ſtatt unter Lorbeerkränzen unter einer weichen Nachtmütze, wie der meinige, geſteckt hätte; und ich kann nicht läugnen, Bonaparte wäre

mehr mein Mann, wenn er, ſtatt neue Siegeskränze zu ſuchen, in ſeinem Conſularkabinet ſich die Nachtmütze des Friedens tief über die Ohren gezogen hätte.“

„Und zur Freude der Engländer eingeſchlafen wäre?“ fragte Wärtel.

„O, mein Freund,“ erwiederte der Prediger, ſeine Nachtmütze rückend, „Vernunft und Menſchenliebe ſchlafen nicht ſelten unter Lorbeerkränzen mehr als unter dieſer ſchlichten Kopfbedeckung. Die Weltgeſchichte iſt voller Beiſpiele davon. Führt denn nicht Minerva als Weisheitsgöttinn eine Nachteule zu ihrem Sinnbilde? Man könnte ihr eben ſo gut eine Nachtmütze geben; denn unter dieſer wohnt Wachen des Geiſtes und ruhiges Denken, woraus die Weisheit hervorgeht.“

„Die Nachtmütze,“ ſprach ich, „iſt alſo die Bruthenne der Philoſophie.“

„Der Philoſophieen!“ verſetzte Wärtel; „denn ſie hat einen ganzen Haufen ſolcher

Küchlein ausgebrütet, die aber, glaub' ich, nicht recht flügge geworden ſind."

„Flügge?" erwiederte ich. „Dieſe Küchlein ſind kaum aus dem Ei gekrochen, und der Dotter hängt ihnen noch hinten hervor, ſo fliegen ſie ſchon mit kühnen und majeſtätiſchen Adlerflügeln über das ganze Gebiet der Menſchheit umher." —

„Bis ein kritiſcher Jäger, wie Kant, ſie herunterſchießt!" fiel Wärtel ein.

„Nicht tiefer in die Philoſophie hinein, meine Herren!" ſprach der Prediger. „Aber nach meiner obigen Erklärung thäte die Philoſophie wohl, wenn ſie ſtatt eines Doktorhuts eine Nachtmütze ertheilte."

„Und dabei ſagte: Gute Nacht, geſunder Menſchenverſtand!" verſetzte Wärtel.

„Iſt es gefällig, meine Herren? ſprach hier unſre Frau Wirthinn, und unterbrach unſere Unterhaltung über Philoſophie und Nachtmütze mit einer wohlbeſetzten Abendtafel.

34.

Ketzereien wider die Mode.

Vielleicht haben meine Leſer bemerkt, daß Ahlen bei'm vorigen Geſpräch eine ſtumme Perſon ſpielte. Der arme Menſch! Ich hätte ihn gern ein Witzwort mitſagen laſſen, aber er hatte keinen Geiſt dazu. Unſer Freund Wärtel küßte ein paarmal ſein Liebchen hinter dem Rücken ihres Vaters, und Ahlen wurde dadurch niedergeſchlagen. Für einen unglücklichen Liebhaber giebt's keinen troſtloſern Anblick als ein glückliches Liebespaar; ihre Lippen ſind ihm feindliche Batterien und ihre Küſſe glühende Kugeln, die ihm ins Herz fahren. Ein verliebter Schwermüthling hat von der Natur das Vorrecht erhalten, in glücklicher und kluger Geſellſchaft dumm zu erſcheinen, und es gereicht ſeinem Geiſt, der unter dem Berge ſeiner Schwermuth groß, wie Enceladus unter dem Aetna, liegen kann, weiter zu keinem Nachtheil, als daß er ſich nicht aufzuhelfen vermag.

Der Bon-ton meint es wirklich gut mit den Menschen; denn er behandelt sie wie Schwachköpfe und Flatterseelchen, für welche sich Gegenstände des Nachdenkens, wenn sie in der Unterhaltung nicht ganz zu vermeiden sind, nicht oberflächlich und flüchtig genug berühren lassen: er hüpft daher über sie so leichtfüßig hin, wie ein Pariser Zierling und Windbeutel über den Gassenkoth, und fürchtet nichts so sehr, als daß er zu tief eintreten möchte. Unser ehrwürdiger Hauswirth, der Dorfprediger Walter, hatte freilich diesen guten Gesellschaftston eben nicht. Er kam bei Tische auf die Nachtmütze zurück, worüber er seine Gedanken noch nicht erschöpft hatte. „Die Nachtmütze," sagte er unter andern, „ist, als Schlafmütze betrachtet, das Sinnbild unsers ganzen Erdenlebens. Laßt uns doch in unserer kleinen Kriechfahrt auf diesem Erdkügelchen mit aller Gewalt klug, tapfer, gelehrt und weise seyn, so daß gar die Welt- und Literaturgeschichte ein Blättchen mit uns anfüllt: es

ist Schlaf und Traum gegen das Erwachen für die große Wahrheit, die uns aufgehen wird, wenn wir die Nachtmütze des irdischen Daseyns abgelegt haben."

Der alte Walter kam endlich von der Nachtmütze auf die Hüte und auf die Kleidermoden überhaupt, über welche ihm schon im achten Kapitel ein Wort entfiel. Nur ein paar Stückchen aus unserm Gespräch darüber.

Walter. Was ist doch wohl eigentlich der Hut, meine Herren?

Wärtel. Ein Beweisstück, daß die Menschen wenigstens Kopf genug haben, um einen Deckel darauf zu setzen.

Ich. Der Hut ist, seinem Namen nach, der Behüter des Kopfs.

Walter. Er sollte also ein kleiner Sonnen- und Regenschirm, folglich rund seyn. Was ist nun aber ein dreieckiger Hut, der hohe Krempen, lange Windfänge, große Cocarden, Cordons, Agraffen, eine tüchtige Schwere,

kurz Alles hat, nur keinen Schirm gegen Sonne und Regen?

Wärtel. Ein Staatshut!

Walter. Eine Impertinenz für den Kopf! Ein solcher Hut sieht aus, als wäre der Kopf nur da, um ihn zu tragen. Er macht den Kopf, dessen Diener der Hut seyn sollte, zu seinem Lastträger und Narren.

Wärtel. Der Hut wird eben oft höher geachtet als der Kopf, und ist auch oft wirklich mehr werth.

„Aber, mein Kind," sprach hier die Frau Predigerinn, „wie kannst Du doch so gegen die dreieckigen Hüte reden, da Du selbst einen trägst?"

Walter. Doch nur einen kleinen, nach ältrer Mode, und eine kleine Thorheit ist besser als eine große. Ich habe mich daran gewöhnt. Freilich, meine Herren, wir sind alle die Narren der Mode, der ältern oder der neuern, und wir gleichen, indem wir gegen sie reden, dem Berauschten, der gegen die

Trunkenheit eifert. Aber — es ist überhaupt ja Mode, ein Thor zu seyn, und wir sind weise genug, wenn wir einsehen, daß wir Thoren sind.

Es folgte hierauf eine Kritik mehrerer ältern und neuern Modestücke. Unser gestutztes Herrenkleid war in den Augen Walters nicht einmal ein Halbkleid. „Eine Jacke ist es," sagte er, „mit Schößchen geschwänzt, welche hinten, wie ein kleiner possierlicher Einfall zu einem Kleide, hin und her wedeln. Das Kleid ist von diesem Kleide bis auf ein Hinterrestchen hinweggeschnitten, und warum? Dem Mittelstücke des Menschen zu Gefallen, welches sich einst mit altväterlicher Scham verbarg, und jetzt sich mit eleganter Unverschämtheit nicht frei und offenkündig genug an den Tag ausstellen kann."

„Dein alter Plüschrock säße also wohl besser als so ein neumodisches Herrenkleidchen?" fragte die Frau Pfarrerinn ihren Gemahl.

„Mütterchen," antwortete dieser, „die

breiten Schöße, womit mein Rock mir um die Knie zuſammenſchlägt, ſind in der That ſo ehrenfeſte Vorhänge der Zucht und Schamhaftigkeit, daß ich Dir dadurch allein zu gefallen glaube.“

Aber ich ſpare mir Walters weitere Modekritiken für einen andern Ort auf, und gebe hier nur noch ein paar Bemerkungen zum beſten.

„Hat man denn in unſern ſchreibſeligen Tagen noch keine Univerſalgeſchichte der Kleidermoden erhalten?“ fragte Walter.

„Noch nicht, ſo viel ich weiß,“ verſetzte ich, „und ſie möchte auch wohl nicht leicht zu ſchreiben ſeyn. Schade, daß ſeit Erfindung der erſten Kleidermode, nämlich der Schürze von Feigenblättern, oder wenigſtens ſeitdem Taaut, oder wie er ſonſt hieß, das erſte Abece erfand, nicht über alle Reiche der Welt ein Modenjournal geſchrieben und aufbehalten wurde! Es wäre das beſte Archiv für eine allgemeine Geſchichte der Moden. Seitdem es

in Frankreich und Deutschland Mode geworden ist, über die Mode zu schreiben, haben die Herausgeber des Journals des Luxus und der Moden sich um sie und ihren künftigen Geschichtschreiber vorzüglich verdient gemacht. Übrigens ist wohl über keinen Modeartikel so fleißig geschrieben worden als über die Perrücke; man hat wenigstens schon zwei besondere Geschichten dieser Haupttracht."

„Die müssen wohl recht besonders zu lesen seyn!" sagte unsre Hauswirthinn, die der Perrüquier ihres Mannes war.

Walter erklärte die Perrücke, nach dem Geiste, womit er sie trug, für eine Art von Cothurn für den Kopf. „Mit der Perrücke," sagte er, „sollte man eine gewisse Würde und Erhebung seiner Gedanken aufsetzen, besonders mit der geistlichen, und ich wünschte, daß sie unsern neuen Predigern bei ihrer Ordination mit ertheilt würde. Ein neumodischer Schur- oder Strippkopf auf Mantel und Kragen gesetzt, macht mich ängstlich; ihm ist, dünkt

mich, unversehns die Perrücke abgefallen, und er stellt sich dem Gelächter bloß, und den besten Sachen, die er predigen mag, fehlt nach meinem Gefühl immer die Perrücke. Er sollte nur Mantel und Kragen ablegen, und statt auf der Kanzel, die ihn über den gemeinen Boden erhebt, auf einem Schemmel, mit über einander geschlagnen Beinen, mitten unter dem Volke reden, so hätte ich gegen seinen ungeistlichen Kopf nichts einzuwenden. Aber freilich, wenn unter einer Perrücke platte, niedrige und ekle Sachen hervortönen, so ist es auch ein häßlicher Übelstand. Von unedlem, nichtswürdigem Geschwätz zöge ich gern die Perrücke, wie die Löwenhaut von einem Esel, ab. Auch Scherze und muntere Laune passen nicht wohl unter eine Perrücke; ich nehme diese deshalb, Amts- und Staatsbesuche abgerechnet, in Gesellschaften ab und setze eine Nachtmütze auf."

Eine Hinterlocke an einem Prediger setzte Walter mit den Hinterschößchen eines Herrn-

kleides in Eine Klasse; „sie ist," sagte er, „nur das Überreschen einer hinweggeschnittenen Lockenperrücke, und es thut mir leid, so oft ich sie ansehe. Das arme Ding hat lange Weile und seufzt nach der verlornen Gesellschaft zurück."

„O, meine Herren," sprach unser Wirth schließlich, „werfen Sie einen allgemeinen Blick über das Modewesen! Sollte man nicht meinen, daß die Menschen nur da wären, um der Mode zu Figuren zu dienen, woran sie ihre tausendfachen Grillen, Albernheiten und Possen aushinge? Aber die Kleidermode ist nichts anders, als Geist des Menschengeschlechts, oder die Offenbarung desselben in Bekleidung und Verzierung des Leibes. Die Menschen, auch die allerverkünsteltsten, sind dabei so naiv wie die Kinder: sie tragen die Thorheiten und Eitelkeiten ihrer Seele, in Kleidern und Putzsachen ausgedruckt, zur Schau, ohne daran zu denken. Es wird mir schwer, bei mancher Ausstaffirung des menschlichen

Leichnams in Gesellschaften mich ruhig zu verhalten; die Anzugsstücke und ihre Tragungsart sind oft so redend, und plaudern so laut die Narrheiten und Untugenden ihrer Träger oder Trägerinnen aus, daß mir die Ohren davon summen; und dazu die ganz unvergleichliche Unbefangenheit, womit die Verrathnen mitten unter ihren Verräthern da sitzen und sich mit ihnen, als mit treuergebnen Reizen und Vollkommenheiten, zieren und brüsten! Nichts ist doch glücklicher, als der Unverstand, der sich selbst nicht erkennt. Die Bekleidungsart mahlt den innern Menschen wenigstens eben so gut, wie der Schatten den äußern. Die Geschichte der Moden hat daher eine so ernste Seite, daß es nicht Mode werden wird, sie von dieser Seite in Schriften zum angenehmen Zeitvertreibe zu betrachten."

Ich unterschreibe Walters letzte Meinung, und bedaure, daß ich in einer Schrift zum Zeitvertreibe hier und da ernste Gedanken, die nicht amüsiren können, vorbringe. Ich bitte

meine Leſer inſtändigſt, mir dieſe langweilige Tugend, welcher ich auch ſehr gram bin, zu vergeben.

35.

Die romantiſche Nacht.

Schon bin ich mit Ahlen im Gartenhauſe allein. Unſer Freund Wärtel weis Beſcheid, daß wir beide morgen früh einen Abſtecher zu machen haben, der uns verhindert, in andrer Geſellſchaft zur Revüe abzureiſen. Er gönnte uns unſer Abenteuer, und wünſchte uns Glück, bis wir, gleich ihm, zu Verſtande kämen. Wir werden den Juſtizrath morgen oder übermorgen Abend näher kennen lernen.

Es war eine ſchöne Nacht. Der Mond ſchien durch kleines ſchimmerndes Gewölk. Grillen zirpten um unſre Einſiedelei, und im fernern Gebüſche ſangen zwei Nachtigallen ihre gedankenvoll-pauſirenden Klagelieder. Ahlen

sah und horchte aus dem Fenster in die Mainacht hinein, wandte sich mit überwallendem Schmerz zurück, und sprach: „O Gott, soll ich denn nie mit diesem Herzen glücklich seyn?“

Wir verlebten eine romantische Nacht ohne Schlaf. Ahlen erzählte mir seine Liebesgeschichte mit Julien, und er hätte dazu keine bessere Zeit und Stimmung finden können, wenigstens für sich selbst. Ich hätte freilich, meinem mir bevorstehenden Morgenbesuch bei Henrietten zu Liebe, gern ein wenig geschlafen; aber man muß auch seinen Freunden gefällig seyn, wenn ihre Beutel, und noch mehr, wenn ihre Herzen es bedürfen.

Ich weiß nicht, wie lange Ahlen an seiner Liebsgeschichte erzählte; etwas lang wurde sie. Ich will sie so kurz als möglich in einem Auszuge abfertigen, zumal da die Nacht noch ein andres Unterhaltungsstückchen für uns in petto hat.

Wir verließen, gegen das Ende des funfzehnten Kapitels, Ahlen mit Juliens Bruder

im Angesicht des von Willauschen Gutes, welches auf einer Anhöhe über dem Dorfe Klein-Wunschleben lag. Ahlen fand in dem alten Herrn von Willau einen schlechten Ökonomen und guten Jäger, und weiter nichts; in seiner Gemahlinn eine Frau, die unter einer schlichten Außenseite eine edle gefühlvolle Seele verbarg. Ihr Mann hatte, zu seinem Verdruß, nicht Sinn für ihren innern Werth; eine Landedelfrau von gemeinem Schlage, stolz und albern, wäre ihm angemessner gewesen. Sie hatte die Härte ihres Eheherrn, Verkennung von Andern und häusliches Unglück (Herr von Willau hatte sein Gut durch unglückliches Spiel mit Schulden überladen) mit stiller Ergebung erdulden lernen, und litt seit mehrern Jahren an einem siechen Körper. Ihr Leben war jedoch nicht ohne Freuden. Sie sah ihr gutes Herz und ihren reinern Sinn in ihre Kinder, in Ahlens Freund, den Lieutenant von Willau, und in Julien, glücklich übertragen, und außer dieser Freude ihrer Mut-

ter-

terliebe hatte sie auch Geist genug, um mit ihm wohlthätige Genüsse zu schöpfen. Edle Geistesw erke gaben ihr eine heilsame Erhohlung.

Ahlen glaubte in Julien, schon bei seinem ersten Besuche, das Mädchen seines Herzens gefunden zu haben. Sie war zwar schon zwanzig Jahr alt, aber noch unverdorben; sie war auch keiner Pension und Stadt überschickt worden, um Bildung und Welt zu lernen. Das arme Mädchen hatte stets unter den Augen ihrer Mutter, und, einige kurze Stadtbesuche abgerechnet, auf dem Lande gelebt. „Soll denn dies Küchlein niemals seine Daunen verlieren?“ fragte eines Tages eine Schwester des Herrn von Willau, die Frau Geheimeräthinn von Buchstädt. „So lange sie unter meinen Flügeln ruht,“ versetzte Juliens Mutter, „soll sie, hoffe ich, ihre Daunen behalten.“ Julie war, französisch zu reden, noch nicht decrottirt.

Ich werde mit der Geschichte bald fertig werden.

Ahlen fand in Julien etwas, was ihre Mutter in ihr noch nicht zu finden schien. Er sah an ihr freilich lauter Unschuld, Güte und Bescheidenheit, aber noch etwas mehr, nämlich eine geheime Sehnsucht nach Liebe, die sich vor sich selbst verbarg, und sich eben dadurch verrieth, ich weis nicht durch welcherlei Zeichen. Man fühlt die besten besser als man sie nennen und beschreiben kann, und verfühlt sich auch leicht dabei, besonders mit einem Herzen voll Verlangen. Man wird zuweilen aus lauter Zartheit unzart und aus lauter Feinheit dumm und grob. Kurz, Ahlen wurde in Julien mit ganzer Seele verliebt, und irrte sich über ihr Herz eben nicht sehr, ob er gleich verliebt war. Er wurde in das goldne Zeitalter seines Herzens versetzt; für mich ist schon seit längerm das eherne angegangen, ob ich gleich noch jung und unverständig genug bin.

Ahlen zeigte bei seinem ersten Besuche, der drei Tage währte, und bei seinem bald nach-

folgenden zweiten, der fünf Tage dauerte, un-
willkührlich so viel Güte des Karakters und
so schönes Zartgefühl, daß Frau von Willau
ihn innig liebgewann und Julie ihm sehr gut
wurde, weil ihre Mutter ihn hochschätzte und
liebte. Ich will's nur gleich gerade heraus
sagen: Ahlen und Julie fielen an einem Nach-
mittage, als sie eben in einer Gartenlaube al-
lein waren, sie wußten nicht wie, einander in
die Arme, und stürzten mit Thränen unent-
weihter Liebe wieder aus einander. Süße, in-
nige Vermählung zärtlicher, aus zwei Herzen
zusammenflammender Empfindungen! Die Liebe
hat keinen glückseligern Augenblick. Ahlen fand
ihn bei seinem zweiten Besuch' am Tage vor
seiner Abreise, ohne ihn zu suchen. Wer solche
Augenblicke sucht, findet sie auch nicht. Die
süßesten Gaben des Glücks fallen unversehens
vom Himmel auf uns herab. Es war an ei-
nem schönen Oktobertage, wo Julie und Ah-
len zum erstenmal ihr Herz in ein anderes
hinübergeschmolzen fühlten; die Natur hätte

ihre Liebe gern mit Blumen beſtreut, wenn ſie noch welche gehabt hätte.

Mädchenherzen werden auch am Baume der Unſchuld reif, und fallen herab, ehe ſie ſich's verſehen. Mutter und Bruder ſchüttelten Juliens ſtillgereiftes Herz, ohne daran zu denken, ſo loſe, daß es Ahlen eher in die Hand fiel, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde: beide lobten ihn vor Julien in die Wette, und ihre Lobſprüche drangen wie Pfeile voll ſüßen, wohlthätigen Giftes in das Herz des zärtlichen Mädchens. Frau von Willau war bettlägerig, und Ahlen hatte mit Julien und ihrem Bruder halbe Tage an ihrem Bette zugebracht, in Geſprächen, worin ſich ſein ganzes Inneres, von geheimer Liebe verfeinert und verſchönert, entfaltete. „Bleibt Freunde euer Lebenlang!“ hatte dabei Frau von Willau zu ihrem Sohn und Ahlen aus liebevollem Herzen gerufen. Beide hielten ſich vor der Mutter innig umarmt, und Julie eilte lautweinend hinweg.

„Das ist eine rechte Gesellschaft für meine Frau! Gute Krankenwärter!“ hatte Herr von Willau gesagt. Sein Sohn und Ahlen begleiteten ihn jedoch ein paarmal auf der Hasenjagd. Der alte Herr mißbilligte übrigens den Umgang seines Sohnes mit Ahlen nicht. „Geh ich doch auch mit Amtmännern und Pächtern und Jägern um,“ sprach er zum Lieutenant; „aber man muß gegen solche Leute doch nie seinem Stande etwas vergeben und sie diesen fühlen lassen, wenn sie ihn vergessen wollen.“ Herr von Willau wußte Ahlen wirklich zu schätzen; er gestand, daß es eine sehr achtungswerthe Eigenschaft an ihm wäre, der Erbe eines sechzigtausend Thaler werthen Landgutes zu seyn.

Ob Ahlens innerer Werth von Frau von Willau ohne sein Landgut wohl eben so hoch und laut geschätzt worden wäre, als mit demselben? — Eben so hoch und laut? — Ei! Ehre sey den bessern Menschen! Aber ich weiß nicht, wie viel bessere Menschen es giebt, in

deren Augen Vorzüge des Geiſtes und Tugenden des Herzens durch Gold nicht übergoldet und erſt recht erkennbar und einnehmend gemacht werden. Ach, arme Tugenden können nicht ſich hübſch equipiren, Gelder verleihen, in vornehme Geſellſchaften führen, ein gutes Haus machen, Töchter zu eitlen Ehrenfrauen erheben, kurz, mit Tugenden, vom Glück und von der Welt geprägt, glänzen und reizen. Es iſt immer ein übler Umſtand, vor Gott reich und vor Menſchen arm zu ſeyn. — Ich eile nun mit der Geſchichte zum Ende.

Ahlen kehrte mit dem Lieutenant von Willau nicht in der beſten Gemüthsverfaſſung nach der Hauptſtadt zurück. Es lag ihm ſo vieles auf dem Herzen, daß er nicht darüber hinweg ſehen konnte. Die erſte Liebe in einer gefühlvollen und ehrlichen Seele — ich nehme alle meine Leſer und Leſerinnen, die mit der erſten Liebe die Kinderſchuhe abgelegt haben, zu Zeugen — iſt eine große Noth; denn ſie hat mit gar nichts Kleinem zu thun, macht

aus Mücken Elephanten, und sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ahlen kämpfte einen großen Kampf in sich, und zwar darüber, ob er seinem Freunde Willau seine Liebe entdecken sollte oder nicht. Hundertmal erhob sich sein Wille dazu, und hundertmal drückte ihn die Furcht nieder, über seine Liebe in Juliens Bruder seinen Freund zu verlieren. Seine Furcht ist ihm schwerlich zu verargen, ob sie gleich blind war. Seine Liebe glich dem Vogel Strauß, der sich vor seinen Feinden ganz verborgen zu haben glaubt, wenn er seinen Kopf mit seinen Augen ins Gebüsch hineinsteckt und den übrigen Leib, der nicht sehen kann, draußen läßt. Juliens Bruder erkannte sehr wohl, was Ahlen fehlte, und seine Furcht, ihm seine Liebe zu bekennen, dazu; er hatte seine und Juliens Empfindungen bei ihrem Abschiede, den ich mit seinen Liebesverrätereien billig hätte schildern sollen, errathen. Die guten Liebenden zwangen sich gar zu natürlich. Willau überließ seinen Freund, zur Strafe

seines Mißtrauens, einige Tage lang seiner unseligen Selbstplage. „Ahlen," sprach er dann mit sanftem Ernst, „bist Du noch nicht müde, mich zu verkennen?" Ahlen stürzte nun mit dem offnen und wohlthätigen Bekenntniß seiner Liebe in Willau's Arme, und genoß von dieser Stunde an des süßesten Lebensglücks, der schönen Hoffnung und des guten Glaubens einer reinen Herzensliebe. „Nur Zeit und Geduld!" sagte ihm Willau; „mein Vater allein wird Schwierigkeiten machen." — Das Unglück machte die Hauptschwierigkeit, und verdunkelte Ahlens schöne Hoffnungstage nur zu bald mit finstrer Trauer und Verzweiflung.

Schon hatte der Lieutenant von Willau sich mit Ahlen zu einem Besuche zu Hause angemeldet (es war um Weihnachten), als die Ehre ihn nöthigte, sein Leben dem Schlachtmesser eines Tollkopfs, zum Dank für einen empfangnen Schimpf, darzubieten. Er fiel in einem Zweikampfe, dessen Umstände ich über-

gehe, so wie auch Ahlens Kummer über den Verlust seines Freundes. Sein Schmerz war so groß, daß er seine Geburt verwünschte, wodurch ihm die Ehre versagt war, sich von einem edlen Mordstahle durchstechen zu lassen; er schalt sich einen Taugenichts, weil er Willau's adlichen Mörder nicht zum neuen Morde herausfodern durfte. Der Verbrecher war auch schon entflohen. Ahlen eilte nach Willau's Heimath, um bei Julien und ihren Ältern einer unbehutsamen Trauerbotschaft zuvorzukommen, oder vielmehr, um selbst eine solche zu bringen. Wie konnte er hoffen, sein Gesicht, welches stets der treue Spiegel seines Innern war, so zu verstellen, daß es nicht dem ersten Blick einen offnen Trauerbrief, im stärksten Stile geschrieben, vorhielt?

Ahlen kam unbemerkt auf dem Willauschen Edelhofe an; es war leer und still darauf. Der alte Herr war mit aller seiner Mannschaft auf die Jagd ausgezogen. Ahlen band sein Pferd an einen Ringpfahl, und sah auf's

Haus hin. Ihm wurde schwer auf der Brust zum Ersticken; aber er verschluckte seinen Schmerz, raffte sich zusammen, und ging ins Haus. „O, Sie! Sie!“ rief Julie, aus einer Hinterstube ihm entgegen fliegend: „wie schön, daß Sie noch eher kommen, als wir Sie wiederzusehn hofften! Und mein Bruder?“ — Juliens Freude und ihre Frage nach ihrem Bruder zerschnitten Ahlens Herz; er taumelte, unvermögend ein Wort zu sprechen, ein paar Schritte zurück. Ich will diese Scenen der Trauer nicht ausmahlen. Ahlens Flehen und Thränen erweichten den ersten starren Schmerz der Schwester und der Mutter, und er löste sich eben in stille Thränenfluthen auf, als Herr von Willau mit zwei blasenden Jägern, bellenden Hunden und halbtrunknem Halloh! Halloh! auf den Hof angezogen kam. Er triumphirte über ein paar erlegte Rehe.

So schallen Siegesfeste von Thürmen und Wällen, aus Tanz- und Trinkgelagen in die Kammern trauernder Mütter, Wittwen und

Waiſen, über deren Jammer der Sieg mit patriotiſchem Jubel frohlockt.

Der wilde Jagdlärm fuhr mit zweiſchneidigen Dolchen in die Herzen der Troſtloſen. Ahlen ſtürzte, darüber außer ſich, zum Hauſe hinaus und ſchrie: „Stille da! Um Gottes willen, Herr von Willau, gebieten Sie Stille! Sie haben Trauer!“

„Was?“ rief Herr von Willau, vom Pferde ſpringend; „zum Henker, was giebt's? Ich habe gute Jagd gemacht.“

Ahlen erklärte ihm geradezu den Tod ſeines Sohnes. Er wurde beſtürzt, winkte ſeiner Geſellſchaft ſtill, ſich zu entfernen, ſtieß einen Hund, der ihn anſprang, weit mit dem Fuß hinweg, daß er heulte, ging ein paarmal haſtig im Hauſe auf und nieder, warf ſeine Büchſe und Jagdtaſche ab, zog dann Ahlen, der ihn beobachtend daſtand, in eine Vorderſtube, und hieß ihn, ſeine Sache erzählen. Ahlen erzählte die Geſchichte des unglücklichen Zweikampfs. „Gut!“ ſprach er nach Anhö-

rung derselben. „Gehn Sie nur zu den Weibern! Ich bin schon gefaßt.“ Er blieb vier Tage lang vor sich allein zu Hause und auf Spazierritten im Felde.

Frau von Willau verlangte den Leichnam ihres Sohnes in ihrer Familiengruft beizusetzen. Ahlen eilte am andern Morgen nach der Hauptstadt, und kam zwei Tage darauf mit seinem eingesargten Freunde und einem ihn mitbegleitenden Officier zurück. Ich übergehe diesen Trauerzug. Wir ziehen alle mit Leichnamen, mit der Erinnerung verstorbner Geliebten und verblichner Freuden, durch's Leben, welches überhaupt ja nichts anders als eine Reise zu unserm Grabe ist, wie vergnügt wir auch dann und wann auf dem Wege lachen, scherzen und tanzen mögen.

Ahlen lag nach der Beisetzung seines Freundes eine Woche lang krank im Edelhause; Schmerz und Erkältung hatten ihm ein Fieber zugezogen, welches jedoch bald sich verlor. Julie pflegte, ihr eignes Leiden besiegend,

ihn und ihre Mutter. Frau von Willau hatte sich in ihren Verlust ergeben, wurde aber von Tage zu Tage schwächer. Ahlens Liebe gewann in dieser Trauer die höchste Innigkeit. Gemeinschaftlicher Schmerz kettet die Herzen inniger zusammen als gemeinschaftliche Freude. Es that Julien wohl, daß sie ihren Bruder beweinen durfte; in ihrem Schmerz weinte ihre Liebe ungezwungen mit. Das gute Mädchen liebte in Ahlen auch ihren Bruder, als hätte sein Schatten um seinen geliebten Freund gehangen. Ahlen drückte sie, als er sich wieder erhohlte, an sein Herz, und sprach: „Ihr Bruder billigte meine Liebe. Julie, ich entdecke mich sogleich Ihrer Mutter. Nie kann ich ohne Sie glücklich seyn.“ Er entdeckte sich am Abend vor seiner Abreise Juliens Mutter; diese seufzte: „O Kinder, der Vater!“ und — nun komme ich mit zwei großen Schritten zum Schluß.

Ahlen erhielt drei Tage nach seiner Rückkunft in der Hauptstadt durch einen Expressen folgenden Brief von Julien:

„Meine Mutter ist vorige Nacht entschlummert. Kommen Sie, um mich noch einmal zu sehen, und mit mir zu weinen.“

Noch kränkelnd, und über diese Nachricht ganz zerschlagen, fuhr Ahlen nach ein paar Stunden ab. Herr v. Willau, von Juliens Einladung unterrichtet, empfing ihn spät Abends, wo er ankam, im Hause, führte ihn in sein Zimmer, dankte ihm für die seinem verstorbnen Sohne erwiesene Freundschaft und für die Theilnahme an der Trauer seines Hauses, und fügte sodann hinzu:

„Herr Assessor, meine Frau äußerte mir vor ihrem Ende einen Wunsch, dessen Unstatthaftigkeit sie aber, so schwach sie auch war, noch selber einsah. Sie sind ein sehr achtungswerther Mann und dürfen Ansprüche machen. Vielleicht, wenn mein Sohn am Leben geblieben wäre, hätte ich Ihren Wünschen nachgeben können; aber jetzt kann ich nicht! Ich kann nicht! Julie ist der letzte Sprößling meines Bluts, welches durch sie allein un-

verdorben erhalten werden kann. Genug und zu viel gesagt!“

Ahlen stand wie erstarrt.

„Kommen Sie! Wir wollen essen, und nichts weiter davon! Julie weis Bescheid.“

Herr von Willau verurtheilte Ahlen und seine Liebe noch gelinde und treuherzig genug; aber sie wurden doch verurtheilt. Es hilft dem Unglücklichen nicht viel, wenn der Pfeil, der ihm ins Leben abgeschossen wird, in Rosenwasser getaucht wurde.

„Nur Ein Wort, Herr von Willau!“ sprach Ahlen, sich mit Gewalt fassend. „Sie haben nur Ein Kind. Machen Sie dieses, Ihrem Blute zu Ehren, nicht unglücklich.“

„Redensarten!“ versetzte Herr von Willau, griff Ahlen bei der Hand, und fragte mit stolz-gebietendem Blicke: „Nicht wahr, Herr Assessor, es schickt sich bei der Trauer dieses Hauses nicht wohl, von Kindereien zu reden? sie sind ja auch abgethan. Zum Essen, wenns gefällig ist!“

„Zum Essen!“ sprach Ahlen, und der tiefe Schmerz und Unmuth, der seine Seele zerriß und empörte, drückte sich in dem Tone aus, womit er diese Worte sprach. „Erlauben Sie,“ fuhr er schnell mit gebrochner Stimme fort, „mich Ihrem Fräulein Tochter zu empfehlen, in Ihrer Gegenwart.“

„Wollen Sie reisen?“ Ahlen bejahte es.

„So ersparen Sie meiner Tochter lieber eine Scene, für die heute unser Haus nicht paßt!“

Ahlen verneigte sich stumm, und eilte, von finstrer, unseliger Zerstörung getrieben, zum Hause hinaus.

„Ihre Pferde haben noch nicht gefressen!“ rief Herr von Willau ihm nach. „Im nächsten Ort!“ versetzte Ahlen, warf seinem Lohnkutscher ein Goldstück in die Hand, und fuhr von dannen.

Das Mißgeschick spielt manchmal mit guten Herzen, wie mit Schiffen, Seesturm. Mögen

gen sie dabei in allen ihren Fugen knacken und mit ihrer guten Ladung in traurige Stücke gehn: es sieht, wenn seine Wellen sich legen, mit kalter Ruhe die Trümmer umherschwimmen, und lächelt mit dem Wiederschein des erhabnen Himmels dazu.

Ahlen kam krank nach Hause, und lag an einem hitzigen Fieber bis auf den Tod. Er diktirte in seinen Paroxismen Briefe an Julien und ihren Vater, und sprach viel Wahnsinn. Als seine Krankheit nachließ, faßte er den Entschluß, Julien im Geheimen zu sprechen, und seine Plane und Hoffnungen dazu beförderten seine Wiederherstellung. Er reiste in die Nachbarschaft des Willauschen Gutes, und erfuhr, daß Julie nicht mehr dort sey; wo sie sey, wußte ihm niemand zu sagen. Er erforschte es endlich. Sie befand sich auf dem Gute eines Comthurs, ihres Verwandten, zwanzig Meilen von der Hauptstadt. Ahlen reiste dahin, und fragte in einem Briefe, den er geheim in ihre Hände schaffte, ob sie glücklich

wäre, und ob er ſie wiederſehn dürfte. Julie antwortete ihm folgende Zeilen:

„Ich bin nicht geboren, um meinem Herzen zu folgen. Verſchonen Sie mich mit weitern Nachfragen. Ich habe in dieſem Leben noch eine kindliche Pflicht zu erfüllen; ſie iſt ſchon erfüllt. Ich bin mit einem Herrn von Meltiz verſprochen. Leben Sie wohl!“

Ahlen fühlte ſich unfähig, ſeine Geſchäftsbahn zu verfolgen. Er verließ die Hauptſtadt und ging auf ſein Landgut, welches ſein Vater ihm vor zwei Jahren mit einem guten Pachter hinterlaſſen hatte. Hier lebte er mit ſeinem Gram, einem ſchlechten Geſellſchafter, faſt von aller Welt zurückgezogen, bis der Juſtizrath Wärtel ihn bewog, mit ihm zur Revüe zu reiſen.

Es ſchlug Eins, als Ahlen ſeine Erzählung endigte.

36.

Menschenleben.

Kein Dichter und Phantast hat so mannichfache romantische Einfälle und kecke Überraschungen, als das wirkliche Leben selbst, wie es auf diesem unsern Irrstern spielt. Man ist in der gemeinsten Dorfhütte und auf dem entlegensten Erdenfleckchen nicht vor außerordentlichen Auftritten und Glücksstreichen sicher. Aus jedem Augenblicke, den die Zeit uns entgegenpulsirt, kann ein Hauptereigniß unsres Lebens und der Garaus desselben hervorschnellen. Das Schicksal wacht, wenn wir schlafen, und steht mit nie ermüdender Achtsamkeit und launischer, oft unbarmherziger Unterbrechungslust, immer schlagfertig hinter unsrer sorglosen Thorheit, stolzen Albernheit, trägen Alltägelei und dummen langen Weile. Jeder Stundenschlag, der in die öde Luft verhallt, überläutet tausend große und kleine, traurige und freudige Begebenheiten der fortlaufenden Menschenge-

schichte, die wir über das besondere Geschichtstückchen, welches wir in der Austerschale unseres vornehmen oder gemeinen Berufs hinleben, vergessen.

Aber wozu hohl' ich so hoch aus? Was soll auf diese Einleitung in diesem Buche folgen? Was im wirklichen Leben so oft auf große Ankündigungen, Anstalten und Erwartungen folgt! —

Es kreißet ein Gebirg, ein Mäuschen wird geboren.

37.

Die Probe auf der Bank.

Es hatte kaum Eins geschlagen, als ein Geräusch wie von gehenden Menschen mich ans Fenster lockte. Die Geisterstunde war leider vorüber; ich hätte sonst Gespenster draußen im Mondscheine zu sehen geglaubt. Oder ging vielleicht die Thurmuhr für die Geister zu früh? Nein: ein Hahn krähte im Hühner-

ſtalle des Pfarrhofes aus vollem Halſe, und die Geſtalten, die mir erſchienen, verſchwanden vor dieſem ſpukverſcheuchenden Morgenrufe nicht; ſie gingen auch hinter einander, wie auf einem menſchlichen Fußſteige, Schritt vor Schritt, und ſchienen dabei die Beine etwas hoch aufzuheben, welches wirkliche Geiſter nicht zu thun pflegen, wenn ſie auch durch naſſes Gras gehen ſollten. „Ahlen!“ ſprach ich, „wenn ich nicht falſch ſehe, ſo giebt's hier ein beſonderes Abenteuer.“

Eine helle und eine dunkle Geſtalt wankten über eine Wieſe zu unſerm Gartenhauſe her; ſie ſtiegen über einen Zaun, nur einen kleinen Steinwurf von uns entfernt, thaten noch ein paar Schritte zu uns her, und ſtanden dann ſtill. Ich erkannte im Mondlichte an der dunklen Figur ein Mohrengeſicht und einen dicken bunten Turban, und an der hellen Geſtalt ein morgenländiſches Oberkleid mit hangenden Ärmeln und einen zurückgeworfnen Schleier. Letztre wies mit einer Frage, die ich

nicht verstand, auf unser Gartenhaus; ihr Begleiter schritt mit einer Antwort, die ich auch nicht verstand, hurtig voran. Ich trat mit Ahlen etwas vom Fenster zurück (wir brannten schon seit zwei Stunden kein Licht mehr), und lauschte voll Neugier. Einen Überfall hatten wir nicht zu befürchten; unser Haus war auf der Feldseite, an welcher der Nachtbesuch herkam, verschlossen und verriegelt.

Der Mohr setzte sich rasch auf ein Brett, welches unter unserm Fenster mit zwei Steinen, worauf es lag, eine Bank machte.

„Daß Dich der Henker!“ sprach die türkische Dame, neben ihm Platz nehmend, „meine Hosen sind bis über die Waden naß.“

Mohr. Schadet nicht. Kucken meine Haare auch nirgends aus'm Turban?

Türkinn. Nein. Stopf mir 'ne Pfeife, Mohr!

Mohr. Ich dächte, wir ließen's Rauchen und probirten hier zusammen, bis sie da

ſind. Thu doch nicht ſo heimlich mit Deinem Schnack; ich hör'n ja doch gleich.

Türkinn. Wenn nur nicht Bonaparte und Nelſon uns zu packen kriegen! Die Beſtien ſind die Nacht los.

Mohr. Heißen's Amtmanns Hunde ſo? Impertinent!

Türkinn. Als wenn nicht viele Hunde berühmte Namen und Ehrentitel hätten! Wie viel Sultane und Muſtis blaſſen und beißen in der Welt umher!

Mohr. Haſt recht. Die Schiffe haben ja auch alles Henkers ſeinen Namen.

Türkinn. Freilich. Mancher Sankt Magdalene ward ſchon die Takelage und die Cajüte zerſchoſſen, und Bonaparte kriegte kürzlich bei Mallaga das gelbe Fieber, und läuft damit, allen Ländern und Häfen ein Greuel, elendiglich umher.

Mohr. Verwünſcht.

Türkinn. Große Leute müſſen ſich von aller Welt, kleine wenigſtens zu Hauſe und

in ihrem Dorfe narren laſſen: das iſt der ganze Unterſchied. Sitzen meine Perlen noch gut?

Mohr. Alles noch gut genug! Fang nur an, eh'r ſie kommen.

Türkinn. Meinethalb.

Ich komme, wie ihr ſeht, aus fernem Türkenland,
Und wünſche Frieden euch, ihr Chriſten, und Verſtand.

Mohr. Was? gar in Verſen?

Türkinn. Ja, und in recht geſetzten, vierſchrötigen Verſen. Ich bin ein Eizreimer, und reime unſchwer auch Ungereimtes zuſammen. Gieb Acht!

Wenn Julius Cäſar ihr auch wärt, traut nicht Fortunen!
Den größten Wallfiſch auch erlegt man mit Harpunen.
Seyd türk'ſcher Großſultan, ſeyd Amtmann, Sekretär:
Heut raubt er Honigſeim, und morgen tanzt der Bär.
Ein Duc aus Frankreich fegt' in Niederdeutſchland Schwerter,

Der König Dionys ward gar Privatgelehrter.
Wehrt Scepter, Knotenstock das Unglück ab? O nein!
Es beißt den Bauersmann und Kaiser in das Bein.
Der gute Vater Pabst stürzt von dem heil'gen Stuhle.
Und unter'm Küster bricht der Schemel in der Schule.
Die Kron' in dieser Hand, in jener Hand den Strick.
Hüpft zwischen Galgenberg und Thron das falsche Glück.
Heut ist noch goldne Zeit; auf einmal stellt ein Lugger
Sich vor die Elb', und ach! es steigt Kaffee und Zucker.
In Ochsenhausen punscht heut eine Hoheit noch,
Und morgen keucht es schon, gedrückt vom fränkischen Joch.
Ihr Christen, klagt mit mir! Wir leiden — könnt ihr's ändern? —
An den Franzosen bald, bald an den Engelländern.

Die Verse der Türkinn lauteten ganz oder doch ungefähr so. Ich frage meine Leser, ob es ihnen nicht aufgefallen seyn würde, so et-

was des Nachts unter ihrem Fenster peroriren zu hören? Ich konnte mich dabei nicht länger halten; ich riß das Fenster auf, und bat das verkleidete Paar, nicht zu erschrecken, indem ich es erschreckte. So sah ich einmal einen Landedelmann seinem Kerl mit dem Gebot, sich von keinem Flegel schlagen zu lassen, hinter die Ohren schlagen. Türkinn und Mohr fuhren mit großem Schrecken von der Bank auf. „Scheuen Sie sich nicht vor ein paar unvermutheten Zuhörern," fuhr ich fort. „Wir sind Fremde, die hier logiren, und ich störte Sie bloß aus lebhaftem Vergnügen über das poetische Frühständchen, welches sich unter unserm Fenster hören ließ."

Bei meinem letzten Wort erscholl in einiger Ferne ein Waldhorn. „Sie kommen!" rief der Mohr. „Wir haben noch Zeit, „versetzte die Türkinn, und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, worin ich über sie und ihr Vorhaben Auskunft erhielt. Sie war Aktuarius auf einem benachbarten Amte, und wollte

eine kleine Dorfredoute auf dem, von einem ökonomischen Amtmann bewohnten Gute in A., wozu eben ein Wagen mit grotesken Masken und dem vernommnen Waldhorn angefahren kam, mit einem unvermutheten Possenspiel vergnügen. In mehrern Dörfern umher, wo lustige Revüebesuche herbergten, gab es Nachtschwärmereien. Der in eine Türkinn verkleidete Aktuarius (sein Oberkleid war ein weißbunter umgehängter Schlafrock) war, wie ich nachher vom Prediger Walter erfuhr, auch der Landdichter oder Casualpoet der Gegend. Vielleicht steckte in ihm ein junger Marot, oder Aretino, oder Hudibras, oder Gott weiß was sonst für ein Genie, und es fehlte ihm nur der rechte Ort, und vielleicht auch die rechte Zeit, um mit seinen Geistesanlagen zu gedeihen. So viel ist gewiß, daß manches gute Genie zu Ehren des bürgerlichen Geschäftslebens in die Brüche geht, und die meisten vielleicht unter den Bauersleuten, die noch die kräftigsten Menschen hervorbringen.

Der Aktuarius galt in seiner Gegend für einen höflichen Menschen, und mit Recht; denn er hatte mehr Kopf und Witz als andre Leute, und versteckte diese Vorzüge nicht mit eben so vieler Klugheit, als womit Andre ihre Gebrechen — nicht versteckten. Übrigens war er ein eben so gutmüthiger als jovialischer Kauz. Alle diese Nachrichten, womit ich hier meine Leser ergetze, habe ich vom Prediger Walter, so wie auch eine Liebesepistel des Aktuarius, die ich als eine Beilage im folgenden Kapitel mittheilen werde.

Das Waldhorn blies ins Dorf herein, ein Dutzend Hunde bell darunter, und Türkinn und Mohr (hinter welchem ein Conducteur, ich weiß nicht mehr aus welchem Orte, steckte) gingen hinter Gärten herum aufs Gut. Der Mohr soll ziemlich burlesk über die Tugend und das Glück der Verschnittnen gesprochen haben. Ich kann leider von der Dorfrede.te und den Possen dabei nichts weiter erzählen, weil ich kein Zuschauer davon war. Ahlen war

gar nicht aufgelegt, an ſolchen Späßen, wo bei ein naturliebender Dichter Perlen aus dem Miſte ſcharren kann, Theil zu nehmen, und ich wollte ihn nicht in trauriger Einſamkeit zurücklaſſen. Ihm war von ſeiner Erzählung eine düſtere Wolke auf ſeiner Seele zurückgeblieben, die keine Poſſe hinwegblies, ſondern nur noch dichter und ſchwerer zuſammenwehte. Der Tag graute auch ſchon, und wir wollten um drei Uhr fortreiten.

Schon ſind unſre Pferde bereit, wir haben auch Kaffee getrunken. Aber wir wollen erſt im folgenden zweiten Buch dieſer Geſchichte abreiſen.

38.

Liebesepiſtel eines Liebhabers der gemeinen Natur.

Der Aktuarius machte dieſes Gedicht ſcherzhafter Weiſe im Namen eines Candidaten der Gottesgelahrtheit, der ſich in eine Landpfar-

rerstochter auf einer Märsche verliebt hatte, wo er sie, Schuh' und Strümpfe in der Hand, durch einen Fleck Wasser waten sah. Er stand eben in poetischer Träumerei an einem Wassergraben hinter einer hohlen Weide, als ihm die schöne Waterinn erschien, und sie war bei seinem ersten Besuch im Hause ihrer Eltern beim Knicks gegen ihn über eine Fußbank gefallen und darüber voll scheuer Scham, von ihm verfolgt, zur Stube hinaus auf den Boden gelaufen. Der vollständige Titel dieses Gedichts, welches von dem Candidaten auf seiner Heimkehr von dem Dorfe seiner Geliebten gemacht worden seyn soll, lautet also:

Epistel an Dörtchen,
gedichtet bei meinem Gang über Feld, Wiese und Sand.

Und hätt' ich tausend Zungen,
Von Amor selbst entsprungen,
Ich sagte dennoch nicht, was in mir tobt,
Was mein Gehirn mir schier zerrüttelt,
Mein Herz gleich einem Mehlsieb schüttelt,

O Du mein Liebchen hochgelobt! —
So schrieb ich hier am Hecke
An Deines Dorfs verzäunter Ecke.

Jetzt seh' ich um mich her ein breites Haferfeld,
Und drüber ausgespannt das blaue Himmelszelt.
O Dörtchen, denkst Du noch der hohlen Weid' am Graben,
Wo wir uns unversehns zuerst gesehen haben?
Ich sah aufs Wasser dort mit dichterlichem Blick,
Und dacht' an alles eh'r als an mein nahes Glück.
Ja, manchmal packt den schier verzweiflungsvollen Thoren
Das gute Glück im Nu von hinten bei den Ohren.
Mir tönet ein Gepatsch, ich seh mich um, und ach!
Du, Liebchen, kommst daher mit Reizen mannichfach.
Wie wenn die Grazien durch des Parnassus Sümpfe
Hochaufgeschürzt —

O weh! hier holperte
Mein Weg, und ich stolperte,
Und drüber flohn mir die Grazien fort,
O Dörtchen, wie Du auf der Märsche dort.
Ach! seit ich Dich sah auf nassen Pfaden,
Möchte mein Herz sich in Wasser baden.

Wie der Blitz
Aus dem Wolkensitz
In eine Scheuer
Voll Korn und Stroh,
So
Schlug mir Dein Reiz ins Herz,
Und himmelwärts
Ging's auf in Feuer
Lichterloh.

O!
Hier glitt ich auf feuchtem Grase,
Und fiel auf meine Nase.
Um Wiesensümpfe
Und Elsenstümpfe
Läuft unruhig umher mein Steig:
Drum springen
Und schwingen
Sich meine Verse jetzt nicht gleich.

O Liebchen, als Du fielest
Beim Knicks,
Was mocht' es seyn?
Ja, hinterrücks
Stand Venus Dir, und stellte Dir ein Bein.

Ich

Ich weiß nicht, ob Du's fühleſt;
Es iſt gar fein,
Drum wird es Dir ſchon fühlbar ſeyn.
Ja, hat die Liebe ſich in unſer Herz geſtohlen,
So dreht, ich ſag' es unverhohlen,
Sich unſer Kopf, gleich einem Wetterhahn,
Wann ringsher ſich Gewitter nahn,
Und unten brennen uns vor Bangigkeit die Sohlen.
Doch, Dörtchen, ſey
Nicht gar zu ſcheu,
Und ſchreie nicht vor mir, wie vor dem Kauz die Dohlen.
Ich lieb' in Wahrheit nur
Dich mit Natur,
Und folgte luſtig, Dir zum Schur,
Wie auf die Kammer heut, Dir bis zu beiden Polen,
Wo Platten Eis das Meer verbohlen,
Ja, bis ins Land, das die Mongolen
Riolen.

O hohe Phantaſie!
Hier tappt' ich in Sumpf bis über's Knie.
Nicht länger will ich im Naſſen ſtöhren.
Anmuthig ſchwellt

Sich vorn ein dürres Feld;
Dort sollt Du im Sandweg durch die Föhren,
O Dörtchen, erst das Beste hören.

Feurig sing' ich meine Wünsche Dir,
Aus des Herzens Grunde mir entsprossen,
Wie die Tannen aus dem Sandrevier,
Hoch wie diese sind sie auch mir aufgegossen,
Und in ihrer Krone, krönest Du sie mir,
Nisten traute Freuden, wie die Krähen hier.
Du verstehst mich sicher unverdrossen,
Denn Du thust nicht schön mit falscher Sitten Zier.
Wie das Malz im Brauhaus auf der Darre,
Also schmacht' ich in der Liebe Brand.
Gieb mir, schönes Dörtchen, Herz und Hand!
Sieh, ich harre
Tag für Tag mit gutem Grund auf eine Pfarre.
Doch, versagst Du mir der Lieb' und Ehe Bänd,
Nein, so stiefl' ich länger nicht im Erdensand;
Ach! ins überird'sche Land
Zieh' ich hin mit ew'ger Herzensschmarre.

Zweites Buch.

Inhalt des zweiten Buchs.

1. Orangenbaum und Venusfliegenklappe.
2. Der Morgenritt.
3. Der Morgen im Wirthshause.
4. Der brave Exkavalleriſt.
5. Folterkammern.
6. Das reizende Logis und ein geheimes Blatt.
7. Das Schlafkabinett und mein Schickſal darin.
8. Etwas Höfliches und Feines.
9. Mars und Amor.
10. Freundſchaft.
11. Ein ſeliger Zuſtand.
12. Merkwürdigkeiten.
13. Der Hügel am Dorfe.
14. Schreiben aus der Laube.
15. Postillons d'amour.
16. Ein kurzes Kapitel.
17. Beſtellung.
18. Fahrt zum Lager.
19. Das Gezelt im Tannenhain.

20. Der Abend im Lager.
21. Der optiſche Spiegel.
22. Querſtriche.
23. Sehnſucht.
24. Opium.

I.

Orangenbaum und Venusfliegenklappe.

„Mit welcher Fluth von Begegnissen und Auftritten wird mancher Tag unsres Lebens überströmt! Dafür liegen auch ganze Haufen von Tagen auf dem Ebbgrunde und schnappen nach neuen Begebenheiten, wie Fische auf dem Sande nach frischem Wasser.“

„O wenn unser Leben doch wie ein gesunder Orangenbaum wäre, immer voll grünen Laubes, voller Knospen, Blüthen und Früchte!“

Diese Zeilen schrieb ich am Abend des zweiten Revüetages, dessen Geschichte ich nun

erzählen werde. Es wäre schön, wenn unser Geist mit allen seinen Kräften auch, wie ein gesunder Orangenbaum, immer grünend, knospend, blühend und fruchttragend, da stände, besonders auch beim Schreiben schöngeisterischer Lesereien; aber er wurzelt in einem Boden voll guter und schlimmer Säfte, im fleischlichen Körper, und das Schicksal spielt mit allen Arten von Wettern, veränderlicher als der April, um ihn herum, unbekümmert, was ihm bekomme und nicht bekomme. Es ist mit dem menschlichen Geiste leicht so schwächlich und jämmerlich beschaffen, wie mit der Sinnpflanze Noli me tangere (oder Mimosa sensitiua): er sinkt bei widerwärtigen Berührungen mit Blättern und Zweigen zur Erde hinab. Zuweilen, oder vielmehr oft, gleicht er auch einer rüstigern Sinnpflanze, der amerikanischen Venusfliegenklappe (Dionaea muscipula): er klappt sein stachelichtes Blatt, wenn eine Fliege sich drauf setzt, um seinen Saft zu saugen, grimmiglich zusammen und durch-

ſticht das räuberiſche und unverſchämte Thier mit ſatyriſchen Stacheln. Der Verfaſſer des goldnen Kalbes, iſt unter andern eine wahre Venusfliegenfalle. Die armen Venusfliegen!

Ich komme nun zur Geſchichte.

2.

Der Morgenritt.

Ich ſtieg alſo mit Ahlen frühmorgens gleich nach drei Uhr auf dem Pfarrhofe zu Pferde. Die Leſer werden ſich erinnern, daß Ahlen nach dem Dorfe T., auf deſſen Gute geſtern, nach ſeinem feſten Glauben, ſeine Geliebte, die Frau von Meltiz, ſich vor ihm verläugnet hatte, zurückkehren wollte, um zu ſehen, ob ſie mit ihrer edlen Wirthsfamilie wieder zur Revüe abfahren würde. Er wollte ſein Pferd in der Dorfſchenke laſſen, und an der Mauer des Gartens, wo er geſtern her-

umschlich (siehe das achtundzwanzigste Kapitel des vorigen Buchs) und wo der Weg zur Revüe vorbeilief, Wache stehen, bis die Herrschaften dicht vor seinen Augen vorbeifuhren. Sein Herz glaubte sich eine Satisfaction zu geben, wenn sein Dastehen Julien stillschweigend sagte: „Siehe, ich bin hier noch in Deiner Nähe und sehe nun an Ort und Stelle, daß Du mich gestern betrogst und unverdient verschmähtest!“ Wir wollen ihm seine Einbildelei und Thorheit gern verzeihen, denn er war verliebt, gutherzig und unglücklich. Was mich betrifft, so darf ich hier wohl kaum erinnern, daß ich einen Morgenbesuch bei Henrietten auf dem Schloß in L. zu machen habe. „Vielleicht treffen Sie mich dort nicht ganz allein, hatte sie mir gesagt, und ich hatte mir dieses gleich in den Wunsch und die Hoffnung, von mir allein angetroffen zu werden, umgedeutscht. Ich hätte zu diesem Besuch freilich nicht so früh aufbrechen dürfen, denn ich wurde von Henrietten nicht vor sie-

den Uhr erwartet; aber Ahlens Weg ging über L., und ich hielt es auch nicht für überflüssig, mich vor meinem Besuch in guter Ruhe ein wenig zu erhohlen.

Wir ritten so schnell feldein, als hätten wir eine Verspätung einzuhohlen gehabt, und Ahlen besorgte auch einmal über's andere, daß er zu spät in L. ankommen könne. Er sah in Feld und Dorf keinen Menschen gehen, ohne zu fürchten, daß Julie mit ihrer Reisegesellschaft auch schon aufgestanden und auf dem Wege seyn möchte. Die Leidenschaft flattert von Hirngespenstern, wie die in den Tag hineinverscheuchte Eule von anfeindenden Vögeln, umschwärmt und verfolgt. Das Dorf K. schwand mit seinen stolpstiefeligen umherpolternden Reitknechten und einem Leiblakai, der aus einem Dachfenster des Hauptquartieres in den Morgen hineinnieste, und das Feldlager mit seinem Tabaks- und Küchenrauch, seinem Wehrgekling und Soldatengemurmel, hinter und neben uns zurück. Wir bemerkten

vor lauter Eil auch kaum die aufgehende Sonne und den ſchönen Morgen, die über die Revüe-haide eine ſo erquickende Luft und einen ſo milden Glanz ausgoſſen, als hätte darauf nicht der wilde Krieg, ſondern der ſanfte Frieden ſeine Spiele halten ſollen. „O! da kommen ſchon Wagen!“ rief Ahlen vor'm Dorfe L. mit kläglichem Tone. „Ja, mit Waſſerfäſſern und nicht mit Julien beladen!“ antwortete ich ihm zu ſeinem Troſte. Ein paar Bauern fuhren in der Morgenkühle noch Waſſer ins Lager. Es war ungefähr vier Uhr. Ich trennte mich von Ahlen am Schlagbaume des Dorfes, und bedaure, daß er ſo heftig eilt, um an der Mauer des L....ſchen Edelgartens vielleicht nichts als lange Weile zu finden und ins L....ſche Wirthshaus, an welchem ich ſo eben abſteige, zu neuer langen Weile zurückzukehren.

3.

Der Morgen im Wirthshause.

Wir passirten dieses Dorfhotel, mit ein paar frischaufgebauten Lauben vor der Thüre, schon gestern Nachmittag im achtundzwanzigsten Kapitel des vorigen Buchs. Es ist voll Revüegäste, die dort nachtlagern und größten Theils von ihren Feder- und Strohbetten schon aufgestanden sind. Ein dicker Graurock kratzt sich an einer Laube seine Fuhrmannsnachtmütze schief und heult gähnend zu einem Fenster hinauf: „Auch schon ausgeschlafen?“ „So so!“ gähnt ein langes hageres Gesicht ihm aus dem Fenster herab. „Christian, he! nimm 'n Herrn's Pferd ab!“ hustet der Wirth zur Thüre heraus. „Schön Wetter, meine Herren! schön Revüewetter!“ Die Kaffeemühle rasselt im Nebenstübchen, das Feuer knistert in der Küche, der Brunnen knarrt auf dem Hofe. Klingkling! zerfällt auf der Hausflur eine Tasse. Die Wirthinn fährt scheltend zur

unvorsichtigen Magd heraus, und stürzt über den Hauskater, der ihr zwischen die Beine läuft, mit kreischendem Gefluch. Krickkrack! bricht eine Treppenstufe, und ein Gast poltert herunter, die alte Treppe sammt dem ganzen Hause zu allen Teufeln wünschend. „Bedaure, lieber Herr!“ versetzt der Wirth; „aber wer fallen soll, heißt es, unter dem bricht, mit Respekt zu melden, Thron und Abtritt entzwei.“ In der Schenkstube klappern schon die Würfel; vielleicht wurde die ganze Nacht hindurch gewürfelt. Elendes Spiel! Die Würfel sind aus den Knochen des Todes herausgeschnitten, und ihr Geklapper ist Victoriaschießen über die jämmerliche Todtmachung der Zeit und des Verstandes der Spieler. Spiele, wobei der Verstand ganz und gar nichts, außer Betrügereien, thun kann, sind unedel und entehrend; denn die Menschen machen sich dabei, (welches ihnen freilich eben Spaß macht) zu dummen Narren des blinden Glücks, oder zu Rupfgänsen und Helden der helläugigen Spitzbüberei.

Ich übergehe die andern Wirthshausauftritte über einen, dem ich hier einen eigenen Abschnitt anweise.

4.

Der brave Exkavalleriſt.

„Na, alter Kamerad, auch ſchon auf'n Beinen?“ ſprach der Wirth, mit ein paar Branntweinsflaſchen aus dem Keller in die Schenkſtube eilend. Ein Alter trat auf die Hausflur her, einen Stummel von Taſchenpfeife, die er eben in der Küche angebrannt hatte, im Munde. Er trug unter einem dunkelblauen, geflickten Bauerrock eine Weſte, der man's anſah, daß ſie einmal gelb geweſen war, und ein falſcher Zopf baumelte ihm an ſeinem dünnen grauen Haupthaar. Auch ohne Zopf und Weſte hätt' ich ihn leicht den ehemaligen Soldaten angeſehen. Wer erkennt unter den Bauern, beſonders Sonntags in der

Kirche oder bei andern Dorffeierlichkeiten, nicht auf den ersten Blick die Landessöhne, die durch die Schule der Kriegszucht gelaufen sind? Aufrechter steht ihr Kopf und ihr Leib, ihr Schritt ist gemessener, ihre Miene und ihr Blick gehaltener, würdiglicher, fester; und kömmt es zum Reden, so sind sie die besten Sprecher, wenn auch gewöhnlich die schlechtesten Sprachmeister: denn sie sprechen weder Hoch- noch Plattdeutsch, sondern beides unter einander. Ausgediente und noch dienende Landeskinder sind die Weltleute unter den Bauern, und fast bei keinem, wenn er nicht gar zu kurze Zeit gedient hat, geht die Politur oder Dressirung, die er unter der Montur und dem Stocke erhielt, unter dem Bauerkittel und Dreschflegel gänzlich wieder verloren.

„Ein Kriegsmann gewesen, mein Freund?“ fragte ich den alten Schmaucher auf der Hausflur.

„Drei und dreißig Jahre,“ versetzte er, seine Pfeife aus dem Munde nehmend und sich in so aufrechte Stellung werfend, als seine alten

alten Schultern und Halsknochen erlauben wollten.

„Eine hübsche Zeit! Aber laß'r seine Pfeife nicht ausgehn! Hier aus dem Orte?"

„Fünf Meilen von hier."

„Doch wohl nicht hier, um die Revüe mit anzusehen?"

„Ja, werthster Herr."

„Ich dächte, Er hätte sich am Soldatenwesen in drei und dreißig Jahren satt und überdrüssig gesehen."

„Ein alter Fuhrmann sprüng' noch im Sarge auf, wenn 'r 'ne Peitsch' knallen hörte."

Der lebhafte Blick und Ton, womit der Alte sprach, zogen mich an. Ich bat ihn, mit mir vor der Thür in einer Laube zu frühstükken, und er folgte mir dahin. Ich hatte mir Kaffee bestellt, und fragte ihn, ob er eine Tasse mittrinken wollte. Er bedankte sich. „Der alte Fritz," sprach er, „konnt'n Kaffee nicht leiden. „Bin bei 'ner Biersupp' aufgezogen!" sagt'r, und ich auch. Kaffee ist nicht soldat'sch."—

Ich ließ ihm Schnaps einschenken, der ihm so soldatisch schmeckte, daß er nach und nach etwas zu viel davon einnahm.

Er hieß Brake, war Kossäthe und Leinweber in einem ....schen Dorfe, und hatte bei dem letzten Marsche nach Schlesien (1790) seinen Abschied erhalten, wobei der General seines Regiments ihm die Hand gedrückt und gesagt hatte: „Mein lieber Brake, du hast deinem Könige und Vaterlande drei und dreißig Jahre lang treu und redlich gedient. Gott gebe uns viele solche brave Soldaten! Geh nun in Frieden nach Hause, und verlebe Deine alten Tage in guter Ruhe und Gesundheit!“ — „Ich alter Narr! mußt' weinen wie'n Kind, als mir der General das sagte!“ sprach Brake, und dabei gingen ihm die Augen über. — Er trank hierauf sein erstes Glas Branntwein.

„Er hat also noch den siebenjährigen Krieg mitgemacht?“ fragte ich.

„Hab' noch die Zeichen davon, von Ku-

geln und Säbeln hingezeichnet. Hier oben am Arm, von 'ner Wetterknallbüchs', so'n Tyrolschen Scharfschützen! War nur in 'ner Plänkelei, 'n Fleischfresser von Schuß. Stand mit auf'm Vorposten, in Dings da, na, wie nennt sich's gleich? O alter Dummkopf! so was zu vergessen! hast's ja hundertmal genannt."

„Laß'r nur!"

„Je, das Lumpendorf! Bei Breßlau lag's. Seh's noch als wenn's vor mir läge. Stand da mit'm Wachtmeister am Ende bei'm Schmidt, ließ mir eben 'n Rappen beschlagen. Recht! Fabian hieß der Schmidt; auch das weiß ich noch. 's vermaledeite Dorf liegt mir auf der Zung'."

„Laß'r 's nur heißen wie's heißt!"

„So mag's denn! 's bischen Plänkelwerk da umher ist auch nicht der Red' werth. Aber hier, Herr! sehen Sie, da hat mir'n verdammter Pandurensäbel Mollwitz über'n Kopf hingeschrammt; bei Mollwitz war's, auf'm lin-

ken Flügel. Mein Hut ging mit sammt'm Federbusch in die Brüche, und's Blut lief mir über Nas' und Maul; aber ich gab'm Panduren doch'n Rest, daß er hinpurzelte."

Brake erzählte noch mehr Stückchen vom siebenjährigen Kriege, wovon in den gedruckten Geschichten desselben kein Wort steht. Er sprang dabei so hastig von einem Kampfplatz, Lager und Quartier zum andern, daß ihm sein Zopf bald rechts und bald links über die Achsel vorflog; er ergriff ihn einige Mal in seiner Erzählung und schmiß ihn mit dem geschlagenen Feind zurück, und einmal auch mit einer böhmischen Edelfrau, die ihm in eigener Person den Paß in ihre Vorrathskammer verrannt hatte. Brake erzählte mit homerischer Naivität, nur etwas lebhafter und gedrängter, und leerte dabei sein zweites Glas. Vier ans Wirthshaus herjagende Revuebesucher, die ein paar Gäste daraus abrufen wollten, störten unsre Unterhaltung ein Weilchen, und ich benutze diese Unterbrechung zu einer Bemerkung.

Schade, daß nicht gute Volkskriegsgeschichten geschrieben werden! Ich meine Kriegsgeschichten voll solcher Umstände, die von der Staats- und militärischen Geschichte der Kriege, wie wir sie in guter Anzahl gedruckt erhalten, als unbedeutende Nebensachen oder nichtsnützige Außendinge verschmäht werden, und wovon sich manches in handschriftlichen Tagebüchern von Militärpersonen, in Provinzial- und Ortskroniken und in gedruckten Flugblättern zerstreut und verloren findet. Z. B. karakteristische Anekdoten von Einwohnern der Gegenden, die von Kriegszügen heimgesucht werden, ihre Geschäfte, häuslichen Auftritte und besonderen Schicksale, kurz, Geschichte ihres Verkehrs mit freundlichem und feindlichem Militär; ferner, Geschichte der verschiednen Kriegstruppen auf Märschen, in Lägern und Einquartierungen; Geist und Gesinnung der Soldaten vor, in und nach Schlachten und Gefechten, in mancherlei einzelnen Zügen und Handlungen ausgedrückt u. s. w.

Geschichten voll solcher, dem bunten Menschenleben bei Kriegen naiv und lebendig abkopirter Gemälde und Schildereien wären freilich — schwerer zu schreiben als Staats- und Militärgeschichten, wie wir sie haben, und wie sie, auch ohne viele praktische und individuelle Menschenkunde, von Gelehrten in Bücherstuben und unter mathematischen Rissen recht fleißig geschrieben werden können: aber jene hätten dafür auch ein menschlicheres Interesse, nicht nur für den unbefangnen denkenden Beobachter, sondern auch fast für alle Klassen von Lesern. Klio sollte sich, als Muse der Menschengeschichte, schämen, wie ein Rhodischer Koloß auf der Erde umherzuschreiten, und nur auf di Großen und ihre Staatsactionen und Hofkabalen sehend, die Kleinen, welche das Volk ausmachen und ohne welche es weder Große, noch Staaten, noch Staats- und Hofhändel geben könnte, mit ihrem bürgerlichen und häuslichen Leben wenig oder gar nicht beobachtet, zwischen ihre Beine durchpassiren zu lassen.

„Mag's doch manchmal auch noch so verteufelt dabei hergehn," sprach Brake, als der Schwarm Gäste, die uns mit ihrem Lärm gestört hatten, fortgeritten war, — „und man hungert ab und zu, daß einem die Schwarte knackt, und möchte vor leidigem Durst, mit Verlaub zu sagen, wer weis was saufen, und wenn's heißt: Vorwärts! Marsch, und unten die Erde grunzt und die Luft um einen pfeift, und in lauter Knallen und Qualmen einem Hören und Sehen vergeht — Blitz und Wetter! man ist weg wie man 'ne Hand umkehrt, umgekugelt als'n Kegel und entzweigehackt als'n Stück Holz! Aber seine jungen Jahre so im Kriege zu vertummeln und in Allerwelts seinem Spektakel, und vollends unter so'm König, den man vor Lieb' auffressen möchte: bei meiner armen Seel'! 's ist doch was anders als nur so auf'n paar alten Bauergehöften und Lausenestern herumzustolpern, bis man sich auch alte Knochen an 'n Leib gestolpert hat."

„Freilich!" erwiederte ich, „man hat sich

da was verſucht, und weis wie's in der Welt ausſieht und hergeht."

„Und wenn's zum Klappen kommt, Herr! der Schluck Branntwein hier ſoll mir zu Gift werden, wenn ich nicht von'm Offzier, der ſelbſt 's Königs Dienſtrock trägt ſo gut als'n Gemeiner, und ſo gut als'n Gemeiner unter'm Kommando ſteht, — ja, zehnmal lieber will ich von'm Offizier 'n bischen Hudelei vertragen als von'm Juſtiziars oder 'm Landjunker, die Gott weiß unter was für'n Kommando ſtehn, wenn's nicht ihr Geldſack, ihr großherr'ſches Maul und ihr Schabernack iſt. Und vollend's ſo'n Edelmannsvogt mit'm Prügel — daß dich der Henker! Lieber mit'r Kling' auf der Stell' todtgefuchtelt, als nur'n paar Schmiſſ' von ſo'n, ſo'n — na, ich mag nicht fluchen, Herr!"

Brake fühlte im Soldatenſtande etwas Ehrenvolleres und Vornehmeres als im Bauer- und Bürgerſtande, und nicht ohne Grund. Der Soldat fühlt ſich dem Könige näher und an-

gehöriger als der Bürger und Bauer, weil er ihm unmittelbarer dient oder zu dienen scheint; und scheint nicht der König, weil er Kriegeruniform trägt, vorzugsweise der König der Soldaten zu seyn? Der Kriegsmann trägt in seiner Montur eine Königliche Livree, und steht im Solde des Königs; sein Militärdienst hebt ihn aus dem gemein-bürgerlichen Geschäftsleben heraus und ist etwas Besonderes; er sieht, indem er zur Wache und Aufsicht über Land-Oerter und öffentliche Versammlungen, und zur Bändigung und Stillung von Aufständen und Unruhen kommandirt wird, das Volk, Bürger und Bauer, unter sich; er führt Ober- und Untergewehr und das Vorrecht, damit auf Kriegsbefehl, der über das bürgerliche Recht geht, zu schlagen und zu tödten, was ihm vorkömmt; er sieht den Monarchen an seiner Spitze und in seiner Mitte und in wirklichen Geschäften mit ihm, und erkennt in jedem Officier leicht den Repräsentanten desselben, sey's auch nur wegen der

Soldatenuniform, die beide tragen. Der Bauer erkennt im Justizamtmann, Amtsaktuarius, bürgerlich gekleideten Gutsherrn, und im Vogt und Verwalter des Edelmanns, und der Bürger im Bürgermeister, Stadtdirektor, und selbst im Obergerichtspräsidenten, schwerer den Stellvertreter des Königs, ob sie gleich, Kraft der Gerechtigkeit, die sie, jeder seines Orts, im Namen des Königs handhaben, oder handhaben sollten, mit Gesetzbuch, Aktenfeder und Stock eben so wohl, wie Staatsdiener mit Uniform und Degen, seine Repräsentanten sind. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn der König, seinem sinnlichern und unverständigern Volke zu Liebe, dann und wann auch in Civilkleidung erschiene.

„Er hat also wohl oft die Revüe hier mitgemacht?“ fragte ich Braken.

„Alle Frühjahr, so oft's welche gab, war ich mit auf'm Tanzplatz. So lang ich auf Urlaub nach Hause und zu meiner Handthierung ging, war mir's 'ne Lust, wenn der

Märzschnee schmolz und die Ordre zum Regiment kam. Weg mit Schlarren, Schurzfell, Schlichtbürste! Montur ausgeklopft, Stiefeln und Bart geschmiert, Bündel geschnürt, mit'm Degen auf die Schulter, und Adje, Frau! Fort gings von der Webebank, wo ich'n Hintern zerschubt, auf'n Reutersattel, wo ich'n wieder zurecht ritt. Die alten Kameraden wieder da, Hände geschüttelt, geschwatzt, getollt, exercirt, Wach' gestanden, Ordonnanz gemacht. Herr, 'n Bauer in Ehren! aber ich müßt' lügen, wenn ich nicht erst unter'n Soldaten recht aufthaute. 'n verhenkert Leben! Man ist'n ganz andrer Kerl drunter."

Brake trank hier noch ein Glas.

„Und wenn's nun her zur Revüe ging," fuhr er fort, „Herr, die Haide ringsum mit allen Anhöhen und Niederungen, Tannentruppeln und Sandschellen, potz Element! alle Manövers, Attaken und bauz! bauz! hast Du nicht gesehn! Schnerreng teng teng! Heidi's und Retiraden, von den Sechzigern her, seh' und

hör' ich rund herum, und die alten Generale und Adjudanten, wie sie galoppiren und kommandiren, und halt! halt! da und da mit ihren Schimmeln, Füchsen und Engländern auf den Hinterbeinen tanzen, wie Eichhörnchen. Und der alte Fritz! o liebster Herr! das Herz im Leibe lachte mir, wenn ich'n wiedersah, und's Wasser lief mir in die Augen vor Freuden. Und wenn er da auf'm Hügel so da hielt mit seinem Dukkopf und's Glas vor'm Aug', und hinter ihm so viele große Herrn und Buntröcke aus alles Teufels seinen Landen her, — Gott vergeb' mir meine schwere Sünden! Aber als ich den alten Hügel gestern wieder sah, ich mußt' hin, und Sackerment! konnt'n Dackel nicht auf'm Kopf behalten, und's war mir, als läge der alte Fritz da begraben. Herr, der Kuckkuck mag da's Weinen lassen!"

Ich schüttelte Braken die Hand, und wurde von seiner Rührung um so mehr angesteckt, je herzlich-naiver und soldatischer er dabei fluchte.

Er wischte sich wie mit zornigem Verdruß die Augen, und sprach weiter:

„Bei meiner Seel', ich alt Weib! Aber wenn ich mit unsrer Kompanie bei der Revüe nah' auf'n zukam, 's wurde mir warm und heiß, und wenn ich'n schwatzen hörte, war's auch mal Sackermentiren oder Französisch, laut hätt' ich rufen mögen: O, Fritz, Fritz! — Ja, Herr, vor mein Leben gern wär' ich mal aus'm Glied 'rausgerückt und hätt' ihm gesagt: „Alter Fritz, ich bin 'ne Canaille, wenn ich mich nicht tausendmal hinter'n ander für Dich todtschlagen ließe!" Aber zum Teufel! 's wollt' sich nicht schicken."

Brake erzählte mir noch, daß er mit seiner alten Reutermontur und seinem Zopf begraben werden wollte, und sich im Sarge umkehren würde, wenn er sie nicht anhätte. „Und, Herr!" sprach er, „wenn sie mir noch 'ne rechte Freud' im Grabe machen wollen, so knallen sie 'n paarmal drüber hin, meiner Seel! und schießen mir so 'ne letzte gute Nacht,

alter Kriegskamerad! wär's auch nur mit 'ner alten verfluchten Schrotflinte."

Der Branntwein ſtieg ihm etwas zu ſehr zu Kopfe.

„War lang' kein' Revüe geweſen," ſprach er zuletzt, „hatt'n da in Weſtfalen Schinken und Pumpernickel gefreſſen, und Hannöverſche Knackwürſt! Gut! Zum Henker! ich mußt 'mal wieder her, und, Herr, da ſchnackten ſie, ich wär'n alter Narr, daß ich wieder herhumpelte mit meinen alten Beinen. Sackerment! ich'n Narr? Hab' mein Plaiſir drau, und ſie verſtehn's nicht. 'n Lumpenhund weiß nicht, wie'n braven Kerl zu Muth iſt. Narr? was? Wenn 'ch ſo zur Revüe geh', ſo weiß ich wohl, warum, und ſolche Böhnhaſen und dumme Liſen, die's nicht wiſſen, ſollten's Maul halten, Teufel noch'n mal! ſind ja alle Narr'n, dumme Narr'n! Aber die verdammten Dummbarte wiſſen's nicht, ſind immer oben 'naus, und naſeweiſen, als wenn ſie klug wär'n. Geſcheidte Leute eben halten's Maul, und laſſen

jedwedem seine Weise, und wissen wohl, wo's ihnen jückt, und da kratzen sie sich. Sind alle nicht recht klug! Der Geier! wenn 'ch Flint' und Degen hätte, macht's noch mal mit, 'n König zu gefallen, und 'ne Canaille, wenn 'ch mich nicht für'n todtschießen ließ', so wahr 'ch lebe!"

Meine Unterhaltung mit Braken hat hiermit ein Ende.

5.

Folterkammern.

Gegen sechs Uhr reisten alle Gäste in L. zur Revüe ab, auch vom Gute, welches dem Wirthshause schräg gegenüber lag; vier Wagen voll Damen und fünf Herren zu Pferde kamen vor meinen Augen vom Edelhofe herab, und Henriette war nicht darunter, wohl aber die Baroninn, ihre Gönnerinn und Musenfreundinn, die mit ihren hochroth geschmink-

ten Wangen mir sehr kenntlich hervorleuchtete. Auf einmal war alles ruhig umher, und ich konnte mich nun, obgleich die Stunde meiner Bestellung noch nicht geschlagen hatte, mit meinem Besuch bei Henrietten nicht länger gedulden. Das Schloß, worin ich sie jetzt allein, oder wenn auch mit ein paar Domestiken, zurückgeblieben glaubte, stand vor meinen Augen da (der Vorhof desselben war nur mit einem grünen Staket eingefaßt), und schien mir in seiner Stille herüber zu bisten; es klang mir wahrhaftig wie lauter Bst! Bst! in die Ohren. Es war ja auch Glocke sieben, sobald Henriette nur allein war. Ich hatte dem Liebesgott auch schon eine kleine Weinlibation gebracht. Wozu also noch warten?

Ich eilte auf's Gut. Kein Mensch auf dem Vorhofe, kein Gesicht an den Fenstern des Schlosses. Ich lief die Steige zur Hausthür, welche halb aufstand, hinauf, und schlüpfte hinein. O, wär' ich doch weniger hastig gewesen! Kaum war ich auf der Hausflur, so ras-

raſſelte, der Himmel weiß aus welchem Hofwinkel, ein Wagen vor's Schloß her, und eine Dame kam, „mein rothes Schnupftuch! auf der Kommode!“ rufend, den oberſten Abſatz der Treppe, mir noch unſichtbar, herab. Ihre Stimme klang etwas grob, und keinesweges nach Henrietten. Ich Thor erſchrack, als hätte ich Menſchenaugen zu fürchten gehabt, flüchtete unbeſonnen in die erſte beſte offene Thür, (ſie ging nach hinten hin) und ſprang, über einige Stufen hinab, in eine Vorrathskammer voll Kaſten und Töpfe und voll hangender Schlackwürſte und Preßgansbruſte.

„Fieke, he!“ rief die Dame, noch auf der Treppe.

„Ihr Gnaden?“ antwortete eine Stimme aus der Küche, oder ſonſt woher.

„Iſt auch die Cervelatwurſt mit eingepackt?“

Wie ein Feuerbrand fiel mir dieſe Frage auf die Bruſt; ich ſah mich mit der Cervelatwurſt ſchon aus der Vorrathskammer gehohlt.

„Wie befehlen Ihr Gnaden?“ fragte Fieke.“

„Wo haſt du denn deine Ohren? Ob die Cervelatwurſt mit eingepackt iſt?“

„Ja, Ihr Gnaden.“

Ich ſchöpfte wieder Athem.

„Und das Kümmelbrödchen?“

Der Athem verging mir wieder; ich glaubte, alles was gefodert wurde, ſtecke mit mir in der Vorrathskammer.

„Auch das, Ihr Gnaden.“

Ich blickte um die halboffne Thür; die gnädige Frau trat eben von der Treppe auf die Hausflur, und ſchien ſich gegen meinen Hinterhalt herwenden zu wollen. Ich drückte mich mit neuentzündeter Angſt in die Wandecke hinter der Thür hinein. Von was für erbärmlichen Dingen kann man zerängſtet werden, wenn man nicht an ſeinem rechten Ort iſt! Ich will lieber mit der ganzen Invaſion gegen England auf meinen Schultern daſtehen, als in ſolcher Vorrathskammer mit

der Furcht vor einer schmählich-lächerlichen Ertappung.

„Köchinn, die Braten ja zu rechter Zeit angesteckt, und das Feuer nicht zu stark gemacht!“ rief die Dame des Hauses in die Küche hinein, ging fort, kehrte wieder um, und gab, wieder fortgehend und wieder umkehrend, noch ein Dutzend anderer Küchen- und Hausbefehle. Ich verwünschte dabei in der peinlichen Lage, worin ich dadurch zurückgehalten wurde, bitterlich sie sammt allen Frauen, die sich um die Hauswirthschaft bekümmern, so großen Respekt ich auch sonst für dieselben habe. Aber das Ärgste stand mir noch bevor.

„Fieke!“ sprach die gnädige Frau, die offne Vorrathskammer erblickend: „da seh man nun wieder! Hat sie nicht die Thür wieder sperrangelweit aufgelassen? Es ist doch eine ganz impertinente Nachlässigkeit mit den Leuten! Können denn nicht die Katzen da hineinkommen, Jungfer Gedankenlos?“

Die Dame Hauswirthinn ſteckte hiermit ihren betaſthuteten Kopf in die Kammer und rief: „Mieß! Mieß!“

Man denke ſich die Folter, auf der ich lag!

Klapp! war die Thür zu, doch zum Glück nur mit einem Drücker verſchloſſen.

„Wahrhaftig!“ ſprach meine Plagegöttinn, fortgehend, „man ſollte keine Stunde von Hauſe ſeyn! O das Geſinde, das Geſinde! es iſt rechtes Geſindel! Ich werde bei der Revüe auch wohl was rechtes ſehn! Nein, man muß ſeine Gedanken ja immer zu Hauſe haben und tauſend Unordnungen und dumme Streiche fürchten, wenn man nur mal den Rücken wendet. Schlag eilf bin ich wieder hier, hört ihr?“

Nun, dachte ich, wird ſie wohl zum Henker fahren; aber nein!

„Iſt die Chokolate für die Mamſel oben fertig?“ fragte ſie weiter.

„Ja, Ihr Gnaden, gleich.“

„Und Biskuit dazu! Na, ich will'n nur noch selbst abschneiden. Fieke, einen Teller!“

Ich sah mich erschrocken um, ob der Biskuit in meiner Kammer stände, aber ich sah ihn nicht. Wohl mir! Ihr Gnaden und Jungfer Fieke gingen fort durch eine knirrende Thür. Geschwind meine Marterkammer leise auf! Niemand auf der Hausflur. Ich wie auf geflügelten Füßen hinaus und die Treppe hinauf. Die Mamsell oben war ohne Zweifel Henriette. Zu ihr hinein! Aber wo ist ihr Zimmer? Um mich her ein rundlicher Saal mit vier Thüren; alle Thüren verschlossen. Wohin nun? Wehe mir! da kömmt die ewige Hausdame mit wer weiß was für vergessnem Geschäft, die Treppe heraufgesprochen.

Einmal in der Flucht, sieht man so leicht nicht wieder; nach Einer Unbesonnenheit ist man höchst aufgelegt, in die zweite hineinzupurzeln.

Ich sehe hinterwärts einen Gang hinlaufen, fliege hinab und in ein angelehntes Thür-

chen. Wo war ich jetzt? In einem kleinen Gemach, wohin sich schon mancher Liebhaber versteckte; ein Umstand, den Blumauer in seinem Lobliede auf dieses Gemach vergaß. Aber wenn das Unglück einmal auf uns erpicht ist, so mag man fliehen bis ans Ende der Welt: es kömmt einem auch dort wieder in den Weg.

Die Dame des Hauses kam in den Gang herab; ich zog mein Thürchen fest an. Sie nahte meiner Festung, und sprach leise vor sich: „Gut, daß es jetzt noch kömmt! Aber man möchte vor Verdruß auch" — — Sie sprach es wahrhaftig nicht aus, ob sie gleich vor sich selbst sprach, und ich frage jeden Menschenkenner, ob er einen größern Beweis, daß die Edeldame in L. eine wohlgesittete Frau sey, verlangen könne? Nur Der ist wahrhaft wohlgesittet, der sich unreiner Worte auch vor sich allein schämt. Mit den Gedanken, die einem unwillkührlich kommen, ist's freilich nicht so genau zu nehmen.

Aber man denke ſich wieder die Folter, worauf ich lag! Meine Plagegöttinn faßte den Drücker meines Thürchens, und gedachte es nur ſo geradezu aufzumachen; ich hielt's am Schloß und an einem eiſernen Überhängſel feſt zu, und ſchwebte auf eine verzweifelte Art zwiſchen Angſt und Lachen. Mit der Angſt allein läßt ſich's ſchon noch aushalten; aber wenn das Lachen hinzukömmt, ſo geht's faſt über die menſchlichen Kräfte. Ich überwand mich jedoch, und zähle dieſe Selbſtüberwindung zu den größten Heldenthaten meines Lebens.

„Ei!“ ſprach die gnädige Frau vor ſich, „wie iſt denn das? Wer hat denn das Ding verſchloſſen?“

Ich hatte doch noch Glück bei meinem Unglück. Meine Dame entfernte ſich nach dieſen Worten, und ich hörte ſie kaum, mir aus den Augen, auf dem Saale: „Fieke! he, Fieke!“ rufen, ſo flog ich hinaus, den Gang vollend's hinunter, auf einen kleinen Vorſaal

und durch eine Thür, die ich unverschlossen traf, in ein Logis, welches wir im folgenden Abschnitte kennen lernen wollen.

6.

Das reizende Logis und ein geheimes Blatt.

Eine Luft voller Wohlgerüche hauchte mir entgegen, und hauchte mir sogleich eine andere Stimmung ein. Lieblichere Gerüche geben lieblichere Empfindungen, nicht nur in der Nase, sondern auch in der Seele. Ich befand mich in einem Damenzimmer ohne Damen. Die Schmetterlinge waren ausgeflogen, und die Nachthüllen, in welchen sie verpuppt gesteckt hatten, lagen stückweise umher.

Außer einem Damengemach mit Damen ist mir nichts so reizend als eins ohne sie, und vollends ein solches Morgengemach; ja, es ist mir ohne seine schönen Bewohnerinnen

zuweilen intereſſanter, wenigſtens fantaſiereicher und poetiſcher, als mit denſelben, und ich bin ſchwerlich der erſte, der dieſe Bemerkung an ſich gemacht hat. O, mancher meiner Leſer hat ſehr wahrſcheinlich, ſo wie ich, im Morgenzimmer ſeiner Geliebten bei deren Abweſenheit einer ſo zarten und feinen Seelenunterhaltung genoſſen, daß ſie ſich nicht wohl mit Worten beſchreiben läßt; und vollends, wenn es ſeine erſte, oder doch eine recht zart und innig geliebte Geliebte war. Umſchlug ihn nicht bei ſeinem erſten Eintritt in ihr vertrautes Morgenzimmer ein Entzükken wie mit einem ſanften Wellenmeer, auf welchem ſein Herz in unendlich ſüßer Verlorenheit ſchwebte? Schloß ſich nicht alles umher, Möbeln, Schmuckſachen, Wände, Farben, Tageslicht und der Himmel, der in die Fenſter hereinſah, mit wunderbar-harmoniſcher Berührung um ſein Herz herum? Und ſchienen ihm nicht alle dieſe Umgebungen der Geliebten empfindungsvolle Geſellſchafter der-

selben, und ihm so hold und traut, als wenn sie einzeln und zusammen dem innersten Theil seiner Seele angehört und gesagt hätten: ich bin Dein!? Und öffnete sich nicht sein Herz nach allen Seiten hin, und hätte sich an alle Gegenstände umher zugleich ergießen mögen in süßem Gespräch? Und war ihm dabei nicht so lauter und gut in der Seele, daß er sie ruhig und freudig vor Gott hätte ausbreiten können? —

Reine, jugendliche Schwärmerei der Liebe! es ist eben kein Unglück, sie einmal gehabt zu haben. Aber nun in's Schloß und mein Damenzimmer darin zurück! Ich werde es nach dem geschehenen kurzen Gefühlserguß mit wenigerm Gefühle schildern.

In dem einem Fenster steht ein Büchschen voll rother Gesichtsfarbe, und daneben duftet eine Büchse mit Pommade, und daneben ein offnes Besteck mit Riechfläschchen und andern kleinen Zierbedürfnissen. Wer die Inhaberinn des Zimmers auch seyn mag, sie gleicht auf jeden Fall den Göttinnen des

Olymps, die ambrosische Wohlgerüche hinter sich zurückließen. Wenn unsre seinen Weltkinder ihre Seele, so wie ihren Körper mit schönem Duftwerk, mit schönen Eigenschaften, und nicht etwa bloß mit Delikatesse, gutem Ton, Verstellung und Heuchelei, parfumirten, so würden sie vor Gott und Menschen ein lieblicher Geruch seyn. — Auf einer Stuhllehne am cylinderförmigen Ofen hängt ein musselinenes Halstuch und ein batistenes Jäckchen, welches ein paar zierliche Ärmel auf beiden Seiten hinabfallen läßt. Wer so etwas gleichgültig ansehen kann, der mag so weise seyn wie er will, aber er kömmt mir nicht gleich. Ich zog nämlich das Jäckchen herab, und bewunderte den reizenden Ausschnitt auf der Brustseite; und die lieblichen Schälke von Ärmel schwankten hin und her, als hätten sie, des Umarmens gewohnt, nach Umarmung verlangt. Aber wahrhaftig, was ich hätte zuerst bemerken sollen, eine grünliche Dämmerung fällt von dem andern, mit einem grün-

seidnen Roleau verhängten Fenster über ein Mahagonytischchen und ein Sopha hin. Henriette, bin ich denn wirklich in Deinem Morgenzimmer, und erwartest Du mich nicht in diesem holden Helldunkel der Liebe? — Aber ich will mich weiter umsehn.

Auf einem Spiegeltische steht ein gypsener Homer und griesgrammt unter einer frisirten Weiberhaube mit zwei grünen Bändern, die ihm über den Bart herabspielen. Daß doch die Schönen so gern respectable Männerköpfe mit eitlen Thorheiten coeffiren! Weiter! Auf dem Sopha liegt ein Taschenbuch im Futteral. Ich zieh' es heraus; es ist der Göttingische Musenalmanach auf 1803, von Sophie Mereau herausgegeben. Ein zusammengeschlagenes Blatt Papier liegt darin, zwischen zwei Gedichten, Erinnerung und Vergessenheit betitelt. Hätte ich doch diese Gedichte jetzt, indem ich dieses schreibe, bei der Hand! Ich las sie hurtig durch, und sie hauchten mir eine eigene Rührung ins Herz. Wer

hegt nicht höher oder tiefer in seiner Seele Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth, und wer möchte nicht manche bittere Erfahrung seines Lebens vergessen? — Als ich das Blatt Papier an seinen Ort zurücklegen wollte, fand ich auf seiner innern Seite mit Bleistift folgende Zeilen geschrieben:

„Warum werden uns jugendliche Täuschungen gegeben, die uns Herz und Geist für ein Glück, welches wir nicht erlangen sollen, reizen und entzünden? Warum werden Verirrungen, aus gutem und zartem Herzen entsprungen, vom Zufall und von Menschen so oft härter und grausamer als gewissenlose, menschenzertretende Verbrechen bestraft? Das Schicksal sollte uns nicht mit der Hoffnung eines innigst verlangten Glückes anlocken, um uns nach kurzem Vorschmack mit betrogner Leidenschaft als verbraucht und verdienstlos hinweg zu werfen. O Erinnerung jener flüchtigen Tage, die mich mit dem Verlangen nach höherem Glück um die Zufriedenheit meines

Lebens betrogen, wie sehr du mich auch fortkränkst, bleibe doch nur bei mir, bis du dich mit mir in das Grab der Vergessenheit und Ruhe legest!“ .

Ich las diesen Erguß eines schlecht geheilten, und also auch schlecht vernünftigen Herzens so aufmerksam, daß ich ihn auswendig behielt; und als ich hierauf auf dem Vorderblatte des Musenalmanachs den Namen Louise de . . . . née de . . . . fand, so wußte ich auf einmal, wo ich war, nemlich wirklich im Logis Henriettens und ihrer Wönnerinn und Reisegefährtinn, der Baroninn. Ohne Zweifel hatte diese das Blatt Papier im Taschenbuche beschrieben, und dabei (s. das vier und zwanzigste Capitel des vorigen Buchs) ihre alte Liebschaft mit einem schönen Prinzen und ihr eitles Verlangen, sich nicht nur einmal befürstet, sondern ganz und gar gefürstet zu sehen, in petto gehabt. Aber wo war denn Henriette?

Wo sie auch eben seyn mochte, ich fühlte

mich jetzt voll froher Zuversicht an dem Ort meiner heutigen Bestimmung, öffnete eine Seitenthür, und muß beschreiben, was ich in dem Kabinett, in welches ich eintrat, sah und erfuhr.

7.

Das Schlafkabinett und mein Schicksal darin.

Zwei weiße Gardinenbetten standen da. Beim heiligen Raphael von Urbino! zum Mahlen standen sie da, nicht etwa mit schönen Schläferinnen, sondern ohne sie. Aber man sehe nur! halb verhängt, halb voll Dämmerung, halb voll Licht, und als wenn sie noch um ihre schlafenden Schönen geschmiegt und wollustathmend lägen, nemlich die Betten. Doch nein! Das eine Gebett ist ziemlich zerknüllt, und ich merke wohl woher; die Baroninn hat eine unruhige Nacht darin verwälzt: denn ohne Zweifel ist diese davon aufgestanden. Das an-

dere Bett — wer müßte bei deſſen Anblick nicht poetiſch werden? Es liegt ſo ſchön da, und ſo voll luſtiger und ſchattiger Formen und Reize für die ausfüllende und bildende Fantaſie, daß ich kaum bemerke, daß es wüſte und leer iſt. Mich dünkt, ich ſehe gar noch Amoretten drüber hinflattern, und andere dergleichen oben aus der friſirten Bettgeſtellskrone ſchelmiſch und lüſtern herabgucken. Ja, hier hat Henriette, die keine böſe Träume und Launen hat, geruht, und ſie ſchlüpfte leicht und wohlgemuth, wie eine Grazie aus einem Blumenlager, aus den Pfühlen hervor. Ich will ferner die Wahrheit berichten, ſollte mir auch vorgeworfen werden, daß ich Variationen zu einer und derſelben Situation machte.

Es iſt einerlei, ob man ſich in Betrachtung einer philoſophiſchen Grundwahrheit oder eines reizenden Damenbettes vertieft; denn — es vergeht einem bei beidem leicht Hören und Sehen. Während ich mich in Beſchauung von Henriettens Nachtlager verlor, trat ins Ne-

benzimmer eine Jungfer (wie ich glaube), ohne daß ich sie den Gang hatte herunterkommen hören.

„Komm nur herein, Hannchen! die Mamsell ist nicht hier;“ sprach eine weibliche Stimme, und ein paar weibliche Füße hüpften einen Theil des Ganges herab ins Zimmer.

Da stand ich, rechts im Schlafkabinett an Henriettens Bette, wie in eine Salzsäule verwandelt, ich weiß nicht ob mehr toll oder lustig über die Possen, womit das Unglück mich fortneckte. Am ungernsten wäre ich jedoch an meinem jetzigen kitzlichen Orte entdeckt worden. Zum Glück hatte ich meinen Hut in der Hand behalten; die Jungfern im Zimmer konnten also nichts Männliches in ihrer Nähe vermuthen.

„Wo ist denn die Mamsell, liebes Lorchen?“ fragte Jungfer Hannchen.

Lorchen. Hinten im Garten, in der Schesminlaube, denk' ich.

Hannchen. Was macht sie denn da?

Lorchen. Weiß nicht!

Hannchen. Freilich! Wer weiß was sie da macht?

Lorchen. I nun! 's wäre recht hübsch, hier so'n guten Zeitvertreib zu haben.

Hannchen. Meinst du? Hast du was gemerkt?

Lorchen. Das eben nicht; aber sie hat gestern Abend in K. einen Herrn bei sich gehabt, der wohl recht verliebt in sie seyn mußte; denn er fiel vor Freuden über ihren Anblick von seinem Pferde, daß es pusste. Die französische Mamsell hier hat's gesagt.

„Impertinent!" sprach ich bei mir.

Hannchen. Hahaha! da ist sie heute wohl nicht umsonst zu Hause geblieben.

„Schwerlich!" sprach ich bei mir.

Lorchen. Wer weiß? Sie läßt die Chokolade lange auf sich warten.

Hannchen. Höre, ich lause mal in den Garten und vor der Schesminlaube vorbei.

Lorchen. „Das fatale Schießen! daß

ich's auch nicht vertragen kann!" sagte sie zur gnädigen Frau.

Ich hatte schon einen Fuß aufgehoben und den Mund voll heftiger Verwünschungen, um damit die verruchten Jungfern zum Henker zu jagen. Kaum hielt ich mich noch von einer plumpen Unbesonnenheit zurück, und es thut mir fast leid, daß ich es that; ich hätte, des Komischen wegen, aufgebracht hervorspringen und die Mädchen auf folgende Art hinwegschelten sollen:

„Ihr unverschämten Lästermäuler! Was erfrecht ihr euch zu glauben, daß die Mamsell nicht ohne Ursache zu Hause geblieben ist? Meint ihr, daß sie sich Liebhaber bestellt und damit hier allein und ungestört sich unterhalten will? Ich sage euch, sie kann in Wahrheit das Schießen nicht vertragen, und darum allein ist sie nicht mit auf die Revüe gefahren; sie hat es mir gestern Abend selbst gesagt, und hiermit laßt euch das Maul gestopft seyn, ihr boshaften Verläumderinnen!"

Wie gesagt, es hätte mir selbst Spaß gemacht, mit dieser Schmährede aus Henriettens Schlafgemach auf die Mädchen hervorzufahren, wenn dadurch nicht die Folge dieser Geschichte zerstört worden wäre. Also weiter in Erzählung des wahren Hergangs der Sache!

„Ach mein Gott!“ fuhr Lorchen fort, „da hat die gnädige Frau ihr Riechwasser und Etuis vergessen. Wie wird's ihr nun bei der Revüe gehen? Ich will's nur einstecken, und damit hinlaufen, wenn ich sie sehe.“

„Gib her, gib her!“ sprach Hannchen, und die Mädchen begossen und parfümirten sich lachend, ich weiß nicht wo allenthalben; aber es wurde mir schwer, mich ruhig in meiner Stellung zu verhalten und nicht zu rufen: „Wartet! das will ich der Frau Baroninn nachsagen!“

„So!“ sprach hierauf Hannchen. „Nun wollt' ich, daß unsre Bauerkutsche schon da wäre. Horch! schießen sie nicht schon?“

„Ich dächte gar!“ versetzte Lorchen. „Schlag sieben sollt' es mit uns fortgehen. Ich will doch noch hurtig die Betten machen.“

Lorchen faßte hiermit die Kammerthür mit der Hand, und mir wollte, in der verzweifelten Unmöglichkeit mich zu verstecken, ein fürchterlicher Laut zur Fortschreckung der Mädchen aus dem Munde fahren. Die Luft dazu war eingepumpt und meine Kehle im Begriff loszudrücken; aber ich wurde in dieser Schußfertigkeit schwebend, wie auf einem dünnen lustigen Haar, erhalten. Gottlob, daß ich mich darauf halten ließ! Es ist oft eine sehr glückliche Sache um ein bischen Fassung; das Glück einer ganzen Zukunft kann darauf schweben.

„Warte! Komm geschwinde her!“ rief Hannchen.

Lorchen erwiederte, die Kammerthür in der Hand behaltend: „Was hast Du denn da?“

„Eine Haarwicke! mit einem Liebesbrief,“ versetzte Hannchen. „Hör nur an! der Anfang fehlt.“

Und sie las hiermit wie folgt:

— „ganz untröstlich seyn. Oder bin ich eine eitle Thörinn? Ach nein! Nichts ist gewisser, als daß ich betrogen bin. Ja, Ihr ewiges Stillschweigen ruft mir nur gar zu laut und unaufhörlich in die Ohren, daß ich mich in Ihnen und in meinem Herzen betrogen habe. O, wenn Sie fühlten, wie wehe es thut, sich in einem Herzen voll zarter Liebe und schöner, beglückender Hoffnung getäuscht, bitter getäuscht —."

„Schon aus?" fragte Lorchen, von der Thüre weghüpfend. „Zeig mal! Wahrhaftig, von der Mamsell geschrieben! Das wär' ein Fund, wenn sie nur nicht auch Bücher schriebe!"

„Bücher?" sprach Hannchen; Haarwickel willst du sagen, hahaha! Die kann ich auch schreiben, und Liebsbriefe dazu, so dumm, daß es eine Lust ist.

Ach, liebster Schatz, ich sage dir,
Ich sterbe noch vor Liebe schier."

Hannchen sprang mit diesen Versen und

mit Lorchen in der Stube herum, und auf einmal war — Henriette da. „Ei! was giebt es hier?“ fragte sie hereintretend.

„Ach, ich wollte nur die Betten machen und 'n bischen aufräumen,“ antwortete Lorchen.

„Und da seyd ihr närrisch geworden,“ versetzte Henriette. „Geht nur! Euer Wagen hält vor der Thür.“

Die beiden Mädchen rannten fort, und ein anderes trat herein und brachte Chokolade und Biskuit.

„Nur da auf den Tisch!“ sprach Henriette. „Zwei Tassen? Schön! Ich danke, liebes Kind!“

Das Mädchen entfernte sich, und Henriette war allein. Aber bei allen zartfühlenden Schönen! es war kein leichter Schritt für mich, aus der Kammer in die Stube zu treten. Er war so bedenklich, daß ich — erst leise mit dem Fuße scharrte, dann hüstelte, und dann, auf Henriettens bänglich tönende Frage: „wer ist da?“ mit der Antwort: „ein gu-

ter Freund!“ rasch ins Zimmer trat, oder vielmehr stolperte; denn ich stieß beim Heraustreten mit einem Fuße hart an die Schwelle der Kammerthür.

„Bewahre!“ rief Henriette, an den Sopha zurückgewichen, „seh' ich recht?“

„Sehr recht!“ erwiederte ich.

„Wie kommen Sie ins Kabinett, und was machen Sie da?“

„Ich soll, wie Sie sehen, überall auf etwas seltsame Art mit Ihnen zusammentreffen, und am Ende ist es mir lieber, aus Ihrem Schlafgemach herauszustolpern, als, wie gestern, vor Ihnen vom Pferde zu stürzen.“

„Ohne Scherz! Was für eine Geschichte ist dies mit Ihnen?“

„In Wahrheit, nichts als eine delikate Geschichte! Aus Delikatesse versteckte ich mich, kaum in Ihrem Zimmer angekommen (so log ich aus Delikatesse), und zwar von keiner Seele im Schlosse bemerkt, vor den beiden herbeitanzenden Mädchen in die Kammer, und

wurde glücklicher Weise bis zu Ihrer Ankunft nicht entdeckt. Aber der Himmel weis, was ich ausstand. Ich hörte schon von Braunachen plaudern, und wurde auf dem Angstrost lebendig gebraten, wie Laurentius. Es ist mit der Delikatesse im Ernste kein Scherz!"

„Besonders wenn wir darüber den Kopf verlieren und aus dem Regen in die Traufe laufen!" versetzte Henriette lachend, und der kitzliche Handel war abgethan, und ich war, auch aus Delikatesse glaub' ich, nicht geneigt, Henrietten meine Abenteuer in der Speisekammer und dem kleinen Gemach zum Besten zu geben. Um aller dieser Delikatessen willen, womit ich meine Leser hinter einander regalirt habe, darf ich damit, hoffe ich, hier und da schon weniger freigebig seyn.

Bald hätte ich vergessen, daß Henriette mich noch fragte, wie ich, wenn mich niemand im Schlosse bemerkt hätte, zu ihrem Zimmer hergefunden wäre. „In der That, ganz von ungefähr, oder vielmehr von einem unsichtba-

ren Liebesgöttchen geführt!“ antwortete ich, und es war ja auch die pure Wahrheit.

8.

Etwas Höfliches und Feines.

Künftig, von Damen zu einem Besuch mit Angabe der Zeit eingeladen, will ich mich lieber ein wenig verspäten als verfrühen. Es ist überhaupt schon unhöflich, mit seiner Person eher aufzuwarten als man sie haben wollte, und mit dem ungeduldigen Verlangen, sie je eher je lieber zu sehen, entschuldigt man sich bei Schönen zwar zuweilen, aber nicht immer. Die Herren Damoiseaux, Toilettenritter, Ziermännchen und Zierbengel handeln wahrhaftig nicht allemal verständig und fein, wenn sie unfein und unverständig, oder eigenliebig, dünkelhaft, täppisch und dummdreist handeln. Es ist den Damen oft gar nicht damit gedient, wenn unser eins eher zu ihnen hinein-

ſtutzt, oder hineinhöfelt, oder hineintölpelt, als ſie uns haben wollen. Ein erwarteter Beſuch macht ſchon bei gemeinen Leuten allerlei Vorbereitungen und Einrichtungen, wenn auch nur die Stube gekehrt und der Tiſch abgewiſcht würde, und es verurſacht keine gute Geſichter und angenehme Empfindungen, wenn der Gaſt den Beſen beim Kehren und den Lappen beim Wiſchen überraſcht. Mit Einem Worte: ein erwarteter Beſuch iſt nichts Alltägliches; er ſetzt Zimmer und Menſchen auch an einem Werkeltage in ein ſonntägliches Anſehen. Aber auf Damen zurück zu kommen, ſo iſt ihnen, wie geſagt, mit einem übereilten Herrenbeſuch oft gar nicht gedient, und zwar aus mancherlei ſehr triftigen Gründen, die ich hier alle übergehe bis auf einen, der etwas ſo poetiſch-ſchönes hat, daß ich kaum umhin kann, darüber weitläufig und langweilig zu werden; aber ich will es ganz kurz ſagen.

Frauen aus feinerem Thone geknetet haben für alles, was ſie umgiebt, und für ſich

selbst, ein regeres und zarteres Schönheitsgefühl als manche Männer meinen, weil sie ihnen nicht nachempfinden. Schönen von dieser Art wissen zu einem erwarteten Besuch, wo sie gefallen wollen, alles in ihrem Zimmer, und alles an ihrem Körper, und alles in ihrer Seele in eine Harmonie, die mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstande gefaßt wird, zusammen zu ordnen, und nur, wenn dieses geschehen ist und sie voller Wohlgefühl über diese Harmonie sich niederlassen können, nur dann ist es Zeit bei ihnen einzutreten; und wir sollten dieses nicht bloß ihnen, sondern auch uns zu Liebe, wo möglich, beachten. Denn erhalten wir von ihnen nicht eine desto freundlichere und vergnügtere Aufnahme, je wohler ihnen eben zu Muthe ist und je besser wir die rechte Zeit bei ihnen treffen?

Noch kürzer und schlichter gesagt: die Schönen empfangen einen Besuch, und besonders einen galanten, am liebsten, wenn sie in der besten Verfassung sind, und sie sind dann in

der besten Verfassung, wenn sie sich selbst recht wohl gefallen, und sie gefallen sich selbst recht wohl, wenn alles um sie her und sie selbst in schönster Ordnung sind. Ihre Eitelkeit ist oft nichts schlimmeres als Gefühl und Liebe für's Schöne. Man hat keine sonderliche Freude bei ihnen, wenn sie sich eben nicht selbst wohlgefallen.

Ich bitte alle Damen, die hier laut oder in ihrem Herzen sprechen: „er hat Recht!“ mich zu einem Besuche bei sich einzuladen.

9.

Mars und Amor.

Ich brachte mich bei Henrietten durch meine zu frühe Einstellung um einen schönern Empfang, als ich mir aus ihrem Schlafgemach heraus erstolperte. Sie hatte, durch den anmuthigen Morgen im Garten erquickt und erfrischt, und mit aufgeräumter Stube und See-

le, und in einem zierlichen Sommernegligé, und mit allen dieſen zuſammengenommen, mich zu empfangen gedacht; und nun fiel alles dieſes aus, außer das zierliche Sommernegligé, welches ſie ſchon anhatte. Aber was ſchadete es am Ende? — Gottlob! Henriette war keine ſo gar feine, delikate und empfindliche Schöne, daß ein guter Wicht von auch nicht gar zu feinem Schrot und Korne (ſo wie ich, ohne Ruhm zu melden!) darüber des Henkers werden möchte. Ihr Zimmer und ihr Gemüth waren ſehr bald ſo aufgeräumt, als wenn ich die beſte Zeit bei ihr getroffen hätte. Ich nahm dem alten Homer auf dem Spiegeltiſche ſelbſt die friſirte Weiberhaube ab (Madame Dacier hat ihm durch ihre Überſetzung auch eine ſolche aufgeſetzt), und legte ſie, indeß Henriette ihre Jacke und ihr Halstuch vom Stuhl in die Kammer trug, ſäuberlich auf das Nachtlager der Baroninn.

Henriette hatte Recht. Sie meinte geſtern als ſie mich auf heute zu ſich einlud, daß wir

im Schlosse vielleicht auch eine gute Einfassung für unsre Zusammenkunft finden würden. Es war auf ihrem Zimmer und in der ungestörten Einsamkeit, deren wir dort genossen, sehr angenehm, und ich weiß nicht, ob sie daran mit gedacht hatte: genug, unsre Unterhaltung wurde dort mit einem Nebenspiele gewürzt, welches ich, wenn ich mich fliegen lassen wollte, mit poetischem Schwunge beschreiben könnte. In der That, wenn ich manches schreibe, was die Leser nicht amüsirt, so sollten sie bedenken, daß ich noch weit mehr dergleichen auslasse. Es wird mir oft nicht leicht, bei sittlichen Stoffen meine Moral und bei dichterischen meine Poesie an mir zu halten, oder sie höchstens wie einen Maikäfer, am Beine aufgenadelt, ein bischen um den Stock schnurren zu lassen.

Von der Haide nämlich scholl von Zeit zu Zeit ein lebhaftes Feuern herüber, als wenn die Revüe unser Selb-ander (Tête-à-tête), aus Besorgniß, daß es dabei kühl hergehen

möchte, hätte besenern wollen. Wer sich auch einmal bei solchem kriegrischen Accompagnement mit einer Schönen unter vier Augen unterhielt, wird vielleicht bemerkt haben, daß es eben keine unangenehme Wirkung macht, besonders wenn aus Kanonen geschossen wird, die jedoch nicht tödten, sondern nur mit ihrer Macht zu tödten in die Luft brüllen müssen. Wie der Kanonendonner bei wirklichen Schlachten auf schöne Kinder wirkt, hab' ich nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus Kotzebue's Corsen ersehen. Was mich betrifft, so haucht ein tüchtiges Schießen, wenn ich weit vom Schusse bin, mir ein höheres Gefühl von Muth und Kraft in die Seele. Diese angenehme Erfahrung machte ich bei dem Krachen, welches von dem Revüeplatz ins Schloß von L. herüberhallte, und Henriettens Seele floh dabei in ein gemischtes Gefühl von Sicherheit und Bänglichkeit, welches sie mit einer so schön-weiblichen Milde und Anmuth übergoß, daß ich ein Xenokrates oder ein Stock hätte

seyn

seyn müssen, wenn ich davon nicht entzückt worden wäre. Und wieder und wieder kam diese, eine so holde Erscheinung gebührende, Stimmung. Aller Witz erlosch, und die Empfindung brannte allein.

Amor ist gewiß ein Sohn des Mars; er wurde es wenigstens an diesem glücklichen Morgen auf dem Schlosse in L.

II.

Freundschaft.

Es mochte etwas über zehn Uhr seyn, als Henriette mich fragte, wo und wie ich den übrigen Tag zuzubringen gedächte. Ich sprang auf. Mir fiel Ahlen ein, und sein Ritt zur Auffindung seiner Geliebten, der Frau von Meltiz, und mein Versprechen, mich nach dieser bei Henrietten zu erkundigen. Wenn ich in meinem Glücke meine Freunde einmal eine Weile vergesse, so geschieht es ohne meinen

Willen, und ich machte ſie von Herzen gern ſo glücklich, als ſie's haben möchten, ſobald ich mich ihrer wieder erinnere. Mit welcher traurigen langen Weile hatte vielleicht Ahlen in meiner Nähe, im L... ſchen Wirthshauſe, auf mich gewartet!

„Gut, daß Sie mich erinnern!“ ſprach ich. „Haben Sie hier etwa von einer Frau von Meltiz gehört?“

„Kennen Sie dieſe?“ fragte Henriette.

„Alſo Sie kennen ſie?“ verſetzte ich lebhaft. „Hier im Schloſſe? O, ſagen Sie ja!“

„Sie kennen alſo wirklich dieſe ſchöne Dame?“

„Und ſie iſt hier? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie ja!“

„Nun ja denn!“

„Tauſend Dank!“ rief ich, Henriettens beide Hände küſſend.

„Aber, Freund, was iſt das mit Ihnen?“

„O, antworten Sie weiter! Iſt Herr v. Meltiz mit hier?“

„Wenn Sie, wie es scheint, mit der Dame bekannt sind, so sollten Sie billig wissen, daß sie Wittwe ist.“

„Wittwe?“ rief ich, Henrietten mit höchster Freude umarmend: „O, Sie sind heute die Göttinn alles Glücks!“

„Und aller Albernheit!“ versetzte sie rasch, mir entweichend. „Oder was folgt auf diesen leidenschaftlichen Eingang, wenn ich fragen darf?“

„O, nichts als ein Freund, den ich bisher über Henrietten vergaß,“ erwiederte ich, ihr Mißverständniß bemerkend, „und der in die Frau von Meltiz, geborne von Willau, sterblich verliebt ist, und drüben im Wirthshause vermuthlich zu mir herüber maledeit, daß ich so lange bleibe.“

„In vollem Ernst?“

„In so vollem Ernst, daß ich mein Herz vor Ihnen der unbefangensten Freude überlasse.“

Nun gings an ein Fragen und Antworten. Henriette war eine Liebhaberinn von Liebesgeſchichten, erſtlich, weil ſie ein Mädchen war und mitunter ſelbſt ein wenig liebte, zweitens, weil ſolche Geſchichten Korn auf ihre Mühle waren; ſie mahlte nämlich Mehl zu ſchriftſtelleriſchem Backwerk daraus. Gern wäre ich gleich zu Ahlen hingeflogen, die freudige Botſchaft an ihn brannte mir auf dem Herzen; aber er ſchmachte nur noch ein Weilchen in Ungeduld und Schwermüthigkeit, zu ſeinem eigenen Vortheil! Ich muß mich mit Henrietten über ſeine Liebesgeſchichte und deren Fortſpinnung erſt ordentlich verſtändigen und verabreden; dann werf' ich ihm ſeinen Handel hübſch vorbereitet über den Hals. Man muß den Nothleidenden helfen, beſonders auch bedrängten Verliebten.

O günſtiges Ungefähr! was höre ich noch von Henrietten? Der Tod hat meinem Freunde zu Gefallen recht aufgeräumt. Auch der Vater ſeiner Geliebten iſt todt; er ſtarb kurz nach

dem Ableben seines Schwiegersohns, welchen der Schlag rührte, an den Folgen einer Hetzjagd, wobei er einen unglücklichen Sturz vom Pferde that, vor einem halben Jahre und etwas darüber. Ich muß über diese Todesfälle ein kritisches Wort sagen.

Solche bequeme Todesfälle geschehen im wirklichen Leben freilich zuweilen, aber nicht immer, und sie werden daher in Romanen leicht als unwahrscheinlich verurtheilt. Ich würde mich auch wohl gehütet haben, sie anzubringen, wenn ich einen Roman und keine wirkliche Geschichte schriebe; und es ist Pflicht eines redlichen Geschichtschreibers, aller Unwahrscheinlichkeit zu Trotz die Wahrheit zu melden. Und was kann man denn auch am Ende dagegen haben, wenn ein jagdwüthiger Landjunker sich selbst, wie ein armes Stück Wild, zu Tode hetzt, und ein andrer, der bei vielem Blute stark trinkt (und dieses that Herr von Meltiz), sich einen Schlagfluß an den Kopf zecht, zumal wenn guten, ordentlichen

Leuten dadurch geholfen wird? Man sollte um einen erbärmlichen Schein von romantischer Bequemlichkeit willen nicht unmenschenfreundlich seyn.

Henriette weiß nun alles, was Ahlen und seine Liebe betrifft.

„Ich glaube selbst," sprach sie, „daß Frau von Meltz ihn gestern im Lager gesehen hat, und daß ihre alte Liebe noch nicht verrostet ist. Sie sah gestern bei Tische im Vordersaal und nach Tische im Nebenzimmer oft durch's Fenster auf die Gasse hin, und zuweilen mit so forschendem Blick, als hätte sie einen Vorbeipassirenden erkannt oder erkennen wollen. Leicht möglich, daß sie hoffte, Ahlen werde nach ihrer Erblickung im Lager ihr nachgefolgt seyn, und vielleicht in ihrer Nähe umherwanken. Sie war überhaupt, auch in der gestrigen Abendgesellschaft, still und träumerisch. Sie hat gewiß etwas in petto, und heute früh fuhr sie mit einem ihr sehr kleidsamen Anzuge wieder auf die Revüe, vielleicht

in der Hoffnung, von Ahlen wieder gesehen zu werden. In Wahrheit, sie sah unter einem rosenbeblümten Aufsatze mit ihrem etwas trübsinnigen Gesichtchen recht artig aus."

„Sie haben sie, wie es scheint, mit so besonderer Aufmerksamkeit beobachtet, als hätten Sie schon geahnet, daß sie uns näher interessiren würde."

„Sie interessirte mich auch sehr bald durch einen Theil ihrer Geschichte, den ich schon auf der Haide unsrer Wirthsdame abhörte; diese erzählte manches über sie an meine hochgeborne Frau Pathe. Und meinen Sie denn, daß ich Personen, an denen etwas Herz und Seele zu ersehen ist, nicht von andern, die leer daran sind, zu unterscheiden weiß? Frau von Meltiz wird von mehrern anziehend gefunden. „Voilà une langueur bien interessante!" sagte gestern Abend ein Herr hier im Schloß über sie, und ein anderer bemerkte dazu, ich weiß nicht mehr was."

Frau von Meltiz war mit einer Freun-

dinn, bei welcher sie sich seit dem Tode ihres Mannes und Vaters aufhielt, und mit dem Ehegemahl derselben, dem Herrn von F., einem Verwandten des Gutsherrn, in dessen Schloß sich die Damen meiner Geschichte so glücklich zusammenfinden, zur Revüe hergereist. Ich will ihre häuslichen Angelegenheiten hier vollends abmachen. Der plötzliche Tod des Herrn von Meltiz (denn er blieb, drei Monate nach seiner Vermählung, auf der Stelle vom Schlage erschlagen) und die noch hoffnungslosen Umstände seiner jungen Gattinn hatten diese um alles Erbe gebracht, außer einem Wittwengehalt von vierhundert Thalern, die sie auf den Fall einer Wiederverheirathung von Rechts wegen verlieren sollte. Ihr väterliches Edelgut fiel mit seinen Schulden, gleich manchem Königreich, nicht auf die Spindel. Aber wahrhaftig, nun auch kein Wort mehr von Familiensachen, die mir den Kopf zerbrechen. Genug, die Wittwe von Meltiz war bei einer angenehmen Figur und

dem beſten Herzen von der Welt eine ſo ſchlechte Partie, daß ein geſcheiter Kavalier ſie gewiß nicht geheirathet hätte.

Meine weitern Verabredungen mit Henrietten mag die Folge der Geſchichte lehren, wenn anders die Revüe mit ihren Menſchen und Vorfällen uns keine Querſtriche macht. Ich bin indeſſen voll guter Hoffnung, und eile damit jetzt zu meinem Freunde Ahlen, der in der That ſchon vier Stunden lang im Wirthshauſe ſich auf mich todt gewartet hat.

II.

Ein ſeliger Zuſtand.

Ich will nicht mit vielen Umſchweifen erzählen, daß die ſchönen Herrſchaften auf dem Edelgute in T., welchen Ahlen, in der Erwartung, ſeine Geliebte darunter zu ſehen, frühmorgens an der Gartenmauer aufpaßte, ziemlich ſpät zur Revüe abfuhren, und daß, als

sie endlich, dieselben vier Damen im offnen Wagen, denen er gestern nachsetzte, vor seinen Augen vorbeipassirten, statt der leibhaften Frau von Meltiz eine Schöne, die ihr ein wenig ähnelte, sich unter ihnen fand, so daß Ahlen seinen gestrigen Irrthum erkannte und mit einer langen Nase, die er sich selbst angesetzt hatte, dastand; ich will ferner nicht erzählen, in welcher Gemüthsstimmung er nach L. zurückjagte, und was alles er dort, im Wirthshause abgestiegen, in seiner Verlassenheit und Ungeduld that und litt, während er mich bei Henrietten so unverschämt lange verweilen sah: sondern ich will — diesen unendlichen Schlenderperioden wegwerfen und bloß erzählen, wie Ahlen für seine Leiden durch mich belohnt wurde.

Ich fiel ihm vorn in einer Laube vor'm Wirthshause, wo er trübsinnig mit über einander geschlagenen Armen saß, um den Hals, und küßte ihn mit Ausrufung seines Namens. Sein Gesicht wurde ein Mittelding von Frage

und Verwunderung. „Du bist“ sprach ich, „heute und gestern April geritten, wie ich vermuthete. Komm nur ein wenig ins Freie!“

Unglück und empfindlicher Selbstbetrug machen argwöhnisch und zaghaft. Statt aus meinen Worten, wie ich dachte, Feuer zu frischer Hoffnung zu fangen, fing Ahlen Rauch zu finsterm Argwohn daraus.

„Lache doch nur,“ erwiederte er bitter, „daß ich ein Narr bin, und von lauter Hirngespenstern herumgefoppt werde! Ich weiß schon, daß Du mir nichts weiter als diesen Spaß zu sagen hast.“

Es ist ein köstlicher Seelengenuß, einen Freund, mit dem Vermögen, ihm augenblicks eine neue glückliche Seele einzublasen, in unglücklicher Verzweiflung hinschlassen zu sehen.

„Fasse Dich!“ rief ich, ihn mit mir fortziehend. „Du hast gestern am Marketenderzelte recht gesehen!“

Ahlen fuhr auf einmal mit entzündetem Blick gegen mich herum, und nun konnte ich

mich nicht länger mäßigen. Es kam Schlag auf Schlag. „Julie iſt wahrhaftig hier! Sie logirt hier im Schloſſe! Ihr Mann iſt todt! Ihr Vater iſt todt! Alles ſo gewiß wie der Tag!“

Ich weiß nicht was ich lieber möchte, von Andern glücklich gemacht werden, oder Andere glücklich machen. Ich konnte nicht umhin, Ahlen vollends mit Himmelsſpeiſe zu überſchütten. „Und Julie liebt Dich, glaub' ich, in Wahrheit noch!“ ſetzte ich voreilig hinzu.

Ahlen hing an meinem Halſe, und weinte von ganzem Herzen Thränen, womit er, nach meinem herzlichen Wunſche, ſeinen alten Gram rein herausweinen mag.

Wir ſtanden auf einem grünen Raſenplatz im Dorf, und es war ſtill und menſchenleer um uns.

Wer ſich eines Zeitpunkts ſeiner Jugend erinnert, wo er mit einer ganzen Seele voll heißer, zarter und gewaltiger Liebe, nach manchem grauſamen Widerſtande, Zweifeln

und Verzweifeln, ſich endlich von dem unendlich geliebten Gegenſtande wiedergeliebt glaubte, — wenn's auch ein Irrthum war, — der ſtelle alle die Himmel voll Seligkeit, die durch dieſen Glauben in ſeine Seele hineingefahren und über einander aufgeſchlagen wurden, wo möglich, recht vollſtändig und friſch in ſeinem Gefühle wieder her, und er wird beſſer, als ich es beſchreiben kann, fühlen, wie meinem Freunde Ahlen jetzt zu Muthe iſt. Man muß dabei weinen, oder man wäre des Todes.

„Wo iſt Julie?“ fragte Ahlen, als er ſich etwas beſann, mit Haſtigkeit.

„Sie wird bald von der Haide zurück und hier vorbei kommen,“ antwortete ich, und in dem Augenblick überraſchte uns ein Störer unſrer Empfindungen, den ich, ſo ſchnell als ſichs fügen will, abfertigen werde.

12.

Merkwürdigkeiten.

Es ist unangenehm, wenn uns jemand im eigentlichen Sinne mit der Thür ins Haus fällt; aber oft noch unangenehmer, wenn er's im uneigentlichen Verstande thut, z. B. wenn uns jemand in eine gedankenvolle Stille oder in eine empfindungsvolle Begeisterung plötzlich hineinlärmt. Ich will eben so gern einen ehrbaren Schulfuchs über die Mythologie à la Hederich moralisiren, oder einen stockprosaischen Kopf schöne Dichterwerke aburtheln, oder Bileams heiliges Thier den Mund aufthun und reden hören.

„He!" rief auf einmal eine Feldkommandeursstimme uns an, „treff' ich euch hier, ihr Herrn Ebenteurer?" Es war unser Freund, der Justizrath Wärtel, der vom Revüeplatz in unser Dorf herbeijagte.

Ahlen fuhr erschrocken zusammen, und ich wandte dem unbescheidnen Ruser ein Gesicht

zu, worin ein schlechter Willkommen zu lesen seyn mußte; aber Wärtel fragte viel nach unserm Aussehen. Er schalt uns, daß wir, statt uns auf der Revüe und unter ihren Menschenschwärmen herumzutreiben, den ganzen Tag lang in Dörfern und heimlichen Winkeln umher kröchen und lauerten. Sollte mancher Leser vielleicht denselben Vorwurf für uns auf dem Herzen gehabt haben, so sage ich hiermit ihm so wohl wie dem Justizrath:

„Sachte, Freund! Du siehst die Sache in einem ganz verzweifelt unpoetischen Lichte! Poetisch beleuchtet, erhält unsre Geschichte folgendes schönes Ansehen: Wenn ein öffentliches Schauspiel, wie die Revüe, die Bewohner einer umliegenden Gegend an einen Ort zusammenruft, so bleiben die trauten Liebesgötterchen, die holde Freiheit, die günstige Gelegenheit und das verschwiegene Glück, und die zärtlichen Musen und die romantischen Dichtergenien gern in den leeren Wohnungen und den stillen Plätzen zurück. Mag dann

doch aller Lärm in der Ferne ſich unter einander miſchen und zuſammen toben: jene genießen der ſüßen Einſamkeit, und pflücken darin die lieblichſten Blumen des Lebens, die nur in flüchtigen Augenblicken blühen.“

Wärtel benahm ſich bei dieſer poetiſchen Erklärung ziemlich unzart und unartig; er kurbettirte nämlich mit ſeinem Gaule umher, und dieſer (es war ein Engländer) betrug ſich dabei noch unartiger, denn er — raiſonnirte unter ſeinen Sprüngen a posteriori.

„Ei ja!“ rief ich ärgerlich: „ſo macht ihr's, ihr proſaiſchen Geiſter, wenn man ſo einfältig iſt, zu euch Poeſie, die Sprache der Götter, zu reden!“

Der Juſtizrath meinte, daß es bei der Revüe zum Theil recht poetiſch, nämlich toll, hergegangen ſey, und ſprach von beſondern Merkwürdigkeiten, die dabei vorgefallen wären. Als ich ihn darum befragte, wußte er mir nichts als folgende Stückchen zu erzählen:

„Ein Hauptmann wurde vor der Fronte

mit

einem Ladeſtock an einem Orte geſchoſſen, den unſre Herren Kriegsmänner, wie die alten Ritter, tüchtig verpanzern ſollten, damit ſie nicht ſo leicht, und ſogar durch einen Ladeſtock beim Exerciren, um ihre fernere eheliche und uneheliche Nachkommenſchaft gebracht werden könnten."

Wärtel will, wie er mich verſicherte, dieſen Gegenſtand in einer beſondern Schrift abhandeln, die von ihrem Verleger, ſo wie manche andre neuere Druckſchrift von geringerm Belang, als ein Werk zur Beförderung des Wohls der Menſchheit, angekündigt werden ſoll. Er bat mich, als ſein guter Freund und als ein berühmter Schriftſteller, eine Vorrede dazu zu ſchreiben, und ich konnt' es ihm unter dieſen Titeln nicht wohl abſchlagen.

„Ferner," fuhr er fort, „drei Reuter ſtürzten im geſtreckten Galopp mit ihren Pferden, wobei der eine den Hals, die andern aber nur Arm' und Beine brachen.

„Endlich, eine Bürgersfrau kam unter

dem Feuern auf einer Kaleſche in Wochen, und man glaubt, daß dieſe Niederkunft einen großen Kriegshelden, der vor Freuden über das Schießen in die Welt hervoreilte, verkündigt."

Ahlen ſchwebte während meiner Unterhaltung mit dem Juſtizrath zwiſchen dem Triumph ſeiner Liebe und ſeinem peinlich aufgehaltnen Verlangen, nähere Erklärungen über Julien zu bekommen, hin und her, drehte dabei ſich ungeduldig nach allen Winden hin, und packte mich faſt jeden Augenblick beim Arme, um mich fortzuziehen.

„Aber was für poetiſche Streiche wollt ihr denn hier ausgehen laſſen?" fragte Wärtel. „Unſer Freund Ahlen trippelt ja umher, als hätt' er lauter Ecoſſaiſen und Dreher in den Füßen, und ſchneidet dazu Geſichter wie ein Beſeſſener."

Ich verſicherte Wärteln, daß wir ſo ernſte und wichtige Geſchäfte vorhätten, als in irgend einer Liebesgeſchichte abgemacht worden

wären, und empfahl mich ihm hierauf mit der Bitte, uns (denn ich mußte für den zerſtreuten Ahlen mitſprechen) bei ſeinen Schwiegeräldern zu entſchuldigen, wenn wir etwa auf die Nacht uns nicht einfinden könnten.

Gottlob, daß er endlich fort iſt! Er ritt durch unſer Dorf zu einem Beſuche, der uns weiter nichts kümmert.

13.

Der Hügel am Dorfe.

Kein Saatfeld trinkt nach langer Dürre einen erquickenden Regen ſo begierig hinein, als Ahlens Herz meine weitern Nachrichten über Julien. Neue Hoffnungen grünen mit friſchem Leben in ihm auf. Die Parze ſpinnt einmal wieder Seide in ſeinen Lebensfaden, der lange aus rauhem Werk gedreht wurde.

Es dampft fern auf der Haide; die Revuebeſucher kehren zurück. Wir ſtehen am

Eingange des Dorfs, auf einem kleinen Hügel am Wege, in freier Aussicht. Ahlen sieht seiner Geliebten entgegen. O Erwartung voll reger Verwirrung, aus Freude und Bangigkeit, Hoffen und Zagen gemischt!

Der Dampf nähert sich; Ahlens Herz schlägt höher und höher. Sind's nicht die Wagen vom Edelhofe? rasseln sie nicht schon? Ach nein! Der Staub verdünnt sich, fünf Herren zu Pferde jagen heraus. Weg mit ihnen! Dahinten hebt sich neuer Staub; er wölkt sich größer. Das sind sie gewiß, die Wagen! Wir hören sie wirklich schon rasseln. O, Sonnenschirme, Kleider schimmern; sie sind es gewiß! Sie eilen heran. Ahlen schwebt in höchster Spannung, wie auf der Spitze einer Nadel, und — stürzt herab. — Es sind die Damen von T., die heute früh vor ihm, indem er an der Gartenmauer des dortigen Gutes stand, vorbeifuhren. Nun steht er hier, als paßte er ihnen wieder auf. Sie erkennen ihn, und fahren lächelnd vorbei. Ahlen hätte sie

lieber nicht wiedergesehn. Er schlug vor ihrem Anblick mit unwillkührlicher Scham die Augen nieder. Unser erstes Feuer sollte nicht so betrogen werden; es brennt zuweilen nicht wieder so auf. Doch Ahlen entzündete sich von neuen stark genug.

Jetzt kommen sie in Wahrheit, die ersehnten Wagen, dieselben vier, die ich heute früh vom Edelhofe abfahren sah. Sie kommen schnell hinter einander her, mit Geklirr, Geklapper und Gestampf. Welch eine ätherische Musik für Ahlen! Eine heiße Luft, wie ein Sirocco, weht ihm von ihnen entgegen. Er kann sich nicht halten; er tritt, ohne zu denken, was er will, vor und zurück. Ich faß' ihn unter'n Arm. Schon erkennen wir den rosenbesteckten Aufsatz, womit Julie heute Morgen sich schmückte. Sie sitzt auf dem zweiten Wagen, blickt zu uns her und schnell hinweg, und gerade vor sich hin, mit einem Munde, der etwas geöffnet blieb. O, ich wette, ein scheuer Amor saß mit gefesselten Flügeln drük-

kend auf ihrer Lippe. Ahlen sah von dem allen nichts; er hätte in Juliens Anblick, und hätte er seine ewige Seligkeit darüber verlieren sollen, nicht aufsehen können. Wer in solchem Momente seine Augen erheben kann, wird nicht von der Allgewalt seines Gefühls erdrückt. Ohne Zweifel fiel sein Ansehn Julien sehr verständlich und mit seiner ganzen vollen Seele dahinter aufs Herz, so daß sie, aus Furcht, sich und ihn an ihre Gesellschaft zu verrathen, ihn nicht wieder anzusehen wagte. Mit Freuden habe ich, Ahlen und der Sache selbst zu Liebe, diesen schönen Glauben von ihr. Der Himmel gebe, daß er nicht als eitle Täuschung verfliegt und böse Laune hinter sich zurückläßt!

Schon sind die Wagen im Dorfe verschwunden. Ich schildere Ahlen Juliens Ansehen bei seinem Anblick und ihrer Vorbeifahrt, mit einiger Behutsamkeit, bloß als dem Anscheine nach voll guter Hoffnung für seine Liebe, und rathe ihm, sogleich an sie zu schrei-

ben, was sein Herz und sein Zartgefühl ihm eingeben würden. Die Besorgung seines Briefes war zwischen mir und Henrietten schon verabredet.

Ahlen schrieb in einer der Lauben vorm Wirthshause, unter manchem Lärm der verschiednen ankommenden Gäste, den er vor lauter innerer Bewegung nicht hörte, an Frau von Meltiz wie folgt.

14.

Schreiben aus der Laube.

„Haben Sie diesen Brief erbrochen, und lesen Sie diese meine ersten Worte? O, so wend' ich mich sogleich an Ihr Herz. Noch einmal kann ich von diesem das Loos meiner Zukunft erhalten. Es thut mir so wohl, mein Schicksal noch einmal in Ihre Hände niederzulegen."

„Ein süßer Traum ist auf mein Herz herab-

gesunken, und möcht' es ganz einnehmen, und ich möcht' es ihm ganz hingeben, und verzage vor dem Entzücken, das mich berauschen möchte. Ach, der Traum will mir auch entfliehen, wenn ich ihn umfangen und aussprechen will."

„Warum konnt' ich Sie doch in meinem fernen Erdenwinkel nicht vergessen, und nicht aufhören, nur in der Erinnerung Ihrer zu leben? Und der Schmerz meiner unglücklichen Liebe mit seinen Erinnerungen und mit seiner nagenden Sehnsucht war der einzige Becher voll Lebensgenuß, den ich trank, und ich hätte ihn zuletzt noch auf meinem Sterbebette getrunken."

„Sie hatten mich mit aller ferneren Frage nach Ihnen und mit dem letzten schüchternen Schatten von Hoffnung von sich zurückgewiesen, zurück in die weite, öde, hoffnungslose Welt. Umsonst! Sie zogen doch mit mir in meine ländliche Einsamkeit, und umschwebten mich und meine Trauer, wie der Genius meines

Lebens. Alles Gute meiner Seele und das innigste Gefühl meiner selbst hangt an Ihnen und kann sich nicht von Ihnen trennen.“

„O, ist es denn keine gütige Gottheit, die Sie mit unsichtbarer Hand daher führte, und mich, daß ich Sie wiedersähe? Und wäre es nichtiges Spiel eines sinnlosen Zufalls, daß ich hier in Ihrer Nähe sitze, und die Feder nehmen und mein Herz gegen Sie ergießen darf? daß ich meine Liebe vor Ihnen ganz zusammenfassen und ihr Sprache geben darf, ohne Ihre Verhältnisse zu beleidigen?“

„Julie! — Nehmen Sie diesen Namen wieder aus meinem Herzen an! er nennt Ihnen mein Theuerstes, Heiligstes und Schönstes auf dieser Welt, und mein Herz frohlockt mit inniger Rührung, daß ich Sie wieder mit diesem Namen anrede. Mit dem Namen Julie werde ich, glücklich oder unglücklich, sterben.“

„Fragen Sie Ihr Herz um mich! Wenn es meine Empfindungen und meine neugebor-

nen Hoffnungen und mein einziges Verlangen auf dieser Welt, Ihnen und Ihren Wünschen allein zu leben, nicht aufnehmen kann, dann eile ich sogleich von hinnen, ohne Sie wiederzusehn. Um Sie stets auf's lebhafteste vor Augen zu haben, und an Ihrem Bilde mit unglücklicher Sehnsucht zu verwelken, habe ich Sie schon zu oft gesehen." A.

15.

Postillons d'amour.

Als Ahlen diesen Brief gesiegelt und überschrieben hatte, schlug ich ihn in einen Umschlag, den ich an Henrietten adressirte. Ich war mit dieser über alles, was bis jetzt geschehen ist und weiter geschehen soll, einverstanden, und ich brauche bei allem, was sie aus Menschenfreundlichkeit und ohne Eigennutz für andere thut, eben nicht für ihre Ehre besorgt zu seyn. Ein engherziges, kleinliches

Ehrgefühl verhindert oft gute und schöne Handlungen, und fürchtet für eine Ehre, die am Ende der Furcht nicht werth ist. Henriette ist überdies klug, und weiß, wie ich gar nicht zweifle, ihre Leute geschickt zu abfertigen und zu behandeln. Wie klug man aber auch seyn und verfahren mag, es bleibt doch eine bedenkliche Sache mit den Postillons d'amour; und weil die Menschen leicht so unzuverlässig sind, so wurden dazu von jeher öfters Thiere genommen, die wenigstens nichts verplaudern konnten. Venus schickte ihre Billets doux wahrscheinlich öfter, als es ihr nachgesagt worden ist, durch ihre Lieblingsvögel, die Tauben, ab, die im Morgenlande bis auf den heutigen Tag zu Briefträgerinnen gebraucht werden sollen. Neptun und die Seenymphen, die trotz des kalten Elements, worin sie lebten, gleich den Fischen, von so verliebter Natur waren, als hätten sie warmes Blut gehabt, sandten ihre Liebesbriefchen durch Delphine an ihre Behörde.

Wenn ich gelehrt und beleſen wäre, ſo wollte ich ein langes Kapitel, zur großen Unterhaltung meiner Leſer, mit lauter ſeltſamen Postillons d'amour, wie ſie wirklich gebraucht worden ſind, anfüllen: es würden darin Hunde, Staare, Affen, Blumen, Bäume, Felſen Flüſſe, und wer weiß was ſonſt alles, vorkommen, ſo daß man auch in dieſer Hinſicht ſagen könnte: die ganze Natur dient der Liebe. Einem meiner Bekannten, um noch einen beſtimmten Fall anzuführen, diente in einer geheimen Liebesgeſchichte eines der gutmüthigſten und ſchätzbarſten Geſchöpfe auf der Welt, ein Eſel, der täglich zu einer gewiſſen Zeit auf die Weide geſchickt wurde, zum Liebesboten; er hört daher bis auf dieſen Tag nie einen Eſel ſchreien, ohne dabei gerührt und wehmüthig auszurufen: „Auch ich war einſt in Arcadien!“

Henriette beſtimmte, in Ermangelung brauchbarer Thiere, zu unſerm Postillon d'amour ein Weſen, welches von allen vernünf-

tigen Kreaturen vermutlich am häufigsten dieses Amt verwaltet hat, nämlich ein Kammermädchen. Laurette, die Kammerjungfer ihrer Gönnerinn, der Baroninn, (dieselbe, die unter dem Namen Lorchen mir heute Morgen im Schlafkabinett ihrer Herrschaft so große Angst machte) sollte so bald als möglich vom Edelhofe herab ins Dorf spazieren, und dabei Ahlens Brief mit der gemeldeten Adresse aus meiner Hand erhalten. Zwischen vier und fünf Uhr sollte ich auf eben dem Wege schriftliche oder mündliche Antwort, wenigstens von Henrietten, bekommen. Ich würde Lauretten, wegen ihrer losen Zunge, die wir im siebenten Kapitel dieses Buches hörten, der Würde einer geheimen Unterhändlerinn unwürdig erklärt haben, wenn Kammermädchen nicht gewissen Staatsdienern und Recensenten glichen, die sich aus gefährlichen Schwätzern und bösen Tadelbolden leicht zu sichern Vertrauten und guten Lobrednern ummünzen lassen. Und zudem wird es sich, hoff' ich, ja bald genug

ergeben, daß Henriette nicht für sich, sondern für eine Andere handelt, und zwar in einer so honetten Liebe, als die Tugend selbst nur verlangen kann. Man wird aus dieser meiner Umständlichkeit sehen, daß ich ein ordentlicher, gewissenhafter Mensch bin.

Laurette schlenderte, ehe noch die Herrschaften im Schlosse sich zur Tafel gesetzt hatten, ins Dorf herab. Als Ahlen sie erblickte, mußte ich ihm geschwind noch einmal versichern, daß ich mit Henrietten die ihm schon eröffneten Verabredungen wirklich genommen hätte. Es ist kein Scherz, ein Schreiben, worin man sein innerstes Herz und das Schicksal seiner Zukunft niedergelegt hat, fremden Händen zu überantworten; man bleibt ängstlich, bis man es zuverlässig am Orte seiner Bestimmung weiß.

Laurette empfing meinen Brief mit so vieler Discretion, daß sie kein weiteres Wort als: „gut!“ sprach, und mich kaum einmal mit flüchtigem Blicke maß. Ahlen sah dieser Über-

gabe aus einiger Ferne zu, und ich mußte sie ihm bei meiner Rückkunft, zu seiner mehrern Beruhigung, als ganz gewiß geschehen, bestätigen.

16.

Ein kurzes Kapitel.

Ein Uhr war vorbei. Ich ermahnte Ahlen, seine Sache nun bis vier Uhr dem Himmel zu überlassen, und indessen ruhig seines Leibes, welcher Erhohlung bedürfte, zu pflegen. Unsre besten Ermahnungen werden oft sehr albern angebracht. Ahlen konnte sich in der Krise seines Glücks nicht viel ruhiger befinden als Ixion auf seinem Höllenrade, oder als Regulus in dem Fasse, worin Karthago seine Redlichkeit mit Nagelspitzen zerfleischte. Er nahm jedoch einigen Theil an meinem Mittagsmahle. Verliebte schmausen, nach Umständen, wie zarte Singvögel oder wie hungrige Wölfe.

Gerne hätt' ich Ahlen nach Tisch eine Zerstreuung gemacht; aber ich wurde auf einmal so müde, daß ich auf einem Beine stehend, wie der Kranich, hätte einschlafen können. Ich hielt daher hinten im Wirthsgarten auf einem schattigen Grasplatze Siesle, und übergehe, was Ahlen in den zwei Stunden, die ich verschlief, in seiner Unruhe begann, um aus meinem Schlafe sogleich ins folgende Kapitel überzuspringen.

17.

Bestellung.

Gegen fünf Uhr trat Lauretta, mit einem Strickzeuge in den Händen, aus dem Thor des Edelhofes. Ihre Erscheinung schlug bei Ahlen, mit dem ich vor unserm Quartiere stand, wie ein Blitzstrahl ein, und die Flammen loderten über sein Herz zusammen. „Keinen Brief in der Hand?" sprach er, außer sich.

„Soll

„Soll sie ihn etwa öffentlich sehen lassen?“ erwiederte ich, und ging. Laurette strickte ins Dorf hinab, ohne sich umzusehen, beschleunigte ihren Gang, als ich ihr nahte, ging langsamer, als ich langsamer folgte, und wieder schneller, als ich meinen Schritt beeilte. Wozu dieses? Vielleicht aus bloßem Scherz. Sollt' es nicht die Laune und den Muthwillen der Kammermädchen kitzeln, wenn sie die Herren Liebhaber ihrer Herrschaften zu Nachtretern haben, und das Glück und die Narrheit derselben wenigstens eine Weile, wie Maikäfer am Faden ziehen? Erst am Ende des Dorfs stand meine Iris still, und erwartete mich. Wir wurden, wie es schien, an diesem Orte von niemand gesehen, welches freilich unserm Handel nicht schaden konnte. Laurette besorgte ihr Amt wirklich mit Lust und Liebe.

Ich erhielt von ihr ein offnes französisches, mit Bleistift geschriebnes Billet, welches zu Deutsch also lautete:

„Der Brief ist besorgt und macht vielen

Eindruck. Es ist hier ein verwirrter Nachmittag. Unsre Gesellschaft fährt gegen sieben Uhr ins Lager der Infanterie, zum Zelt des Obersten von .... Es wird, denke ich, ein angenehmer Abend werden. Folgen Sie uns mit Ihrem Freunde nach. Ich fahre mit der bewußten jungen Dame, und hoffe mich mit ihr, wenn's dunkel wird, auf einem kleinen Spaziergang von der Gesellschaft zu entfernen. Passen Sie wohl auf, wenn Sie uns einen Augenblick sprechen wollen!"

Henriette.

Wen das Unglück öfter an seiner empfindlichsten Stelle schlug, fürchtet sehr leicht einen neuen Schlag. Es ist ja auch eine alte ewige Geschichte, daß das Glück die zartesten Saiten unsers Herzens sehr oft nur spannt, um sie zu zerreißen; daher die Sprüchwörter: „Was man sehr verlangt, erhält man nicht," und „was man am meisten liebt, verliert man bald."

Ahlen fürchtete während meiner kleinen Verzögerung schon den ärgsten Hagelschlag

für seine neuen Hoffnungen, und ich kam ihm wie eine prasselnde Wetterwolke die Gasse herauf; aber schon meine frohe Miene, sobald er sie erkannte, verjagte seine Furcht, und Henriettens Billet umgoß ihn mit entzückendem Sonnenschein. Er fand sich darin natürlich von Julien ins Lager eingeladen, und ihr Verlangen, ihn zu sprechen, war ihm, nach der Schlußäußerung seines Briefes an sie, eine Vorbedeutung seines höchsten Glücks. Glückliche Unruhe, die er nun bis zur Ankunft im Lager litt! sie brauste voll der süßesten Hoffnungen und Einbildungen. Solche Unruhe ist voll Balsam und Kraftspeise für die Seele. Es war mit Ahlen gar nichts ordentliches anzufangen; statt seiner alten bleiernen Schwermuth war lauter queckſilbernes Leben in seine Herzkammern und Adern gefahren. Er küßte mich einmal über's andere, und konnte sich auf einem Beine wie ein Wetterhahn kreisen. Sein Ernst, der sein Gesicht wie eine eiserne Maske bedeckte, war hinweggeschmolzen. Witz

funken sprühten aus ihm hervor, und Runzel auf Runzel, das Schlangengezücht seines Grams, schwand ihm von Stirn und Wangen. Ich will nur gleich die Herrschaften und uns ins Feld abgehen lassen.

18.

Fahrt zum Lager.

Wir standen schon eine Weile reitfertig vor unserm Dorfhotel, als die Damen vom Schlosse abreisten. Es waren ihrer sechs, welche selbander auf leichten Zweispännern saßen, und drei Herren begleiteten sie zu Pferde. Wir sahen Henrietten an der Seite der Frau von Meltiz. Beide warfen im Vorbeifahren einen flüchtigen Blick auf uns, der Ahlens Seele wie mit ätherischen Rosenflügeln umschlug. Die Liebe hielt ihm den Steigbügel, die Hoffnung reichte ihm die Zügel, und — die Ungeduld spornte sein Roß? Nein, wir folgten

den Wagen in besonnener Ferne, und ließen unsre Pferde von ihrer Geschwindigkeit antreiben.

Es war ein angenehmer Abend. Ein sanfter West hauchte über die Haide, und weiße Wölkchen streuten sich über den hellen Himmel hin, oder Cervantisch zu reden, Schäfchen weideten auf der blauen Himmelsflur. Wir hören schon das Lager; Musik, Gesang und Pferdegewieher tönt herüber. Die Zeltenreihen erscheinen mit Menschengewimmel, und wir machen einen Halt.

Unsre Damen hielten an einem Tannengehölz, und beschauten etwas, welches ich auch aus kleiner Ferne betrachtete, und unter Nummer 19 namhaft machen will.

19.

Das Gezelt im Tannenhain.

Ich fände hier den edelsten und schönsten Stoff zu Schilderungen, wenn die Muse, wo-

mit ich diese Geschichte schreibe, sich nicht aus guten Gründen vor Gegenständen scheute, die nur mit erhabnem Geist, dem zartesten Schönheitsgefühl und feinsten Geschmack würdig geschildert werden könnten. Virgil blies zwar Augusts Lob auf dem Haberrohre der Idylle sowohl als auf der Trompete des Heldengedichts, und Ariost sang die erlauchtesten Frauen in einem Werke voll frivoler Abenteuer; aber was könnten mir diese und ähnliche Beispiele helfen? Die Werke dieser Dichter sind von höherer Art: denn sie fliegen mit Versen in den Lüften der Poesie, und meine Revügeschichte geht mit gemeinen Füßen auf dem Erdboden der Prose; höchstens läuft sie einmal ein Stellchen mit erhobnen Stutzflügeln, wie ein Vogel Strauß. Es thut mir leid, daß ich kein schöneres Buch schreibe. Es giebt Gegenstände, die für den Geist dieser meiner Leserei zu erhaben und zu schön sind, als daß ich davon sprechen dürfte. Mit einem Wort, was in heiligen Tempeln zu stehen verdient,

ſollte nicht an profanen Plätzen ausgeſtellt werden; und ich fühle wohl, wofür mein Buch zu profan iſt, ob es gleich für den Geſchmack mancher Leſer noch nicht profan genug ſeyn mag.

In dem Tannengehölz, wo ſich oft dörfliche Hirten im Angeſicht ihrer weidenden Heerden lagern, befanden ſich jetzt, Homeriſch zu reden, die Hirten der Völker. Ein fürſtlicher Held, deſſen Haupt unter Lorbeern ergraute, lagerte hier, und ein königliches Paar, das Glück, die Bewunderung und die Liebe ihrer Völker, war in deſſen Gezelt zu einem Feldbeſuch abgeſtiegen. Hauſen von Zuſchauern ſchwärmten umher, und flochten um das Zelt einen bunten Kranz von Menſchen. Außer dem Geräuſch von Menſchen- und Pferdetritten herrſchte Schweigen umher. Das Tannengehölz war jetzt ein heiliger Hain.

Der Anblick erhabener Perſonen in freier Natur iſt um ſo intereſſanter, je ſchlichter dieſe iſt. Die Gefühle und Vorſtellungen von Größe und Herrlichkeit, die ihre Würde erweckt, ma-

chen mit den kleinen und gemeinen Gegenstän-den, unter welchen wir sie erblicken, einen Ab-stich, der eben so wohlthätig als pikant ist. Wir fühlen in ihrem Auftritt auf die Bühne der ländlichen Natur eine gewisse Herablas-sung, die unser Herz gewinnt; uns ist, als kehrten sie mit ihrem Schutz und mit ihrer Huld in unser einfaches Leben ein, und be-grüßten uns als ihre menschlichen Mitbrüder. Im Glanze des Thrones und im Pompe kö-niglicher Aufzüge drücken sie leicht unser Herz durch Furcht und Scheu zurück. Nirgends, glaub' ich, lieben wir sie wahrhafter und freu-diger, als im Schoße unsrer gemeinschaft-lichen Mutter, der Natur; und die Stätten, wo wir sie hier als unsere mild-erhabenen Mitmenschen und als die Schutzgeister unse-res Landes und Wohls verehren und lieben lernten, bleiben uns auch nach ihrer Entfer-nung heilig.

Ich weiß nicht, ob ich diese Bemerkun-gen mehr aus dem Gefühl der Landbewohner

als der Bewohner von Residenzstädten herausgeschrieben habe.

20.

Der Abend im Lager.

Die Wagen mit unsern Wegweiserinnen jagen hinweg ins Lager, (die Herren, welche sie begleiteten, waren schon voraus geritten) durch drei Regimenter, glaub' ich, und durch ein mannichfaches Gemisch von Kriegs- und Friedensleuten. Wie schläfrig war hier der gestrige Nachmittag gegen den heutigen Abend! Ich verliere über das muntere Leben umher beinahe die Lagergäste, denen wir folgen, aus den Augen; aber Ahlens Blicke hangen fest an ihnen. Jetzt kommen sie an ein Zelt, welches mit langen Stricken umhergreift, und Raum um sich macht, und aus dessen Eingang Herren und Damen, wie aus einem Bienenkorbe vornehmer Gesellschaft, hervor-

schwärmen. Officiere in verschiednen Uniformen heben die Damen aus den Wagen (Ahlen richtete sich in den Steigbügeln hoch auf, um Frau von Meltiz aus dem Wagen heben und auf die Erde niedersetzen zu sehen); Dame und Dame umarmen sich; ein Gerede von groben und feinen Stimmen erschallt; die Wagen fahren bei Seite; mehrere Zuschauer, herumschlendernde Soldaten und Fremde, stellen sich umher; Trinkschalen und Trinkgläser erklingen; Feldküchen- und Feldkellerbediente laufen hin und her, und die Gesellschaft schmaust und schwatzt in und vor dem Zelte.

Ich müßte ein Thor seyn, wenn ich länger dahielte und gaffte! (Ich hielt mit Ahlen auf der Südwestseite des Zeltes, von wo wir an den Eingang desselben hinsehen konnten.) Ich foderte meinen Freund auf, da in einer guten Stunde noch an kein Dunkelwerden zu denken wäre, und wir bis dahin hier nicht an unserm rechten Orte ständen, mit mir ein wenig im Lager umherzustreifen. Aber Ahlen

fand es nicht für rathſam, ſich zu entfernen, weil er nicht Luſt und Kraft dazu hatte. Wir könnten leicht die rechte Zeit verſäumen, meinte er. Ich merkte wohl, was ihm fehlte.

Die Nähe der Geliebten iſt für den ſehr Verliebten voll unſichtbarer Bande; oder beſſer geſagt, die Luft um den Aufenthalt ſeiner Geliebten iſt lauter Liebesodem, den ſeine Seele, oder vielmehr der ſeine Seele einathmet; oder vielleicht noch beſſer geſagt, die Luft iſt voll lauter unſichtbarer Arme und Flügel, die ihn umſchlingen und umfächeln, und ſein Herz bald unendlich erweitern, bald bis zum Erſticken zuſammenpreſſen.

Ahlen mag alſo, kaum funfzig Schritt von der Frau von Meltiz entfernt, in ein Marketenderzelt abſteigen und zugleich die Sorge für mein Pferd übernehmen. Ich durchwandle das Lager.

Welch ein wohlthätiger Anblick, ein Schauplatz voll mannichfacher geſellſchaftlicher Freuden! Das Haus- und Gewerbsleben verſchluckt

die Menſchen in ihre tauſend Arbeits- und Sorgenwinkel, und hegt und ſtallt ihre Gedanken und Gefühle zu den Gegenſtänden ihrer einzelnen und nächſten Bedürfniſſe ein. Öffentliche Vergnügungen entbinden ſie auf ein Weilchen von ihren gewöhnlichen Feſſeln, und erweitern ihren Sinn und ihre Theilnahme zu gemeinſchaftlichen Ergetzungen. Die Menſchen erſcheinen dabei menſchlicher und glücklicher; ihre Seelen ſtreichen den Vogelleim ihres Alltaglebens etwas ab und regen ihre Flügel, und ihre Herzen fühlen mehr das Familienband der Menſchheit, welches ſie alle umſchlingt. Über öffentlichen Luſtbarkeiten wehen Wimpel der Freiheit und Winde, die den beengenden Stubendunſt aus unſrer Seele jagen und den See unſres Lebens in Bewegung ſetzen, daß er nicht ſumpft und fault.

Wir haben in uns eine Orgel mit einem Haufen Regiſter, und das Leben iſt der Organiſt, welcher ſie ſpielt. Abwechſelnde und neue Begebenheiten ziehen verſchiedne und

neue Regiſter heraus, oder vermiſchen die alten zu einem neuen Orgelton. Bei wem hat das Leben ſchon alle Regiſter ſeiner Seele angezogen und alle ihre mannichfachen Orgeltöne durchgeſpielt? — Möchte bei den Mächtigen und Reichen auf Erden recht oft die vox humana vortönen, und bei gutmüthigen Sterblichen ſelten oder gar nicht der Tremulant der Angſt und Verzweiflung herausgezogen werden! — Aber wo bin ich? Im Feldlager voll vielfältiger Vergnügungen und Auftritte. Wie könnte ich alles, was ich unter einander ſehe und höre, angeben und erzählen?

Ein Allerlei von Menſchen, vom General bis zum Troßbuben, und von gnädigen Frauen bis zu Soldatendirnen, kreuzt in Haufen, paarweiſe und einzeln durch die Zelte umher. Man könnte eine ganze Malerſchule von Menſchengeſtalten und Gruppen davon zuſammen kopiren. Bekannte erblicken und vereinigen ſich, neue Bekanntſchaften werden gemacht. Es regnet Bemerkungen, Einfälle

und Gelächter umher. Das Lager ist wie ein unabsehlicher Markt, über dessen Gesumse sich einzelne schreiende Stimmen und Musiken erheben.

Hier liegen Soldaten auf der Erde und würfeln; dort sitzen andre mit Tornistern und schmausen kalte Küche; andere tanzen dort mit sich selbst und mit Lagerweibern und tölpischen Bauerbarschen, die sie ergreifen; noch andre improvisiren in niedrigkomischen Verkleidungen Possenspiele. Unterofficiere stehen in der Nähe, würdiglich lächelnd, den Stock der Ordnung in der Hand.

Marketenderzelte schallen von vermischter, lustiger Gesellschaft; Gäste passiren aus und ein. Vor manchem Soldatenzelte sitzt ehrbarer Stadtbürgerbesuch auf Feldschemeln. Hier schneiden drei Frauen mit hochbestrichten Mützen den Vorbeigehenden spröde Gesichter; dort disputiren zwei Bäckermeister und spanische Röhre gegen einen langen hagern Feldwebel, glaub' ich; dort spaziert ein Herr Kriegs-

mann mit einer alten Saloppe, die mit schönthuerischen Geberden neben ihm herkräht. Offizierzelte erscheinen bald mit Kartenspielern, bald mit plauderndem Zuspruch und Abendbanketten.

Eine angenehme Blasemusik lockte mich an das Zelt eines Compagniechefs, der heute Major geworden war. Seine Gemahlinn war da, nebst mehrern Damen und Herren. Die Feldküche daneben rauchte, ein Korb mit frischen Weinflaschen wurde ins Zelt getragen, und drinnen und draußen herrschte lautes Vergnügen. Eben bliesen die Feldmusikanten die Melodie des Vogelstellerliedes: „Seht, Papageno ist schon da, ist immer lustig, hopsasa!“ als plötzlich der Major zum Zelte heraus fuhr und rief: „Mein Pferd!“ Seine Gemahlinn stürzte ihm an den Hals und fragte voll Schrecken, was geschehen sey. Die ganze Gesellschaft trat bestürzt hervor, die Musik verstummte. Der Major entschuldigte sich gegen seine Gäste, bat seine Frau sich zu beru-

higen, und jagte im gestreckten Galopp hinweg. Zuschauer auf Zuschauer eilten herbei, und fragten einander, was es gäbe. „Der Schlag hat ihn gerührt!“ scholl es auf einmal, unter vielen St! St! „Der General von .... ist todt!“ „St! St!“ „Drüben bei der Kavallerie!“ — Wehklagen erhob sich im Zelte. Die Frau Majorinn war in Ohnmacht gefallen. Der General war ihr Vater. Ich weiß nicht, in welcher Lagergesellschaft ihn der Schlag gerührt haben sollte, und wer dem Major diese Trauerpost verkündet hatte. Man sah im Gezelte eben seinem Besuch entgegen. Eine Menge Menschen stand um dasselbe versammelt; aber sie stillten einander, und bewiesen den Trauernden durch Schweigen ihre Achtung. Dumpfe Erwartung lag umher. Da wurde von fern gerufen: „Er kömmt!“ „Er kömmt!“ scholl es wie ein Laufseuer umher. Alles lief aus einander, die Gäste des Zeltes stürzten hervor. „Er ist es! Da kömmt er!“ riefen Hunderte von Zuschauern.

Der

Der General, ein edler Greis, jagte an der Seite seines Schwiegersohnes durchs Lager herbei. Lauter freudige Gesichter bewillkommten ihn in's Leben. Seinen Hut in der Hand, ritt er daher mit stiller Rührung, welche die Miene seines ehrwürdigen Alters mit herzgewinnender Schönheit umgoß. Wie voll jugendlicher Kraft sprang er vom Pferde, um in die Arme seiner Tochter zu sinken. Thränen glänzten in den Augen aller Umstehenden. Eine sanfte Musik begann, und vollendete die Rührung, die dieser Auftritt um sich her erweckte. Der General war nur von einem kurzen Schwindel befallen gewesen.

21.

Der optische Spiegel.

Ich würde bei meinem Interesse an den Lagerscenen vielleicht meine Zeit vergessen haben, wenn nicht das Tageslicht mich daran

erinnert hätte. Die Sonne war unter, und die Abenddämmerung lagerte ſich über die Haide hin. Aus manchem Zelte blinkte ſchon Licht. Ich eilte nach Ahlen zurück, der mich über mein langes Ausbleiben ſchalt, ob ich gleich nichts darüber verſäumt, und ihn als die Hauptperſon unſres Lagergeſchichtchens an Ort und Stelle gelaſſen hatte. Schon zweimal hatte er, in der heißen Erwartung, daß ſein Liebesdrama nun anhöbe, einige Schritte gegen die Damen deſſelben gethan. Henriette und Frau von Meltiz waren ein paarmal ein Streckchen vor ihrem Obriſtenzelte erſchienen, aber ſehr bald wieder zurückgegangen. Sie ſpähten vermuthlich ein wenig, ob ihre Leute, nämlich ihre Liebhaber, in der Nähe wären und auf ihre Gänge achteten. Ich gab ihnen ein entſcheidendes Signal, indem ich mit langſamen Schritten dicht vor ihrem Zelte vorüberging, wobei ich die Geſellſchaft mit einem Seitenblicke beſtrich, der von Henrietten aufgefangen wurde. Der Obriſt ſaß mit einem

Offizier und zwei Damen im innern Zelte, mit der großen, von Kaiserhöfen bis in die elendesten Bierschenken herrschenden Unterhaltungskunst, dem Kartenspiele, beschäftigt. Ich möchte hier, bei dem heitern, lustbaren Leben im freien Felde, bei dieser kurzen Ansiedlung in der offnen ländlichen Natur, und unter dem stillen schönen Abendhimmel, eine recht starke und recht fruchtlose Rede wider die Zusammenknebelung und Abtödtung des menschlichen Geistes durch eine Handvoll bemalter Lumpen und beprägter Klappereien halten; aber zum Glück fehlt mir's an Zeit dazu. Henriette, Frau von Meltiz und vier andere Damen standen und saßen mit fünf bis sechs Herren um einen Tisch am Eingange des Zeltes, in mancherlei, theils sehr lebhaften, Gesprächen begriffen. Ein paar Männerstimmen schienen voll bachischen Feuers, vor welchem, wie der Schnee vor der Frühlingssonne, der strengere Wohlstand leicht zerschmilzt. Der Anblick der Gesellschaft war für Ahlen und mich

nicht sehr hoffnungsvoll. Aber wem das Glück wohl will, dem regnen aus hellem Himmel günstige Gelegenheiten auf die Nase.

Ein Italiener erschien vor dem Zelt und machte mit den Herrschaften einen kleinen Galanteriehandel; aber er ging, wie ein guter Spekulant, auf mehrere Verdienste zugleich aus. Er hatte auch einen optischen Spiegel in der Hand und einen Stoß Bilder auf dem Rücken. Einer der Offiziere schlug der Gesellschaft eine optische Belustigung vor, wobei der Italiener die Bilder hübsch laut und ordentlich erklären sollte. Der Vorschlag wurde mit Beifall angenommen, und vorn im Zelte sogleich ein Tisch dazu eingerichtet. Ich stellte mich mit Ahlen, unter andern Zuschauern, dem Schauspiel in kleiner Entfernung gegenüber. Der Italiener begann:

„Da schau Sie das Schloß Tuilerie in Paris mit die Wachparade und die Mammeluck. Bonaparte geh mit sein Adjudant zu Fuß und verschenk ein Ehrenflint. Madam

Bonaparte kuck mit ihre Hofdamen zum Fenſter raus. Schön Stück! und nach die Natur!"

„Halt!" ſprach ein Officier: „alſo der kleine Blaurock da, der uns den Rücken zukehrt, iſt Bonaparte, und getroffen?"

„Nach die Natur!" erwiederte der Bildererklärer, und fuhr fort: „Da ſchau Sie Ägyptenland mit die Pyramid und Palmbaum, und die groß Seeſchlacht von Abukir. Da flieg puff! puff! die Franzos in die Luft mit die Schiff und ſchrei: Morbleu! Sacre diable! und da verſauf ſie wie die Katz, und ſing dazu: ça ira! Da ſteh hoch an die Maſt Nelſon und lach, daß ſie platz. Fein Stück! und ſehr theu're!"

Die Geſellſchaft ſchien, Frau von Meltiz und Henriette ausgenommen, für ſolche Späßchen vortrefflich gelaunt; ſie ſtellte ſich lachend dicht um den Bildermann, welcher beim dritten Bilde alſo ſprach:

„Jetzt ſchau ſie das Engliſch Parlament in London, und da vorn der dünn Miniſter

Pitt und der dick Herr Fox; ſtreit ſich über die Fried und ſchelt ſich God dam! Daneben die groß Peruck, iſt Mylord Präſident, und die viel viel Köpf! ſitz all auf die Bänk und luck wie die Maulaff. Lauter Parlamenteurs, parlez vous Messieurs! Koſt ſchwer Geld.“

Unter der Erklärung des folgenden Bildes nahm Henriette Frau v. Meltiz an den Arm und ſchlich mit ihr links um das Zelt fort. Ich folgte ihnen ſogleich mit Ahlen etwas mehr ſeitwärts. Sie ſahen ſich um, und ſchienen in der Dämmerung, die unter dem hellen Himmel noch mehr licht als dunkel war, uns zu erkennen. Sie lenkten mit ſchnellern Schritten hinter zwei andre Zelte hin; wir eilten auf der andern Seite herum, um unſern Damen entgegen zu kommen. Ahlens Herz ſchlug hörbar an meiner Seite. Ein Hochverliebter wird zu ſeinem höchſten Glück und zum Tode mit faſt gleichen Bewegungen geführt: der Tod erſchlägt unſer Herz auch zuweilen in der Geſtalt des höchſten Entzük-

kens. Leider war es nicht menschenleer um uns. Ein halbtrunkner Kerl stürzt zwischen uns und unsern Schönen über einen Zeltstrick zu Boden, drei andre Kerle rennen lachend herbei. Es ist oft unerträglich, mit seiner Liebe in der gemeinen Welt zu seyn. Unsre Damen eilen seitwärts hinter zwei andre Zelte hin, wir wie vorher ihnen entgegen. Schon sehen und nahen sich Ahlen und seine Geliebte in höchster Bewegung des Herzens, und — es thut mir unendlich leid, daß ich die Wahrheit zu erzählen habe! Aber wem das Glück übel will, dem fallen im ungelegensten Augenblick impertinente Störungen vor die Füße.

22.

Querstriche.

„Vous voilà bien attrapées, Mesdames!“ rief einer der Offiziere aus dem Gezelte des Obristen, mit einem seiner Mitgäste plötzlich herbeispringend. Ich weiß nicht, wo die Unholde unsern Damen nachgespäht hatten; aber

ich hätte ſie in dieſem Augenblick in Ahlens Namen rädern laſſen können. Mein armer Freund und ſeine Geliebte traten mit Schrecken zurück.

„Ei ja!“ fuhr der Offizier, ein noch ziemlich unbärtiger Lieutenant, ſehr unverſchämt fort, — man hörte ihm leicht einen Rauſch an: — „erſchrecken Sie nur! Wir haben Sie wohl hinwegſchleichen ſehen, und kuckten nicht ſo tief in die Bilder als Sie dachten.“

„Verzeihen Sie, Mesdames!“ ſprach ſein Gefährte, ein junger adlicher Civiliſt, den ich unter den Rittern, die unſre Damen vom L.... ſchen Edelhofe aus begleiteten, geſehen hatte: „wir konnten unmöglich ſo unhöflich ſeyn, Sie allein im Lager promeniren zu laſſen. Dürfen wir ſo frei ſeyn, Ihnen unſern Arm anzubieten?“

„Zu gütig, meine Herren!“ verſetzte Henriette.

„Auf Ehre, meine ſchönen Damen!“ ſchwatzte der Lieutenant: „Sie wagen zu viel, hier ſo allein umherzugehen. Es ſtreichen hier aller-

lei Jose Vögel umher, ur' ich glaube schon so was gemerkt zu haben."

„Sie sind in der That zu besorgt," erwiederte Henriette. „Unser Spaziergang wurde bis zu Ihrer Ankunft durch nichts gestört, und es lagern auch überall zu viel honette Offiziere, als daß man eine unverschämte Begegnung zu befürchten brauchte."

Es war keine Hülfe. Die feinen Herren hingen mit ihren Impertinenzen an unsern Damen so fest, daß diese sich davon nicht anders als durch ihre Rückkehr ins Gezelt des Obristen zu befreien wußten.

Ich stand mit Ahlen unter dem Gespräche der Herren in ihrer Nähe, ihnen halb zugewendet, wie auf Kohlen, und sah gen Himmel, ob kein Blitz auf die verwünschten Plauderer herabfahren wollte. Ahlen war mehr von Angst, sich mit der Frau von Meltiz von den Unholden völlig bloßgestellt zu sehen, als von Tollheit über sie durchwühlt; er schöpfte ordentlich Athem, als sie sich mit den Damen

entfernten. Kaum aber kamen sie uns aus den Augen, so füllte sich seine Brust mit Schmerz. „Alles verloren!“ sprach er. „Julie wird keinen Schritt mehr aus der Gesellschaft thun, und sie hält sich schon für verrathen und scheut sich vor jedem Blicke. Sie wagte zu viel, und wird auf Henrietten und mich unwillig seyn.“

Ich habe mich schon oft über die erbärmlich weise Bemerkung nach einem mißlungnen Unternehmen: „es war zu viel gewagt!“ bitterlich geärgert. [Weit öfter mißlingt eine Sache, weil man nicht genug, als weil man zu viel wagte. Aber ich will mich hier nicht weiter über eine lahme Weisheit, die immer nur hinter dem Erfolge herhinkt und predigt, unnützer Weise ärgern, sondern mit aller Gelassenheit bemerken: daß man es abgeloben möchte, Leuten von zu ängstlichem Zartgefühl und zu lebhafter Phantasie zu einem Rendezvous oder sonst einem kitzlichen Unternehmen zu helfen. Das erste widrige Lüftchen weht

ihnen gewöhnlich schon den Kopf ab, und da fallen sie ihren Helfern als ein ungeschickter und verdrießlicher Rumpf auf den Leib. Ahlen hatte übrigens recht. Frau von Meltiz hielt sich in ihrer Zeltgesellschaft, die ich aus der Ferne, in der Hoffnung, daß der erlittne Verlust sich noch ersetzen lassen möchte, unter meinen Augen behielt, sorgfältig eingesperrt, und Henriette machte gar keinen Versuch, sie noch einmal zu entführen, oder auch nur, sich selbst auf ein Weilchen zu meinem Troste hinwegzustehlen. Beide schienen an der Unterhaltung der Gesellschaft (der Bildermann war schon entlassen) lebhafteren Theil zu nehmen, als zuvor. Aber man muß nicht immer seinen Augen trauen. Ich versicherte Ahlen schließlich, als die Damen zu Wagen stiegen, um, von ihren Herren begleitet, nach L. zurückzufahren, daß unsre Schönen um uns und unser Leid gewiß in ihrem Herzen bekümmert wären, und schon auf eine thunliche Schadloshaltung bedacht seyn würden.

23.

Sehnsucht.

Ahlen sah die Damen, denen er mit so glücklicher Hoffnung ins Lager gefolgt war, voll Wehmuth in ihren drei Wagen hinweg jagen und im Dunkel verschwinden. Ihre Begleiter kabriolirten mit schallendem Geplauder und Gelache neben ihnen hin. Wir ritten ihnen langsamer nach. Ich war auch nicht heiterer Laune. Das bunte geräuschvolle Leben im Lager wich hinter uns zurück. Gegen Norden schimmerte der Tag aus entlegnen Ländern herüber; der Himmel blinkte mit matten Sternen herab, und Musiken von Waldhörnern und andern Blaseinstrumenten tönten aus der Ferne. Es ist gut, daß wir nicht immer fröhlich sind: wir kehrten sonst selten oder gar nicht in unser Herz ein, in welchem weit mehr verborgen liegt, als überwitzige Köpfe meinen oder einräumen wollen. Fröhlichkeit fährt mit einem Wirbel um unsre Seele, der keine tiefern Eindrücke durchläßt. Oft

ist es an einer kleinen unerfüllten Hoffnung genug, uns sehr ernst zu machen und in unser Inneres hineinzujagen. So war es bei mir auf meinem und Ahlens Rückwege vom Lager, welches uns, unter einem stillen Sternenhimmel, mit verhallenden Harmonien nachtönte.

Wem schlugen nicht in mancher Stunde seines Lebens Abendmusiken aus der Ferne, und die tiefsinnige Stille der Nacht, und Ahnungen aus einer andern Welt mit geistigen Schwingen ums Herz, und weckten im Grunde desselben Gefühle auf, die unter zerstreuenden Geschäften und Vergnügungen schlummern? und wer vermißte dabei nicht das Theuerste und Höchste, welches er mit ganzem innigem Verlangen umfangen möchte, und fühlte sich bei der Vermissung desselben aufgelegt, ungefähr also zu sprechen:

Was habe ich denn schon auf dieser Welt erlangt? und was hat denn am Ende dieses Leben, womit es den innersten Durst meiner Seele lösche? Man strebt hier von Genuß zu

Genuß, fühlt sich nach jedem Genusse um die verlangte Befriedigung betrogen, und findet, daß alles, was man von außen erhält, eitel und vorüberfliegender Schein von Wirklichkeit ist. Zieht uns nicht jedes Stück Zukunft mit Hoffnungen und Einbildungen entgegen, die um Luftgebilde und Truggestalten gaukeln, welche uns beglückende Wirklichkeiten dünken? und flieht nicht jedes Stück Vergangenheit als ein Schlachtfeld und eine Grabstätte getäuschter Hoffnungen und Erwartungen dahin, und tönt mit Klagelauten unerfüllter Sehnsucht nach uns zurück? Und wird es eben anders seyn, wenn wir an der Grenze dieses Lebens auf unsre ganze irdische Vergangenheit zurücksehen? Nein, wenn unser Verlangen nach besserm, glückseligerm Daseyn uns nicht aus diesem Leben in ein anderes mit unsterblichen Armen hinüberhebt; so wurden wir nur zu einem betrügerischen Spiele geboren, so ist unser hiesiges täuschungsvolles Leben eine Strafe für die thörichte Erwartung eines künftigen voll-

kommneren Daseyns. Wir leben hier entweder wie dumme Küchlein, über welchen die Henne Einfalt mit so dichten Flügeln gebreitet sitzt, daß wir nicht hindurchsehen können; oder wie Tantalusse, die immer nach hesperischen Früchten schnappen, die uns dicht vor dem Munde zurückfliegen. Und was wär' es denn werth, unser Leben mit allerlei Thorheiten und Eitelkeiten in Freude und Leid, und mit unsrer sich dann und wann darüber erhebenden Einsicht dahinzuspielen, wenn das unsre ganze Geschichte wäre? O wie, vielmehr haben wir leben wollen als wirklich gelebt!

Doch, wir sind Amphybien und Mischlinge der Sinnen- und Geisterwelt. Daher unsre Unbefriedigtheit bei allem irdischen Genuß und Gewinn, und wenn wir auch, mächtiger und glücklicher als alle Alexander und Dschengis, die ganze Erde eroberten, und den Mond noch dazu. Daher der rohere und gebildetere Glauben der Menschen an übermenschliche und übersinnliche Wesen; und daher unsre Ahnung

und Sehnsucht nach einem sich ins Unendliche verlängernden und erhöhenden Daseyns, welches uns in himmlischen Sinnbildern von einer hinwegziehenden Abendröthe und vom unermeßlichen Sternenhimmel entgegen schimmert.

24.

Opium.

Wir ritten still vor uns fort über die Haide. Unter tiefem Schweigen ruht unser Geist gern, wie unter heiligen Schatten, und schöpft Erholung in sich selbst. Es sind Sabbathsstunden der Seele und Windstillen in unserer Lebensschifffahrt, wo wir die Vergangenheit wiederkäuen und über die Zukunft träumen. Aber wir wollen uns noch vor dem Schlusse dieses Buches ein wenig ermuntern.

„Hab' ich's nicht vorhergesagt?" spricht mancher voll Freude über seinen Verstand, wenn sich seine schlechte Meinung von Andern

dern durch Thatsachen bewährt. Eine traurige Freude! Es würde unserm Herzen mehr Ehre machen, wenn wir uns nur über die Bestätigung unsrer guten Meinung von Andern freuen könnten. Mir wurde eine solche Freude noch am späten Abend dieses Tages zu Theil.

Der Gastwirth in L., bei dem wir, Ahlen und ich, uns zum voraus Nachtquartier bestellt hatten, brachte mir (mein Namen war ihm von mir heute schon genannt worden), als wir schon auf unser Schlafstübchen gegangen waren, ein Billet, welches unten von einer Jungfer, nach der Anfrage, ob ich hier wieder angekommen sey, abgegeben worden war. Es war von Henrietten und lautete also:

„Sie werden doch wohl so gescheidt gewesen seyn, uns nachzukommen? Geduld! Morgen früh gegen sieben Uhr erwarten Sie, auf eben dem Wege wie heute Nachmittag, weitere Nachrichten. Wir wünschen Ihnen beiden eine gute Nacht."

So waren also unsre Damen wirklich bedacht, unsrer Unruhe und Ungewißheit, und auch der ihrigen, so bald und weit, als füglich, abzuhelfen. „Nun zu Bette!“ sprach ich zu Ahlen. „Unsre Schönen haben uns gute Nacht gesagt, und einen Pfühl guter Hoffnung unter's Haupt gelegt.“

Wenn es nicht so spät wäre, so wollte ich noch zu beschreiben suchen, wie wohl einem herzlich verliebten Liebenden eine „gute Nacht!“ von seiner Geliebten thut. Es ist unbeschreiblich, wie viel Glückseligkeit und wie viel Rührungen eine Geliebte oft durch ein einziges Wort über den Liebenden ausschütten kann.

Henriettens Billet träufelte auf Ahlens Seele, nach einem Guß von inniger, freudiger Herzensrührung, ein sanftes Opium.

Drittes Buch.

Inhalt des dritten Buchs.

1. Guten Morgen!
2. Schreiben an den Verfaſſer dieſer Geſchichte.
3. Verſtändigung.
4. Geiſtvolle Albernheit.
5. O undankbares abgeſchmacktes Jahrhundert!
6. Etwas zur Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts.
7. Verwirrung.
8. Kabinettsgeſchichte.
9. Wirkungen des Glücks.
10. Schreibereien.
11. Bedenkliche Sachen.
12. Die Dorfkirche.
13. Der Sommerabend auf dem Berge.
14. Die Überraſchung.

1.

Guten Morgen!

Einem Tage voll erfreulicher Erwartungen gähnt man beim Erwachen, wenn man noch jugendliches Blut hat, höchstens ein bischen mit halbem Munde entgegen; dann springt man mit rascher Besinnung, die sich ihrer selbst erfreut, in den Tag hinein, und wird von seinem Lichte wie von einem Meere voll Lebensgeist umfangen.

Mit herzlicher Heiterkeit trank ich mit Ahlen frühmorgens in einer Laube vor unserm Quartiere Kaffee. Der Morgen schien uns, in der Nachbarschaft unsrer Geliebten und in unsrer frohen Erwartung, bei weitem schöner,

als er wirklich vor uns im Dorfe war. Wir sahen, außer den Schornsteinen des Schlosses, wovon zwei recht angenehm in die Luft rauchten, nur einige alte Scheunen- und Stalldächer von der Sonne bestrahlt; auf einem Dache stand ein Storch neben seinem Neste und klapperte. Die untern Gegenden lagen noch in feuchten Schatten. Ein paar Gänsefamilien grasten mit vertraulichen Gegacker, die Jungen mit heiserer Altstimme, über die Rasenstellen im Dorfe hin. Bald tutete auch ein lumpiger Graukittel auf einem sehr mißtönenden Kuhhorne, und Schweine stolperten über die Schwellen von Thorwegthüren, und rieben sich die Seiten an Stein- und Wandecken unger.

„Guten Morgen!“ sprach auf einmal jemand in unsre Laube herein. Es war der ci-devant Reiter Brake, mit dem ich mich gestern, im Anfange des vorigen Buches, unterhielt. Ich hatte ihn gestern nicht wiedergesehen, und er war auch erst spät von der

Haide zurückgekommen. Der alte Burſche hatte den Nachmittag und Abend im Lager der Kavallerie bei einigen ſeiner ehemahligen Kriegskameraden zugebracht, und wollte jetzt nach Hauſe auf ſeinen Webeſtuhl zurückkehren. Soll ich die Geſchichte ſeines geſtrigen Tages ſchreiben, ſo wie er ſie mir erzählte? (denn er wurde von mir und einem ſoldatiſchen Frühſtück, welches ich ihm auftiſchen ließ, noch ein Stündchen aufgehalten) Nur ein paar Pröbchen davon.

„Herr,“ ſprach er in ſeiner Erzählung von der Revüe, „wenn's Schwenkt euch! Marſch! hieß, und der Spektakel losging, turnirt,' attakirt, ſo war mir's nicht anders, als kriegt' ich'n Pferd unter'n Leib, und ich konnt' nicht bleiben auf meinen alten Beinen, ſtolperte hin und her, kuckte mir'n Hals lang und die Augen aus'm Kopf; und wenn die Pallaſche in die Luft blitzten, Sapperment! da ſchlug ich mit der Fauſt an meine verfluchte Ficke, und mir war als'm Hund ohne

Schwanz. Die Leute merkten's wohl, wo bei mir der Hase lag, und hatten ihren Spaß dran, und ich auch, wenn ich dann erzählte, wie lang' ich's mitgemacht hätte."

Im Lager bei seinen alten Kameraden hatte er sich in völliges Kavalleristenzeug sezzen lassen, und war darin von jungen Reitern so ungeschickt genarrt worden, daß er darüber in Eifer gerieth. Er verstand Spaß, aber er hatte auch, wie alle brave Narren, sein gewisses Ehrgefühl, welches nicht härtlich angetastet werden wollte.

„Ich kenne solche Bürschchen von Alters her," sprach Brake, „und man muß ihnen ihre Naseweisheit einbrocken. Was Henker! sagt' ich, was ist das für Wirthschaft hier? Ihr wollt mich doch nicht gar zum Besten haben? Wenn euch nicht noch's Gelbe am Schnabel säße, so solltet ihr's hören. Sapperment! seyd ihr denn brave Kerls? Ein Lehrjunge muß seinen Meister ehren, und ein junger Kriegsmann seinen alten Kameraden, oder

er ist keinen Schuß Pulver werth. Wenn ich noch meine Lust am Soldatenwesen habe, so solltet ihr jungen Kerls die Hände falten und sprechen: „Gott gebe, daß uns nach drei und dreißig Dienstjahren auch noch so zu Muthe ist!“ Der Henker hol! nicht jeder darf, seine drei und dreißig Dienstjahre auf dem Buckel, seinem Könige, so gutes Muths als ich, unter's Auge treten und sagen: ich alter Narr! ich stolperte gern, den Degen zwischen den Beinen, ins Grab 'nein, und hörte hinter mich her knallen. Hier, kuckt her! diese Schramme und zehn andre Bataillenzeichen hangen mir über alle Gliedmaßen als Ordens Purlemerrit; und wenn ihr Soldatenehre im Leib' hättet, so solltet ihr die Mütze davor abnehmen und sprechen: „Vivat unser braver alter Kriegskamerad, Peter Brake!“ — Lieber Herr, und da rief mir'n alter Unterofficier Vivat und schüttelte mir die Hand so herzhaft, daß mir, bei meiner armen Seel! die Augen übergingen. Aber 's ward noch ärger! Der Ge-

neral von ...., mein alter Oberſt, ritt vor'm Zelt vorbei, und ich mußt' raus und ihn grüßen in der Montur; und der alte Herr lachte und kannte mich noch, und ſprach: „Na, alter Brake, wie geht dir's?“ Er fragte auch nach meiner Frau und nach meiner ganzen Wirthſchaft, und die Seel wollt' mir aus'n Augen fahren, als er ſo freundlich mit mir ſprach. Ich hätte mich gleich mit tauſend Freuden für ihn todtſchießen laſſen, und will nicht Peter Brake, ſondern — heißen, wenn mir nicht meine Frau und meine alte Webebank hundertmal ſo lieb geworden ſind, weil der General danach gefragt hat.“

Ich glaube, meine Leſer werden mit mir dem Leinweber und Exreiter Brake hiermit herzlich Lebewohl ſagen.

2.

Schreiben an den Verfaſſer dieſer Geſchichte.

Um ſieben Uhr erhielt ich aus Laurettens Hand einen Brief von Henrietten, den ich als den längſten von allen in dieſer Geſchichte vorkommenden Briefen hier mittheile.

„Nachts nach 11 Uhr.“

„Fangen Sie, mein Freund, dieſes Schreiben ja nicht mit der Begierde, gleich auf den Hauptgegenſtand Ihrer Erwartung zu kommen, zu leſen an! Ich ſchreibe ganz nach meinem Vergnügen; und ſollten Sie mit Ihrem Freunde nicht aufgelegt ſeyn, mein Geplauder in guter Ruhe anzuhören, ſo laſſen Sie meinethalb dieſe Blätter ungeleſen. Aber es wäre gar nicht artig von Ihnen; denn warum ſitz' ich denn hier in einem fremden Schloſſe, und noch dazu an einem wackelnden Tiſche, und verſchreibe dieſe Nachtzeit, die ich beſſer verſchlafen könnte? Bloß Ihnen zu gefallen;

denn daß ich mir ſelbſt damit Vergnügen mache, darum haben Sie ſich nichts zu kümmern.“

„Glaubten Sie etwa, daß wir im Lager einen zweiten Verſuch, Sie zu ſprechen, wagen ſollten? Ich wäre dazu vielleicht geneigt geweſen, aber meine Geſellſchafterinn konnte dazu kein Herz faſſen, und fürchtete ſchon, ſich verrathen zu haben. Wir hatten auch wirklich Urſache, uns in Acht zu nehmen. Es iſt übel, mit impertinenten Herren, die zu ſehr oder nicht genug bei Verſtande ſind, in Geſellſchaft zu ſeyn. Frau von M. beſitzt eine liebenswürdige Delikateſſe, woran ſie ihre liebe Noth hat. Ihr Herz fällt mit ſeinen natürlichen Empfindungen leicht unter die Zuchtrüthchen des unnatürlichen Wohlſtandes, welchen die vornehme Welt ja weit mehr als die Tugend zu beleidigen fürchtet. Ich will dies geſchwind noch mit andern Worten angeben: Sie iſt mit Freuden geneigt, ihrem Herzen in einem Verlangen, welches ihr die Tugend nicht ſchlechterdings verbeut, zu folgen, wenn

sie hofft, daß ihr dabei die Oberhofmeisterinn Schicklichkeit nicht öffentlich in den Weg kommen werde; kömmt sie ihr aber, so wie heute im Lager, in den Weg, so fühlt sie sich mit ihrem Herzen und mit ihrem ganzen Glück unter sie gebeugt und niedergeschlagen. Ich liebe sie darum; aber sie bedarf anderer Hülfe, die sie aufrichtet und ihr Herz für ihre jetzige Lage erhebt. Der konventionelle Wohlstand bleibe in Ehren, zumal da er so oft die einzige Tugend der vornehmen Welt ist! Aber er sollte sich doch in seinen Schranken halten; er sollte nicht Herzen, welche frei sind, mit eben der eigensinnigen Herrschaft, die er über gebundene Herzen ausübt, tyranniſiren wollen. Julie möchte ohne Noth Feuer und Wasser vereinigen; sie läßt den Ceremonienmeister Wohlstand in ihre Liebe mehr hineinsprechen, als er darin zu sagen hat, und ich bin, ihr und ihrem Glücke zu Liebe, so undelikat, gegen ihren delikaten Irrthum zu Felde zu ziehen."

„Mein Gott! was sind denn das für Um-

stände, die sie macht? Liebt sie denn den Herrn A. nicht, und ist ihre Hand nicht frei? Wer darf sie, ohne Ältern und Vormünder wie sie ist, denn hindern, ihre eigene Wahl zu treffen? Doch, wir wollen ihr eine Schwäche, woran sie leidet, gern übersehen. Die gute Julie wurde so lange und so hart von den Banden ihres Standes gedrückt, daß sie sich davon noch nicht befreit glaubt, ob sie es gleich schon eigentlich ist. Wer lange unter schweren Lasten gekrümmt ging, bleibt auch noch krumm, wenn sie ihm abgenommen worden sind; und wer lange im Gefängnisse saß, steckt noch mit seiner Seele darin, wenn sein Körper schon heraus ist. Philosophir' ich nicht wie ein Herr Philosoph? Weiter! Unter langem Unglück verliert man den Muth, unter der Heckenscheere der Konvenienz seine natürliche Gestalt und Wahrheit, unter dem Druck von Vorurtheilen den offnen gesunden Verstand. Man scheut sich noch vor Lehrmeistern, deren Zuchtruthe, vor Aufsehern, deren Aufsicht,

ſicht, und vor Popanzen, deren Popanzerei man entgangen iſt. Die eben erſt zu Chriſten gemachten Heiden ſehen ſich gewiß noch vor den Abgöttern, denen ſie entſagten, und fürchten ſie wenigſtens wie leidige Teufel. Der Frau von M. iſt hier unter dem Adel, als dürfte ſie doch nicht wohl aus ihm hinausheirathen."

„Ei! wollen Sie ſich denn noch nicht niederlegen?" ruft hier die Baroninn aus unſerm Schlafkabinett.

„Bald!"

„Was ſchreiben Sie denn noch da?"

„Flüchtige Entwürfe über Gegenſtände der Revüe."

„Zum Beiſpiel?"

„Eine Skizze zu einer Erzählung: das geſtörte Rendez-vous betitelt."

„Haben Sie ſo was geſehn? Erzählen Sie doch!"

„Es iſt bloße Idee. In einem Feldlager kann man ſich vieles denken; es kann ſich auch

vieles darin zutragen. Mir wurde bei einer schönen Musik darin etwas schwärmerisch."

„Ach ja! Ich hätte bei der schönen Musik auch ein paar Mal die Karten wegwerfen mögen. Das fatale Spiel! daß man's Ehren halber mitmachen muß!"

„Die Baroninn schwieg hier. Wo blieb ich doch stehen?"

„Es ist in der That ein Leid und eine Lust, eine gute Seele zwischen der Natur und der Konvenienz hin und her kämpfen zu sehen; und Dichter müssen's der letztern Dank wissen, wenn sie die Erscheinungen und die Siege der erstern verschönert. Frau von M. verschlang den Brief Ihres Freundes (sie bekam ihn von mir gleich nach der Mittagstafel, wo unser Abendbesuch im Lager beschlossen wurde), schämte sich dann, ihn von mir erhalten zu haben, und dachte an keine Scham, als ich ihr hierauf meine mittelbare Verbindung mit Herrn Ahlen, und alles, was ich über ihn zu sagen wußte, erzählte. Sie war

dabei lauter Ohr und Seele, und als ich auserzählt hatte, wollte sie ihr Herz, welches ganz bloß mir vor Augen gelegen hatte, vor mir verbergen; aber das gute, für die Verstellung schlecht gebildete Weibchen wurde bei ihrer Furcht, den Anstand zu verletzen, von dem Bedürfniß nach einer Vertrauten und Gehülfinn ihrer Liebe überwältigt. Sie warf sich mir in die Arme, und willigte gern in eine Zusammenkunft mit ihrem alten treuen Liebhaber, vor welcher sie nachher in der Zeltgesellschaft sich scheute, bis ich sie halb mit Gewalt dazu fortzog. Der fatale Querstrich, der uns gemacht wurde, schreckte ihr Herz zurück, bis auf unsre Rückfahrt, wo ich ihr erklärte, welcher schmerzlichen Ungewißheit Herr Ahlen überlassen worden sey. Sie wurde traurig, und, vielleicht unter Erinnerungen der Vergangenheit, bis zu Thränen gerührt. Ihr Herz floß über von Liebe, und sie wollte gleich nach unsrer Heimkunft an Ihren Freund schreiben. Ich wünschte, sie hätte gleich auf

unſerm Wagen ſchreiben können; es würde ein recht herzliches Briefchen geworden ſeyn. „Wenn nur Ahlen auch gewiß nach L. wieder nachkömmt!“ Ich verſicherte ſie, daß hieran gar nicht zu zweifeln wäre. Sie wollte hierauf ſo lange ſchreiben, bis ſie — nicht ſchrieb. Ihre Stimmung änderte ſich, als ſie aus der beſternten Nacht ins Schloß hinein kam. Dieſes und die Gäſte deſſelben ſchwächten ihre Empfindungen und ihren Muth durch andere Eindrücke. Die ſchönſten Aufwallungen unſeres Herzens, die in friſcher Kraft die menſchlichſten, liebenswürdigſten Handlungen und — Thorheiten gebären, werden ſo leicht geſtört, und ſind ſo ſcheuer und flüchtiger Natur, daß man nicht weiß, ob man ſie noch eine Sekunde lang behalten wird, und vollends in Geſellſchaft voll artiger oder unartiger Unherzlichkeit.“

„Es thut mir wirklich leid, daß ein albernes Ungefähr uns um einen ſchönen Auftritt der Liebe in dem romantiſchen Lager ge-

bracht hat; aber wir müssen nun schon dafür sorgen, ihm eine andere Bühne zu verschaffen."

„Wissen Sie denn wohl, mein Freund, daß ich große Lust habe, einen Revüeroman zu schreiben? Die Idee eines solchen Romans geht mir so lebhaft im Kopfe umher, daß ich davor nicht schlafen kann, und davon plaudern muß. Mein Plan dazu ist fertig, sobald — der Roman selbst fertig ist; denn ich denke im Grunde die Geschichte zu schreiben, die wir seit gestern hier erleben und verhandeln, und woran ich in diesem Briefe mit arbeite. Doch ich weiß nicht, ob ich mich schriftlich eine solche Rolle spielen lassen möchte, als ich thätlich spiele; ich würde mich wahrscheinlich auf Kosten der Natur hier und da etwas verschönern. Wir wollen sehn. Es soll mich wundern, wie mein Revüeroman sich wird enden können. Helfen Sie mir ja zu einem guten Schlusse desselben! Unser Liebespaar muß zusammenkommen, und wenigstens sich versprechen; und hierüber will ich Ihnen nun

endlich meine Anordnungen eröffnen, denen Sie und Ihr Freund sich blindligs unterwerfen müssen. Der Himmel gebe, daß uns alles wohlgelinge!“

„Ei! da ruft die Baroninn wieder in meinen Brief herein: „Sind Sie denn noch nicht fertig? Es ist ja schon weit nach Mitternacht, glaub' ich.“

„Die Stunden zu glücklichen schriftstellerischen Entwürfen sind selten; man muß sie benutzen, wenn sie da sind.“

„Nun, so lesen Sie mir doch mal etwas vor; ich habe so einen unruhigen Schlaf.“ —

„So machen's (zu Ihnen, mein Freund, gesagt) die gnädigen Beschützer und Beschützerinnen der Musen, wenigstens oft genug! Man soll sie amüsiren, wenn's ihnen einfällt, oder einschläfern, wie den Schach Baham, der sich auch schöne Geister an seinem Hofe hielt. Sie fragen den Kukuk danach, ob wir eben begeistert sind, und in den schönsten göttlichen Eingebungen ganz unverantwortlich

gestört werden oder nicht. Die Götter mögen mit ihren Eingebungen wiederkommen, wenn sie uns zu ihrem Amüsement oder literarischen Opium gebraucht und dabei verstimmt haben!"

„Ich fing an, der Baroninn einen Plan zu einem Revüeroman aus dem Stegreif vorzudichten; es war fast nichts als ein Quodlibet von Kapiteltiteln, wodurch sie sehr bald ermüdet wurde. Schade, daß ich die Baroninn in meiner Revüegeschichte nicht mit aufführen darf! Aber nun geschwinde zur Sache!"

„Wenn ich Ihnen morgen (oder vielmehr heute) früh, nachdem ich Frau von M. wieder gesprochen habe, nicht andere Verhaltungsbefehle hinterher schreibe, so machen Sie sich mit Ihrem Freunde gegen zehn Uhr Vormittags von Ihrem Quartiere auf, und kommen in unser Schloß, und hurtig und ohne Geräusch die Treppe herauf. Kurz vor dem Schlage zehn müssen Sie beide oben an der Treppe seyn. Nun mögen Sie rathen, was weiter geschehen soll. Ich habe Ihnen in die-

sem Briefe nichts mehr zu sagen, außer daß Sie nicht ohne Kopf kommen müssen. Es möchte vielleicht etwas Geistesgegenwart, Verstellung und dergleichen erforderlich seyn; auch will ich dem Herrn Ahlen nur voraussagen, daß er mir erlauben muß, ihn zum Freunde meines Bruders in Leipzig zu machen, und seinen Namen da, wo man ihn schon gehört haben möchte, zu verändern. Wenn Sie mein Vorhaben mit Ihnen für zu gewagt halten sollten, so waſche ich meine Hände in Unschuld, und habe mit der Geſchichte, die ich auf eine interessante Art zu ihrer Hauptscene hinführen möchte, nichts weiter zu thun, und Sie sollen auch nicht einmal erfahren, was ich mit Ihnen im Sinne hatte."

„Morgens nach sechs Uhr."

„Es bleibt bei dem Geschriebenen, und ich hoffe, es wird alles recht glücklich gehen. Daß Sie beide ja zum bestimmten Zeitpunkt die Treppe herauf kommen!"

Henriette.

3.

Verständigung.

„Gib her!“ sprach Ahlen, als ich den Brief ihm vorgelesen hatte. Er las ihn noch einmal vor sich selbst mit langsamer Aufmerksamkeit, wie ein verständiger Mann, und genoß alles, was Julien und ihre Liebe karakterisirte, mit ganzem Herzen, wie ein verliebter Zärtling. Als er alles recht durchgekostet hatte, wurde sein Gesicht bedenklich. Er zweifelte, ob er sich, und besonders seine Geliebte, Henriettens räthselhaftem und häkligen Vorhaben überlassen sollte: er fürchtete, Frau v. Meltiz empfindlichen Verlegenheiten auszusezzen, und es dadurch mit ihrem Herzen zu verderben. Sein Zartgefühl und seine Besonnenheit sind lobenswerth; aber sie machten mich ungeduldig. Ich hatte zu viele Lust zu dem Unternehmen und zu vielen Muth oder Leichtsinn, und vollends, als bald nach neun Uhr die Dame des Schlosses, von einem reitenden

Verwalter begleitet, wahrscheinlich in einem dringenden Ökonomiegeschäfte, vom Edelhofe zum Dorfe hinausfuhr. Wer war denn nun noch im Schlosse zurückgeblieben? Nach unserer Rechnung niemand als Frau v. Meltiz, Henriette und ihre Frau Baronin; denn die übrigen Damen und Herren, so viele wir gestern gesehn hatten, waren schon um sechs Uhr vor unsern Augen wieder zur Revüe abgereist. Ahlen bekam nun auch Muth; und er wäre sonst auch nicht werth gewesen, verliebt, geschweige denn geliebt zu seyn.

Es wurde uns in dem letzten halben Stündchen sehr sauer, unsrer Zeit nicht zuvor zu eilen. Wir hatten nirgends Ruhe, und glaubten jede Minute, daß unsre Taschenuhr zurückbliebe. Unser Wirth mußte uns einmal über's andere sagen, was die Glocke sey, und wir sahen selbst einer um den andern nach seiner Stubenuhr. In leidenschaftlicher Ungeduld und Erwartung läßt uns die Zeit durch lange Reihen von Augenblicken Spießruthen laufen.

Endlich war dreiviertel auf zehn Uhr vorbei. Wir gingen zum Schloß. Ahlen wurde beim Eintritt in daſſelbe von Bangigkeit befallen, vermuthlich eine Folge früherer Eindrücke: ein Edelhaus hatte ihn mit ſeiner Liebe einſt unglücklich gemacht. Aber es war nicht mehr Zeit zu verzagen. Ich nahm Ahlen beim Arm. Wir hörten ſeitwärts Leute in der Küche, aber der Hausflur war leer. Wir tanzten die Treppe hinauf, ſo leicht, als hätten unſre Füße ſie auswendig gekonnt. „Brav!“ rief uns Henriette, uns oben erwartend, leiſe entgegen. „Nun die Ordres zu unſern Manövern, Herr General!“ ſprach ich, ihr die Hand küſſend. Ahlen vergaß vor Verwirrung, ihr ſein Kompliment zu machen, und ſich zu freuen, ihre Bekanntſchaft zu machen.

„Wohlan, meine Herren!“ ſprach Henriette: „merken Sie zuvörderſt, daß Sie hier eigentlich einen freundſchaftlichen Beſuch bei mir ablegen. Indeſſen, da meine Frau Baroninn zu Hauſe iſt, ſo werde ich, der Ord-

nung wegen, und um Ihnen einen anständigen und sichern Abzug zu verschaffen, die Ehre haben, Sie dieser Dame vorzustellen. Sehen Sie, lieber Herr Ahlen, der Gang da läuft zu dem Zimmer der Baroninn hinab, wohin Sie uns nachkommen werden. Jetzo Marsch mit Ihnen!"

Henriette zog mit diesen Worten Ahlen zu einer halboffnen Thür und durch ein Zimmer in ein Kabinett, welches sie hinter ihm zumachte. „So!" sprach sie, zu mir zurück hüpfend, „nun mögen die Leutchen sich verständigen! Ich habe das meinige gethan."

„Also Frau von Meltiz und Ahlen. —"

„Freilich!" fiel sie mir ins Wort, „Aber geschwind fort mit uns! Wir müssen bei Verstande bleiben."

„O glückliche Lebensstunde für Ahlen!" sprach ich.

„Nicht sich darin vertieft!" versetzte Henriette. „Wir haben uns jetzt mit der Baroninn, die heute etwas unpäßlich ist, zu unterhalten."

„Und Ahlen soll nach seiner Kabinettsgeschichte vor dieser Dame mit Kopf auftreten? Wer bei seiner ersten inbrünstig Geliebten nicht den Kopf verliert, der —"

„Hat keinen zu verlieren?" fiel Henriette ein. „Ahlen hat Zeit, sich zu fassen."

„Und unter welchem Vorwande blieb Frau von Meltiz zu Hause?"

„Sie hatte so viel Kopfweh, daß sie unmöglich das Fahren vertragen konnte. Im Ernst!"

„Wußten Sie denn beim Schluß Ihres Briefes, daß die Dame vom Schlosse heute Vormittag wegfahren würde?"

„Ja doch! Sie erklärte schon gestern Abend, daß sie heute auf einem Vorwerke einen Kuhhandel abzumachen hätte."

Ich segnete heute die weibliche Ökonomie, die ich gestern früh verwünschte.

„Liebste Henriette —"

„Genug und zu viel geplaudert! Marsch!"

„In Wahrheit, ich wollte, daß Ihre Frau Baroninn mit ihrer Unpäßlichkeit. —“

„St! ich melde Sie an.“ Henriette eilte mit dieſen Worten in das Zimmer, welches mir geſtern eine ungezwungnere Unterhaltung, als ich jetzt zu erwarten hatte, gewährte.

4.

Geiſtvolle Albernheit.

Sollten meine Leſer auf meine Unterhaltung mit der Baroninn ſo neugierig ſeyn, daß ſie ſich vor dem Zimmer derſelben nicht noch ein wenig aufhalten laſſen möchten, ſo mögen ſie mit dem fünften Kapitel gleich zu ihr hineintreten.

Mir fällt eben ein, welche Tragikomödie es mit Manchem iſt, bei Beſuchen und Unterredungen mit Andern vor lauter Geiſt keinen Verſtand zu haben. Oder iſt es kein Beweis von zu vielem Geiſt, wenn man von Andern

zu hohe Begriffe hat, und den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht? —

Ein berühmter Schriftsteller, dessen zu früher Tod zu seiner Zeit von Deutschland bedauert wurde, konnte den gemeinsten Kerl nicht anders als Sie heißen, und zu ihm nicht anders als zu einem philosophischen und gelehrten Witzkopfe reden. Woher diese Albernheit? Nicht aus zu vielem Geist? —

Wenn jemand ein so reizbares Gefühl für Schönheit und Feinheit hat, daß er sie selbst von ihrem äußerlichen Scheine nicht unterscheidet, und demnach desto geschmackvoller und geistreicher reden zu müssen glaubt, je feinere und zierlichere Anzüge und je vornehmere Airs und Anstände er vor sich hat, und nun — wie es gar oft der Fall seyn muß — die Tragikomödie erfolgt, daß er schmerzlich fühlt, wie seine schönen Sachen nicht anschlagen, und er, in der Meinung, es noch nicht gut genug gemacht zu haben, seinen Geist noch mehr angreift, und ihn bis zum Unsinn

überspannt, bis er diesen selbst erkennt, und mit heißer, die Seele durchwühlender und verwüstender Scham abzieht, wie ein armer, am Herzen geräderter Sünder — woher diese Albernheit? Nicht aus zu vielem Geist? —

Ein Kind, welches seine Ältern fettere Butterbrode essen sah, als es selbst bekam, sprach eines Tages, als es einen Prinzen gesehen hatte: „Ach, liebe Mutter, der legt sich wohl ganze Butterwecken aufs Brod! —" Ich weiß nicht, ob dies Histörchen hier seine Anwendung findet. So viel ist gewiß, daß geistvolle Leute manchmal aus lauter Geist so einfältig wie die Kinder urtheilen.

Wenn jemand in seiner Seele eine Gährung, oder einen Kartesianischen Wirbel, oder ein poetisches Chaos von Gefühlen, Ideen und Hirngespenstern erleidet, und daraus unsinnige Oden, Liebesgesänge oder Heldengedichte, oder gar Religionswust wie Mohamed, Brama, Fo und andere gottbegeisterte Schwärmer, hervorbringt — woher diese Al-

Albernheiten? Nicht wieder aus zu vielem Geiſt? —

Ohne Zweifel iſt in dieſer Welt ein groſſer Haufen Unverſtand und Unglück aus zu vielem Geiſt entſtanden. Wo aber der Geiſt anfängt, zu viel zu werden, das wüßte ich ſo genau nicht anzugeben, eben ſo wenig, als, wie viel Unverſtand und Unglück auf Erden aus zu wenig Geiſt entſtanden iſt. Ich überlaſſe es auch dem Verſtande der Leſer, — was mir am bequemſten iſt — zu beſtimmen, was ich unter dem Worte Geiſt in dieſen Bemerkungen eigentlich verſtehe.

Wahrſcheinlich wird man das, was ich, wenigſtens in den beiden erſten Beiſpielen, Geiſt nannte, für Mangel an Menſchen- und Weltkenntniß, für Gelehrten- oder Schöngeiſtpedanterie, für Beſchränktheit, Dummheit halten. Meinethalb! aber alles dies kann mit einem hübſchen Vorrath von Geiſt beſtehen. Es iſt doch wahrhaftig nicht einerlei, ob einer aus zu hohen Gefühlen und Ideen, oder aus

gar zu tiefen, oder vielmehr aus gar keinen Gefühlen und Ideen dumm ist. Nur Der ist im vollem Sinne des Wortes dumm, der aus purer Dummheit dumm ist.

Diese Bemerkungen sind übrigens ohne Beziehung auf die Baroninn, vor deren Stubenthüre ich stehe, gemacht; denn nach dem, was mir *Henriette* (*im vier und zwanzigsten Kapitel des* ersten Buchs) über diese Dame sagte, ist sie eine Frau von Geist. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich sie recht wohl bei Kräften gefunden hätte.

5.

O undankbares, abgeschmacktes Jahrhundert!

Die Baroninn empfing mich mit einem kränklichen Ansehn und Benehmen, welches ihr nach meinem Gefühle eben nicht übel stand. Ich übergehe die Höflichkeiten, die den Anfang

unſrer Unterhaltung mit künſtlichen Blumen ausſchmückten, bis auf eine, die mir nicht wohl that. Manche Höflichkeit hat, wie die Biene, einen Stachel hinter ihrem Honig. Die Baroninn gedachte unter ihren Artigkeiten gegen mich meiner Schriften mit einem rühmlichen Beiworte, ohne ſich auf das Rühmliche derſelben im mindeſten einzulaſſen. Kurz, ich merkte wohl, daß ſie meine Schriften höchſtens dem Titel nach kannte, den ihr Henriette vermuthlich erſt dieſen Morgen angegeben hatte. Nun frage ich jeden jungen, ältern und alten eitlen ſchöngeiſteriſchen Autor, ob mir dieſes nicht recht empfindlich ſeyn mußte? Es iſt mit der Schriftſtellereitelkeit wenigſtens eine eben ſo ernſte und bedeutende Sache, als mit den übrigen Eitelkeiten der Erdenkinder, und ich will darüber hier eine Anekdote zum Beſten geben.

Einer meiner jungen ſchriftſtelleriſchen Kollegen reiſte durch ein Landſtädtchen, worin ſich, wie er bei einem in ſeinem Gaſthofe lie-

genden Romane erfuhr, eine Lesebibliothek befand. Er eilt sogleich dahin, fragt vor allem andern nach seinen Schriften (es waren ein paar Romänchen), und — sie waren nicht da, obgleich die Lesebibliothek über zweihundert Bücher stark war! „O undankbares, abgeschmacktes Jahrhundert!“ rief er darüber aus Herzensgrunde aus.

Wenn eine landwirthschaftliche Edelfrau ihre ostfriesischen Kühe, oder ein roßliebender Fürst seinen Marstall, oder eine hauswirthliche Mutter ihre Kasten voll Leinenzeug, oder ein Bruder Liederlich seine schmählichen Heldenthaten, oder eine eitle Zierschöne ihren Putz und ihre Reize betrachtet und bewundert sieht, so fühlen alle diese Er's und Sie's, und was für andre dergleichen man noch hinzusetzen mag, dabei kaum ein so hohes und durchdringendes Vergnügen, als eitle Schriftsteller über das Lesen und Lobpreisen ihrer Schriften empfinden. Meine Leser mögen sich dieses merken, wenn ich sie etwa besuchen

ſollte. Man müßte ja ein Thor ſeyn, wenn man alles Lob, was einem aus Gefälligkeit und Schmeichelei ins Geſicht geſagt wird, nicht als aufrichtig gemeint und wohl verdient aufnehmen wollte!!

6.

Etwas zur Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts.

Mit Vergnügen ſchreibe ich dieſes Kapitel, obgleich unſre Geſchichte darin keinen Daumen breit vorwärts rückt. „Fort mit langweiligen Räſonnements!“ rufen die meiſten Leſer; „Handlung! und immer Handlung!“ — Ei! iſt es denn keine Handlung, und noch dazu eine gute Handlung, das ſchöne Geſchlecht gegen das unſchöne Geſchlecht zu vertheidigen? Es ſoll übrigens damit nicht lange währen. Alſo zur Sache!

Ich hatte mich eben der Baroninn gegen-

über gesetzt, als sie mir ein aufgeschlagenes Buch vom Sopha mit den Worten reichte: „Ohne Zweifel ist Ihnen diese Lektüre nicht mehr neu?“

Es war das goldne Kalb, welches den meisten meiner Leser gewiß schon bekannt seyn wird. Wer es noch nicht kennt, der mag es so bald als möglich lesen.

„Nur die ersten zwei Theile sind mir bekannt“ erwiederte ich.

„Das Buch, hör' ich, findet Beifall, und verdient ihn vielleicht auch,“ sprach die Baronin mit einem Blick und Ton voll feiner Schnödigkeit. Ich konnte unmöglich verkennen, daß sie die in diesem Buche so reichlich ausgestreuten Invektiven gegen ihr Geschlecht auf dem Herzen hatte, und meine Meinung darüber hervorrufen wollte. Sie traf an mir ihren Mann; denn die Schmähsucht, womit das goldene Kalb die schönere Hälfte des Menschengeschlechts zergeißelt, hat mich auch beleidigt; und was ich darüber hier vor zwei

Damen sage, ist so aufrichtig gemeint, daß ich es in jeder Männergesellschaft wiederholen will.

„Das goldene Kalb," hub ich an —

„Verzeihen Sie!" fiel mir Henriette ins Wort: „zu diesem Kapitel muß ich mich auch ordentlich niedersetzen. Also das goldene Kalb —"

„Soll doch von uns nicht geschlachtet werden?" sprach die Baroninn lächelnd. „Aber haben Sie die Güte fortzufahren!"

Ich hatte über diese Zwischenreden wirklich vergessen, was ich sagen wollte, und machte daher der Baroninn das Kompliment, daß es sehr unbesonnen von mir seyn würde, in ihrer Gegenwart über das goldene Kalb zu urtheilen, da ich nichts so richtiges und schönes darüber sagen könnte als sie selbst. Aber ich will nun ohne weitere Umstände hier niederschreiben, was ich und meine Damen nicht über das goldene Kalb überhaupt, sondern über die darin enthaltnen Schmähreden gegen die Frauen und über alle ähnliche misogynische Deklamationen wirklich sagten.

„Im Grunde," sprach ich, „ist den von Zeit zu Zeit erscheinenden Satyren auf das schöne Geschlecht schon durch ihre Entstehung das Urtheil gesprochen; denn sie entstehen, wie nicht schwer zu ersehen ist, auf besondere Veranlassungen, z. B. aus betrogner Liebe, aus unerfüllter, überspannter Erwartung, aus getäuschter Schwärmerei, aus gekränkter Selbstsucht, beleidigter Eitelkeit, oder auch aus verunglückter Natur, oder auch aus muthwilliger, selbstgefälliger Witzlust." —

„Aus bloßer Witzlust?" fragte die Baroninn.

„Vielleicht noch aus etwas mehr," antwortete ich. „Vermuthlich hat die Witzlust noch einen andern Stachel hinter sich, der sie kitzelt und aufreizt."

„Ei!" sprach Henriette, „da sieht man ja den Verstand der Männer und die Geistesgröße, womit sie auf uns andere Geschöpfe herabblicken!"

Baroninn. Nach Ihrer Erklärung er-

ſchienen ſolche Satyriker freilich in keiner ſehr heldenmüthigen Geſtalt; ſie unterwürfen danach ihren Verſtand ihrer Leidenſchaft, ihre Vernunft ihrer Thorheit, und die Gerechtigkeit und Billigkeit ihrer Rachſucht oder ihrem eitlen Witze.

Henriette. Und die unſerm Geſchlecht gebührende Ehrerbietigkeit einer entſetzlichen Unhöflichkeit!

Baroninn. Die Satyren der Männer auf uns würden, nach dem Geſagten, in der That als Satyre auf ſie ſelbſt zurückfallen.

Henriette. Ja, ja! ſie beweiſen in ſolchen Satyren, daß ſie ſchwach ſind, und ſie ſind deſto ſchwächer, mit je mehr Witz und Geiſteskraft ſie dieſes beweiſen.

Ich. Sollten ſie mit ihrer Satyre und Bitterkeit nicht dann und wann auch beweiſen, daß ſie unglücklich ſind, und aus Liebe und zu gutem Glauben und zu großer Zärtlichkeit unglücklich wurden? Einer ſolchen Veranlaſſung habe ich, glaub' ich, auch erwähnt.

„Für diesen Fall verdienten sie noch am ersten Verzeihung," sprach die Baroninn mit etwas ermattendem Ton und Wesen, wobei Henriette einen flüchtigen Blick auf mich warf, den ich verstand. Die Baroninn wurde ohne Zweifel von gewissen Erinnerungen aus ihrer Vorzeit eingenommen. „Aber," fuhr sie schnell gefaßt fort, „es ist doch eine große Unbesonnenheit und Ungerechtigkeit, das Leid und Unglück, welches man durch eine oder ein paar zufällige Erfahrungen erlitt, an der halben oder ganzen Welt, als wäre sie mit lauter solchen Erfahrungen angefüllt, rächen zu wollen."

Ich. Sehr wahr! aber so macht's der Mensch nur gar zu leicht. Wenn's nicht nach seinem Kopf und Herzen geht, so hat's die liebe Welt mit ihm verdorben, und er läßt sie für das gewaltig große Unrecht, daß sie nicht für ihn allein da sey, und nach der Pfeife seiner Einbildungen und Begehrungen tanzen will, so viel an ihm ist, büßen.

Henriette. Das heißt, er schmäht, eifert, tollt?

Ich. Auf alles, außer auf sich selbst.

Henriette. Eine schöne Buße für die Welt, wenn sich ihr jemand als ein lächerlicher Thor gegenüber stellt, und mit Windmühlen als mit Riesen ficht, und vollends in öffentlichen Schriften!

Baroninn. Nein, es macht der Seelenstärke und Weisheit der Männer keine Ehre, wenn sie aus dem Schmerz ihres Herzens, der an sich vielleicht aus guter Quelle entsprungen und achtungswerth wäre, eine Ruthe binden, womit sie auf alles um sich her und auf tausend Unschuldige für einen oder ein paar Schuldige lospeitschen.

Henriette. Überhaupt muß ich gestehen, daß alle, die aus der Kränkung und der Übellaune ihres eitlen hocheignen Ichs als moralische Zuchtmeister für die Welt hervorspringen, mir herzlich zuwider sind, selbst mit den guten Sachen, die sie mitunter vorbringen.

Ich. Freilich, es riecht bei ihnen mehr nach Eigenliebe als nach Menschenliebe.

Henriette. Und doch geberden sie sich gern in so hohem Styl, als wenn sie mit dem Kopf über die Wolken und über sich selbst hinausreichten, und von oben zu Sittenrichtern bestallt worden wären.

Ich. Zuweilen entspringt aus beleidigter Selbstsucht und betrogner Eitelkeit wirklich ein vortrefflicher Sittenrichter, dem man seinen wahren Beruf dazu schwerlich wird absprechen können.

Baroninn. Wir kommen, glaub' ich, von unserm Gegenstande ab. Mir fällt eben ein, was ich vorhin schon sagen wollte. Wenn nämlich ein Mann von den Frauen eine idealische Vollkommenheit verlangt, und, wenn er sie nicht so findet wie er sie sich erträumt, nun in Eifer und Galle über unser Geschlecht ausbricht: ist das verständig und gerecht?

Ich. Auf keinen Fall! Es ist, genau an-

geſehen, kindiſch und albern, und vor lauter Albernheit kaum ungerecht.

Henriette. Ihre Dienerinn, meine Herren Idealiſten! Aber wenn Sie Ideale von uns haben wollen, ſo ſorgen Sie geſchwinde dafür, daß unſre Staatsverfaſſung und Erziehung, und inſonders die Herren Männer, jung und alt, ganz dazu geeignet werden, lauter herrliche Ideale aus uns zu machen.

Ich. Eine gerechte Foderung!

Baroninn. Die Männer ſollten alſo billig mit Satyren auf ſich ſelbſt anfangen.

Ich. Ohne Zweifel, wenn ſie's recht vernünftig anfangen wollten.

Henriette. Alſo ergießen ſie in ihren Satyren auf die Frauen keine andre Satyre als ihre Unvernunft.

Ich. Allgemeine und bittere Satyren ſind niemals ſonderlich vernünftig. Wir ſind hier auf das Urtheil zurückgekommen, welches die Frau Baroninn gleich Anfangs ſo treffend fällten. Die Männer machen in ihren Saty-

ren auf die Frauen im Grunde Satyren auf ihr eigenes Geschlecht. Wenn das schöne Geschlecht in dem einen und andern Stücke eben nicht so ist, als es vielleicht seyn sollte und könnte, woran liegt dieses? Stehn etwa die Männer auf ihrer Seite schon in so ganz fertiger Vollkommenheit da, daß sie an den Mängeln der Frauen gar nicht mehr schuld seyn können? Oder kommen diese Mängel nicht vielmehr dem gebrechlichen und böslichen Zustande der Männer als der Eigenheit der weiblichen Natur und ihrem bösen Willen zu Schulden? Ist es gerecht und verständig, wenn z. B. ein Mann seine besten Jahre hindurch Frauen und Mädchen zu verführen sucht, ihrer Eitelkeit schmeichelt und ihren Leichtsinn befördert, und dann, wenn er, vielleicht schon im Nachsommer seines Lebens, in seiner jungen Braut oder Ehefrau Schwächen und Unfertigkeiten findet, die er sonst redlich vermehren half, Wehe und abermals Wehe über das weibliche Geschlecht in Pausch und Bogen

schreit? Oder wenn ein ehrlicher Teufel, der für seine Person zur Verschlimmerung der Welt eben nichts beitrug, in einer Liebs- oder Ehegeschichte für die Sünden seiner unehrbaren Mitbrüder leidet, und sein Weh, Unglück und Rappelköpfeln darüber dem schwächern Theile der Erdenkinder in die Schuhe gießt: kann ein vernünftiger Mann einem solchen bedauernswürdigen Leidträger wohl Beifall rufen? — Aber Verzeihung, meine Damen! Ich verliere mich zu weit.

Um mich für meine Leser auch nicht zu weit zu verlieren, will ich, über einen Theil unsers weitern Gesprächs hinweg, zu folgendem Satze springen:

„Ein guter Maßstab für die sittliche Bildung der Völker auf Erden ist — die Achtung und das Zartgefühl, welches sie dem weiblichen Geschlecht erweisen. Je geringschätzige und härter ein Volk seine Frauen behandelt, desto unmenschlicher und roher ist es."

Baroninn. Es freut mich, daß ein

Mann mir dieſen Maßſtab der ſittlichen Bildung in die Hand giebt; ich habe ihn ſchon für mich in meinem Herzen getragen.

Henriette. Und dieſer Maßſtab prügelt, mit Reſpekt zu melden, euch Männer auf Erden alle mit einander aus. Wahrhaftig, wir Frauen haben mit aller unſrer Schwäche und Eitelkeit nicht ſo viel Schwäche und Eitelkeit, als ihr Männer Stolz und Anmaßlichkeit habt. Ich bitte um Erlaubniß, meinen gerechten Eifer einmal ein wenig auszulaſſen.

Baroninn. Hüten Sie ſich vor der Satyre der Männer, und beſonders vor ihrer Satyre auf gelehrte Frauenzimmer und Blauſtrümpfe!

Henriette. Es iſt mit der Satyre, wie mit andern Beleidigungen, die nur denjenigen ſchmerzen, der ſich von ihnen wehthun laſſen will. Ich will dieſes nicht, und alſo ſage ich:

Seht nur hin über die Welt, ihr Männer, und ſagt, wie wir Frauen dafür büßen müſ-

müſſen, daß die Natur uns nicht ſo maſſiv von Körper erbaut als euch! Denn worauf ſonſt gründet ſich eure Herrſchaft über uns von Anbeginn der Welt? Doch, mit der Herrſchaft möcht' es noch hingehen; aber eure Tyrannei und der ungeheure Dünkel von dem Vorzug und der Würde der Männlichkeit! Man möchte die Augen verſchließen gegen die Menſchengeſchichte, die faſt nichts als Männergeſchichte iſt, und ſich im Namen der Männer über die Barbareien und Unverſchämtheiten ſchämen, womit ſie die Erde anfüllen. Behandeln ſie nicht die Frauen, ohne zu bedenken, daß ohne Frauen kein einziges Mannsbild ſein Unweſen auf Erden treiben könnte, faſt in allen fünf Welttheilen, wie geborne Sklavinnen, welche die Natur ihrer Hoheit und Willkühr unterthänig zu Füßen legt? Denn was die Frauen ihnen hier und da durch Klugheit, Sanftmuth u. ſ. w. abgewinnen, davon will ich hier nicht reden. O meine armen Mitſchweſtern! Im Oſten ſperrt man

euch in Häuser, Hütten, Schleier und dicken Argwohn ein, als hätte Gott die Welt nicht auch für die Frauen geschaffen, oder als dürften sie nur auf Erlaubniß der Männer und hinter dem Rücken derselben ein wenig verstohlen in die Welt hervorblicken. Im Süden müßt ihr, eure Kinder auf dem Nacken, euch den ganzen lieben Tag lang im Felde zerarbeiten, während eure Männer auf ihrem Allerwerthesten hocken, und kaum so viel Lust haben, ein wenig Rauch in die Luft zu blasen und an ihrer Faulheit Vergnügen zu finden. Im Westen legen sich die Männer gar in eure Wochenbetten, die Rekel! und schlukken die Suppen hinunter, woran ihr euch nach eurer Niederkunft erhohlen solltet. Und wie manche gute Indianerinn mußte sich aus Trauer über den Tod ihres Eheherrn lebendig braten und verbrennen, als wäre sie nach der Befreiung von ihrem Haustyrannen nicht mehr werth gewesen zu leben und sich ihres Lebens zu freuen! Aber so machen's die Männer! und

ich komme nun auf ihre größte Unverschämtheit. Sie haben nämlich auch den Himmel verdorben, und ihre Eigendünkelei und Anmaßlichkeit als Sternbilder daran gehängt; ich will sagen, sie haben ihren männlichen Übermuth und ihre Verachtung gegen die Weiber in die Religionen hinübergepflanzt, und auch das künftige Leben damit angesteckt. Oder müssen nicht die Weiber nach der japanischen Religion sich, wenn sie in die himmlische Seligkeit eingehen wollen, erst von Haupt bis zu Fuß in Männer verwandeln?

Baroninn. Gottlob, daß wir keine Japanerinnen sind!

Henriette. Eine solche Verwandlung sollte eher ein Freibrief und eine Einkleidung für die Hölle, als für den Himmel seyn.

Ich. Der japanische Himmel ist freilich sehr ungalant, und nicht nach meinem Geschmack.

Henriette. Und doch ist dieses noch nicht das ärgste. Mahomed läßt die Weiber in jenem Leben zwar Weiber bleiben, aber wie belohnt er sie dort für die Leiden ihrer

irdiſchen Sklaverei? Mit der ſchmählichſten, boshafteſten Verdammniß! Er ſtellt ſie nämlich außen um das Gitterwerk des Paradieſes herum, damit ſie mit ihren Augen ſchauen, wie angenehm und üppig ſich darin ihre ſeligen Männer mit den überſchönen Himmelsdirnen, den Huris, unterhalten, ohne ſich einmal nach ihnen umzuſehen.

Baroninn. Da ſind die Mohamedanerinnen ſehr dumme Närrinnen, daß ſie ihren Propheten mit ſeinem Koran und Paradieſe nicht augenblicks — zum Teufel ſchicken!

Henriette. Ich mag gar nichts weiter darüber ſagen; und damit genug von den religiöſen Impertinenzen der Männer! Sollte man nicht denken, daß es in der Philoſophie uns beſſer ergehen müßte? Aber hier erleben wir gleiche Wunder von den Männern. Eine erſtaunliche Menge hochweiſer Kraus- und Bocksbärte hat's unter andern der Mutter Natur abgeſehen, daß ſie erzmanntoll iſt: ſie möchte, erzählen dieſe Herren, ſtets lauter

ganz vollkommene Dinge, also nur Männer, hervorbringen. Gut! aber schade, daß es ihr mit ihrem Machwerk nicht immer gelingt! Sie schießt dabei oft Pudel und Böcke; und so fallen denn auch Frauen von ihrer Drechselbank herab, als pure Irrthümer, Mißgriffe und Pfuschwerke der Natur, worüber diese sich gewaltig ärgern muß, zumal da ihr jeden Augenblick solche Mißgeschöpfe durch die Finger wischen, so daß sie kaum so viel Meisterwerke, nämlich Männer, fertigen kann. *)

Ich. Dank der Natur für ihre schönen Irrthümer und Mißgriffe!

Henriette. Und Dank den Männern für die unvergleichlichen Sottisen ihrer Weis-

---

*) Aristoteles meinte, daß die Natur nicht eher Weiber bilde, als wenn sie wegen der Unvollkommenheit des Stoffes keinen Mann hervorbringen könne. Viele Philosophen und Ärzte nach ihm haben die Ungereimtheit behauptet, daß die Natur nur aus Irrthum, von

heit! Und die Sottiſen meiner Weisheit mögen hiermit auch aus ſeyn. Ich habe mich gegen die Männer beinahe heiſer geſprochen.

Ich. Aber noch gar nicht gegen uns Männer des jetzigen gebildeten Europa's, und beſonders, patriotiſch zu reden, Deutſchlands.

Henriette. Ei, Ihr Herren ſchreibt Satyren gegen unſer Geſchlecht mit europäiſchem und deutſchem, ſehr gebildetem Geiſt und Witz! und fürwahr, ich weiß nicht, welches ärger iſt: wenn die einfaltigen Japaner verlangen, daß ihre Weiber, dem Himmel zu gefallen, ſich in Männer verwandeln, oder wenn ihr geſcheidte Deutſche uns zumuthet, daß wir uns, euch zu gefallen, in Ideale, die ſchlecht

---

ungefähr und ohne Abſicht Weiber mache. Henriette hatte dieſe Sottiſe auf ihr Geſchlecht vielleicht aus dem „Vollkommenen Hofmann" des Grafen Caſtiglione, wo ſie vorkömmt, erfahren. Ich bin nicht gelehrt genug, um eine noch gelehrtere Note darüber zu machen.

in Eure Gesellschaft paßten, läutern und verklären sollen.

Ich erzählte den Damen, im Fortgange unsres Gesprächs, noch folgende literarische Merkwürdigkeit zu Ehren der europäischen Männer.

„Vor ungefähr zweihundert Jahren erschien eine Streitschrift, worin ein Witzkopf zum Scherze behauptete: daß die Weiber keine Menschen wären. —"

„Was sollten sie denn seyn? Engel, oder gar Göttinnen?" fragte Henriette.

„Dieses bloß zum Scherze behaupten zu wollen, würde nicht sehr galant seyn; aber jener alte Witzkopf war noch ungalanter. Er setzte die Weiber, obgleich nur scherzhafter Weise, unter die Menschen herab."

„Gott bewahre!" sprach die Baroninn.

„Zum Glück verstanden unsre ehrlichen Vorfahren nicht immer Scherz," (wir, ihre ehrlichen Nachkommen, verstehen ihn aus zu vieler Treuherzigkeit auch nicht immer!) „be-

sonders auch im Punkte der Frauenehre. Also was geschah? Ein Doktor der Gottesgelahrtheit, Namens Simon Gedike, gab sogleich eine Gegenschrift heraus, worin er mit dem ernsthaftesten Eifer von der Welt behauptete: daß die Weiber Menschen wären."

„Ehre sey seinem Andenken!" sprach die Baronin.

„Und nun," fragte Henriette, „war es auf einmal erwiesen, daß wir Frauenzimmer in der That kein Vieh wären?"

„Noch nicht so ganz. Fast ganz Europa nahm Theil an diesem Streit, und erst in Frankreich wurde die Sache auf eine förmliche und erbauliche Art entschieden. Auf einer Kirchenversammlung zu Mazon nämlich wurde, von einem Haufen geistlicher Herren, die Frage: Ob die Frauen eine menschliche Natur hätten? mit gelehrtem und heiligem Ernste aufgeworfen, und —

„Bewiesen, daß die Herren gelehrte und heilige — Esel waren!" fiel Henriette ein.

„Nicht so eifrig!“ sprach die Baroninn: „Die ehrwürdigen Herren entschieden ja zu unserm Vortheil. Nicht wahr?“

„Ja, aber erst nach langer Untersuchung.“

7.

Verwirrung.

Unser Gespräch wurde bei meinen letzten Worten unterbrochen. Ein Mann kam mit starken Schritten den Gang zu unserm Zimmer herunter. Ich erschrak mit Henrietten. Wir dachten zugleich an Ahlen, den wir mit der Frau von Meltiz über unsre lebhafte Unterhaltung bisher vergessen hatten. Sollte dieser so hastig, wie außer sich, herbeitappen? und warum? — Henriette flog zur Thüre hinaus. Ich stand in ängstlicher Erwartung auf. „Was wird es denn geben?“ sprach die Baroninn. In dem Augenblicke trat Henriette mit meinem Freunde herein.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ sprach Ahlen, mit verwirrtem Kompliment gegen die Baroninn. „Ich trat eben in der Hoffnung, Ihnen meine Verehrung bezeigen zu dürfen, ins Schloß, als ein Wagen mit einem verwundeten Herrn zum Hofe heraufgefahren kam. Eine Dame, die mir bestürzt auf der Treppe begegnete —“

„Verwundet? wer?“ rief die Baroninn.

„Das kann ich nicht die Ehre haben zu sagen,“ erwiederte Ahlen.

„Welch ein Unfall!“ sprach Henriette. „Also doch nur verwundet?“

Die Baroninn und wir alle eilten in den Gang hinab. Ein Gemisch von Stimmen scholl dumpf und unverständlich vom Hause herauf; Klagelaute schienen darunter zu tönen. „Gott! es ist jemand todt!“ rief die Baroninn, und wurde ohnmächtig. Ich unterstützte sie mit Henrietten und schleppte sie in ihr Zimmer zurück. „Nur fort!“ sprach Henriette zu mir und Ahlen, der uns nachtrat. Wir entfernten

uns sogleich. Der Lärm kam die Treppe herauf; wir blieben im Gange stehn. „Possen! Possen!“ rief eine Mannsstimme unter vermischtem Gerede: „wie gesagt, hat gar nichts zu bedeuten!“ — „Herr von F.!“ flüsterte Ahlen: „vermuthlich auf der Revüe gestürzt.“ „Und euch aus dem Kabinett herausgestürzt?“ fragte ich. „Ja!“ versetzte Ahlen. „Ein Glück, daß wir vorn waren und sie kommen hörten!“ — Hier kam Laurette den Gang herabgesprungen. „Wo so lange gewesen?“ sprach ich, indeß Ahlen über ihre Erscheinung erschrak. „Der gnädigen Frau ist schlimm geworden.“ „Ei, und Sie laufen dann weg!“ erwiederte Laurette, und hüpfte fort. Die laute Gesellschaft hatte sich oben in die Zimmer verloren. Ich eilte mit Ahlen, von niemand, glaub' ich, weiter bemerkt, zum Schlosse hinaus.

8.

Kabinettsgeschichte.

Ahlen theilte mir sogleich, auf einem Hin- und Hergange im Dorfe, seine Unterhaltung mit der Frau von Meitiz, bis zu ihrer Unterbrechung, mit. Glücklicher Freund! Ich kann sein Glück nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Frau von Meltiz hatte ihn im Schlosse, aber nicht in ihrem Kabinett, erwartet. Sie war zwar, was ich in diesem Buche sagen darf, seinethalb heute früh mit Kopfweh befallen worden und zu Hause geblieben, aber sie wollte doch — eben nichts Unschickliches thun. Sie sah, nach dem, was ihr Henriette über ihre Veranstaltungen erklärt hatte, Ahlens Besuch bei der Baroninn entgegen, und wollte nichts, als diese, bald nach seiner Ankunft, als ob sie um dieselbe nicht wüßte, auch besuchen. Nur von ungefähr wollte sie Ahlen sehen, und von dem Besuche bei der

Baroninn, wenn es dieſer nicht ungelegen wäre, ein wenig profitiren.

O Herzen, zwiſchen Liebe und Wohlſtand ſchwankend, ſchon euer Schwanken iſt Sieg der Liebe, und ihr fallet, indem ihr euch aufrecht zu erhalten ſucht; und vollends — weh oder wohl euch, wenn euch eine Stütze wie Henriette, ausſtößt!

Der Wohlſtand iſt Alles oder Nichts: er iſt ein Knallglas, welches in Stücken zerſpringt, ſobald ihm unten die Spitze abgebrochen wird. Er herrſcht daher eigentlich nirgends weniger als da, wo er am meiſten zu herrſchen ſcheint, und wo man ihn immerfort um Erlaubniß zu leben bittet, indem man wider ſeine Geſetze lebt; wo man ihm, wie gutkatholiſche Politiker dem Pabſt, die Füße küßt, indem man ihm die Hände bindet. Ich rede von der vornehmen und feinen Welt. Oder iſt es keine vortreffliche Verhöhnung und Vernichtigung des Wohlſtandes, wenn man aus ihm oder aus ſeinem Scheine eine ſpaniſche Wand oder

einen Schirm und Vorhang macht, hinter welchem die Liebe und andere Leidenschaften und Händel, die den Wohlstand beleidigen, nun freies Spiel zu haben meinen? — Doch, ich wollte nicht vom Wohlstande, sondern vom Glück meines Freundes reden.

„Erklären Sie sich hier erst in vollkommener Sicherheit!“ mit diesen Worten hatte Henriette Ahlen ins Kabinett der Frau von Melitz hineingeschoben. Diese war dadurch so überrascht worden, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah; ihr war gerade, wie Ahlen, zu Sinne. Beide staunten sich ein paar Augenblicke an, als wenn sie wunderbare Erscheinungen hätten; und wohl wunderbare Erscheinungen! Nach so langer Zeit und so vielem Mißgeschick auf einem fremden Schlosse in einem trauten heimlichen Zimmerchen auf einmal zusammengeworfen! Ahlens Herz schwang sich, ehe seine Geliebte sich noch besann, über sein Staunen empor, und vergaß alles über Julien und seine Liebe. So mögen denn die

Guten ſich in einer Liebe berauſchen, die nur aus gefühlvollen und noch unverbrauchten Herzen ſo mächtig hervorſtrudelt!

Ahlen ſtürzte ſeiner Geliebten zu Füßen, und konnte in dem Übermaß ſeiner Empfindungen kaum „Julie!“ ſtammeln. Juliens Herz wurde von dem ſeinigen überwältigt. Sie ſanken einander in die Arme, und ſprachen nur mit Thränen, die keine Worte ausſprechen können. Auf ſolchen Augenblicken ſchwebt die Liebe in ſtiller Allgewalt, und Welt, Bewußtſeyn und Zeit verſchwinden unter ihr. Julie fand zuerſt die Sprache mit dem Namen ihres Geliebten wieder, und nun ſchloß ſich das Kabinett mit holdem Dämmerlichte wie ein Tempel der Liebe um ihr Herz, und ſie erhielten Kraft, ihre Glückſeligkeit zu empfinden. Sie gelobten ſich mit reinem Entzücken, für einander zu leben und zu ſterben, und konnten nicht ſatt werden, ſich dieſes Gelübde zu wiederhohlen. Plötzlich fiel Julien ihr verſtorbener Vater ein, der ſein Blut durch

sie unverdorben erhalten wissen wollte (s. das fünf und dreißigste Kapitel des ersten Buchs); sie wich bei dieser Erinnerung erschrocken zurück. Ihr Gewissen wurde beunruhigt; aber die Liebe (und nicht auch die Vernunft?) beruhigte es sehr bald. Sie eröffnete Ahlen ihren Gewissensskrupel, und dieser erklärte ihr mit vollem Glauben seines Herzens, daß ihr Vater seine irdischen Vorurtheile in jener Welt gewiß abgelegt haben, und mit seinem Sohne und seiner Frau, die ihre Liebe schon in diesem Leben gebilligt hätten, jetzt darüber zuverlässig einverstanden seyn würde.

Ich bin derselben Meinung. Man sage was man will: ich glaube nicht, daß die Geister der Adlichen, und hätten sie auch schon im achten Jahrhundert mit turnirt, sich in jener Welt um das hinterlassne Geblüt ihres Leibes, welches zudem oft sehr verdorben und unrein war, noch viel bekümmern werden. Es verlohnte sich überhaupt nicht der Mühe zu sterben,

ben, wenn man mit dieſer Welt nicht auch der irdiſchen Thorheit und Albernheit abſtürbe. Aber dieſes Glück wollen uns oft die Hinterlaßnen nicht zugeben; ſie denken, wir ſollen mit den Vorurtheilen und Narrheiten, womit ſie ihr Leben ſo komiſch-ernſthaft hinkindern, gen Himmel geſtiegen ſeyn, und damit noch voll irdiſchen Sinnes auf ſie und ihr Getreibe hinabſehen. Wenn wir darauf noch hinabſehen, ſo werden wir's gewiß mit andern Gedanken thun, als ſie uns, ihrer eitlen Geiſtesblödigkeit zu Liebe, in dem Reiche der wahren Aufklärung zumuthen wollen. Die Menſchen ſchicken zwar ihre irdiſchen Wahnbegriffe und Lieblingsſchwächen gern ins überirdiſche Leben hinauf, aber ſie kommen zum Glück nicht wirklich hinein.

Julie nahm mit Freuden Ahlens Glauben an, der ihr Herz erleichterte; und ihr war, als wenn in dieſem Augenblicke die Geiſter ihrer Ältern und ihres Bruders zuſammen ihre Liebe vom Himmel herunter ſegneten. Ahlen

wollte hierauf gleich heute im Schlosse vor ihren Verwandten, die über sie und ihren Willen nichts zu gebieten hatten, förmlich um sie anhalten und ihr Jawort empfangen; aber Julie fand dieses, und mit gutem Rechte, zu übereilt, weil ihre geheime Unterredung dadurch verrathen werden könnte. In dem Momente rollte ein Wagen auf den Hof. Frau von Meltiz lief erschrocken ans Fenster, sah ihren Vetter, den Herrn von F., mit verbundenem Kopf und seine Frau an seiner Seite, von dem Besitzer des Schlosses zu Pferde begleitet, herbeifahren, und schickte Ahlen zur Baroninn so hastig hinweg, daß sie kaum so viel Zeit und Besinnung behielt, ihm zu sagen: „In N. bei meinen Verwandten erwart' ich Sie!" Sie eilte dicht hinter ihm die Treppe hinunter, den Unterbrechern ihres Kabinettsgespräches entgegen, während Ahlen den Gang zum Zimmer der Baroninn hinabschritt. Dank der Erscheinung eines Verwundeten! sie versteckte bei unsern Liebenden eine wirkliche Be-

ſtürzung hinter eine ſcheinbare, und gab ihnen die Freiheit, auf eine unverdächtige Art verwirrt zu ſeyn.

9.

Wirkungen des Glücks.

Ich umarmte Ahlen nach ſeiner Erzählung mit freudigem Glückwunſch über den Lohn ſeiner langen, treuen, ſchwermüthigen Liebe, und das Gefühl ſeines Glückes ſchoß auf einmal ſo gewaltig in ſeinem Herzen zuſammen, daß er mich in ſeinem Entzücken faſt erdrückte Wir ſtanden eben hinter einem Bauerhofe, über deſſen Gebäude das Schloß mit ſeinen Schornſteinen und Wetterfahnen hervorſah. „Himmel!“ rief Ahlen außer ſich, „ſprich, ſprich! iſt's auch kein Traum, was geſchah? Bin ich wirklich dort im Schloſſe geweſen, und iſt Julie mein?“

Unſer Herz iſt nur in mäßigen Empfin-

dungen zu Hause; unmäßige jagen es aus dem sichern Bewußtseyn hinaus, und wiegen unsre Seele im Zweifel zwischen Wirklichkeit und Traum. Übrigens ging es jetzt Ahlen, wie es uns Menschenkindern bei großem Glücke zu gehen pflegt: nicht indem es uns widerfährt, sondern kurz nachher, wenn wir darüber zuerst zu uns selbst kommen, schlagen die Wogen unsres Gefühls über das erhaltne Glück so hoch zusammen, daß wir darüber wieder außer uns kommen; wenn wir nämlich keine stoische Weise, oder erzverständige Klötze, oder ausgebrannte Vulkane sind.

Wäre Ahlen ein Fürst oder König gewesen, so hätt' er das Dorf, wo ihm sein Lieblingsverlangen erfüllt wurde, wenigstens auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit.

Wer am Herzen beglückt wird, wird auch am Geiste bereichert. Ahlen hatte jetzt, in dem glückseligen Gefühl, seiner Geliebten und einer freudenvollen Zukunft gewiß zu seyn, Selbstvertrauen, Muth, Lebhaftigkeit, Witz und so

viel tolerante und herzliche Menschenliebe, daß er alle Menschen als seine lieben Brüder umarmt, und den Bedürftigen unter ihnen gern die Hälfte von seinem ganzen Vermögen hingegeben hätte. Es giebt doch Dinge in der Welt, die mehr als Geld beglücken, und noch nicht alle Menschen sind zu Geldwürmern, die ihre süßesten Lebensfreuden von schmutzigen Münzen abnagen, zusammengeschrumpft.

Ahlen verlangte mit liebevollem Ungestüm, daß ich bei ihm auf seinem Gute bis nach seiner Hochzeit bleiben sollte; aber dies werden meine Geschäfte, wobei ich eine ganze Stadt Deutschlands gebrauchen muß, nicht erlauben. Auf seiner Hochzeit werde sich auf jeden Fall erscheinen, und ich lade im Namen meines Freundes alle Leser dieses Buches auch dazu ein.

Aber wohin verirr' ich mich? — Eben trinke ich mit Ahlen in einer Laube vor unserm Dorfhotel Henrietten tausend Dank und Heil ins Schloß hinüber.

10.

Schreibereien.

Und da kömmt ein Briefchen von ihr! — Wie seltsam und seiner selbst ungewiß ist doch das menschliche Herz! Ahlen schauerte beim plötzlichen Anblick Laurettens, die mit einem Briefe, unbekümmert um die Menschen, die, eben von der Revüe zurückgekehrt, vor'm Wirthshause umherstanden, geradezu in unsre Laube trat, eine ängstliche Ahnung über die Seele, und die strahlende Freude seines Gesichts war im Nu, wie ein Lämpchen vom Winde, ausgeblasen. Warum versah er, voll des fröhlichsten Glaubens an sein Glück, sich nicht vielmehr der angenehmsten Botschaft? Ich habe nicht Zeit, dieses genau zu untersuchen. Genug, seine böse Ahnung war falsch.

„Ich werde gleich wiederkommen, um Antwort zu hohlen," sprach Laurette, indem sie mir Henriettens Billet überreichte. Ich riß es auf. Es enthielt zu Anfange Höflichkeiten von

der Baroninn, welche erstens um Verzeihung bitten ließ, daß ihr kleiner Unfall sie verhindert habe, Abschied von uns zu nehmen, und zweitens bedauerte, daß sie unsrer angenehmen Gesellschaft vor der Zeit beraubt worden wäre.

„Was mich betrifft," fuhr Henriette fort," so bin ich so höflich Ihnen zu melden, daß ich ganz untröstlich bin, weil unsre romantischen Abenteuer in diesem Ritterschlosse zu Ende sind. Es läßt sich nichts Interessantes mehr machen. Ich glaube daher auch nicht, daß Sie da drüben fortsitzen werden, um sich mit der liebenlangen Weile die Zeit zu vertreiben, und höchstens einige empfindsame Blicke auf unser Schloß herüber zu werfen. Nun möchten wir aber nicht, daß Sie für uns auf einmal in die weite Welt zerstoben und verflogen wären. Da wir von Ihnen noch ein wenig sprechen werden, so möchten wir wohl wissen, an welchem Örtchen wir Sie uns denken könnten. Es hat so etwas trauliches, zu wissen,

wo unſre lieben Freunde ſind, beſonders wenn man eben von ihnen ſpricht oder lebhaft an ſie denkt. Kann ich Ihnen denn wohl etwas Schöneres ſagen? Werden Sie etwa in Ihr erſtes Nachtquartier nach A. zurückkehren, und heute Abend dort ſeyn? Morgen früh nach ſechs oder ſieben Uhr reiſt alles Fremde von hier ab; auch Herr von F. mit ſeiner Kopfwunde (ſein Pferd wurde auf der Revüe ſcheu und warf ihn im Gedränge an einen Wagen ab), und mit Julien. Apropos, bald hätte ich vergeſſen zu melden, daß Frau von M. mir den undelikaten Streich, den ich ihr heute ſpielte, ſchon verziehen hat, und ſich recht wohl befindet. — O Schreiben, Schreiben! ich ſchreibe immer zu viel! Drum bloß noch Adieu!"

Ich gab Ahlen den Brief zu leſen, hohlte mir Papier und Feder, beſprach mich mit meinem Freunde hurtig über meine Antwort an Henrietten, und ſchrieb dann zwei Billette an ſie: eins voll Dank für die Höflichkeiten der Baroninn, welches auch für dieſe zu le-

ſen war, und das andere, für Henrietten allein beſtimmt, mit der Nachricht, daß ich mit Ahlen in unſer erſtes Nachtquartier zurückkehrte, und für ſie ſo viel Schreibſtoff im Herzen hätte, daß ich mich deſſelben bei der erſten Muße gegen ſie entladen müßte. Ahlen konnte nicht umhin, meinem letzten Billet ein Blättchen für die Frau von Meltiz beizulegen, welches nichts als dieſe Worte enthielt:

„Mit Entzücken und mit Wehmuth ſcheide ich von hier. Morgen reiſe ich nach Hauſe, und in drei Tagen bin ich bei Ihnen in N. Warum darf ich Sie nicht begleiten! Glückliche, glückliche Reiſe!“

Laurette erſchien, und unſre Briefe gingen ab. Und wir gingen, nach einem kleinen Mittagsmahle in der Laube, auch ab, nicht ohne noch einige empfindſame Blicke zum Schloſſe unſrer Damen hinüber zu werfen.

11.

Bedenkliche Sachen.

Auf einmal ſind wir aus einem unruhigen romantiſchen Weltchen in den Wohnſitz eines ruhigen, verſtändigen Lebens zurück verſetzt. Ich will mich darin mit meinen Leſern ein Weilchen, ſo gut es gehen will, erhohlen; denn recht ſonderlich fühle ich mich nich zu einer verſtändigen Erhohlung aufgelegt.

Wir kamen Nachmittags halb drei Uhr wieder dort an, von wo wir im Anfange des zweiten Buches abreiſten, nämlich im Dorfe A. bei dem Prediger Walter. Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns bei den Geſchichten, die uns auf dem Herzen lagen, in ſeiner Geſellſchaft ſo gegenwärtig finden würden, als wir es wirklich thaten. Ehre dem wackern, vortrefflichen Walter! Wer ſein ländliches, in einfacher, natürlicher und herzlicher Verſtändigkeit glückliches Familienleben mit unverdorbener Seele betrachtete und durchko-

stete, der könnte darüber ein noch weiseres Buch der Weisheit als das salomonische schreiben, oder eine schöne Vossische Landprediger-Idylle dichten. Selbst sein baufälliges Pfarrhaus, worin ich keine Nacht ohne Furcht, in antiken Ruinen begraben zu werden, schlafen könnte, gäbe zu guten Gedanken und Empfindungen Anlaß, z. B. über herzliche Anhänglichkeit an veralteten und wurmstichigen Gewohnheiten, die uns über den Kopf und über unsre Anhänglichkeit zusammenzustürzen drohen. Der alte Walter hatte sich mit seinem Wohlbefinden in die Stuben, Plätze, Winkel und Gebrechlichkeiten seines Hauses seit dreißig Jahren so eingewohnt, daß er nur in ihnen zufrieden leben zu können glaubte; „und," sagte er, „nur zufrieden leben heißt leben." Wenn daher, wie vor einigen Tagen, etwas in seinem Hause einstürzte, so sagte er nichts als: „es muß wieder ausgebessert werden." Sein altes Wohnhaus galt ihm eben so viel und saß ihm eben so recht, als be-

fahrten Philosophen und Bauern ihr altes System und Gesangbuch.

Wir fanden ihn mit Frau und Tochter, und mit seinem verlobten Eidam, dem Justizrath Wärtel, im Garten auf einer, von einer Linde beschatteten, Rasenbank. Eben war auf ein Tischchen vor ihnen der Kaffee aufgetragen. Ich übergehe unsern Empfang und unsere Eröffnungen über unsere bestandnen Abenteuer, so artig und traulich sich auch alles das nacherzählen ließe. Aber mein Buch eilt zu Ende, und ich habe kaum noch Zeit, einige Stückchen aus dem Rest meines Schreibstoffes flüchtig auszuheben. Also erstlich —

Es würde mir leid thun, wenn jemand den Justizrath Wärtel samt seiner Verschwägerung mit dem A...schen Predigerhause aus dieser Geschichte hinauswünschte; denn er spielt darin, ob wir ihn gleich wenig oder gar nicht in Handlung gesetzt sehen, eine verständigere Rolle als ich. Er ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen Lavaflüsse sich zu fruchtbaren Fel-

dern verwittern, oder gemeinverſtändlich geſagt, er hatte mitgemacht, und ſeine hitzige Jugend hatte ſich zu einer verſtändigen Mannheit abgebrauſt und abgekühlt. Er kannte die ſogenannte gebildete Welt mit ihren Reizen, und heirathete drum ein unverdorbenes, alſo auch ungebildetes Landkind. Es wollte mir gar nicht gefallen, daß er, in einer offenherzigen Erklärung an mich, die feinere weibliche Stadtwelt, und was ihr auf dem Lande umher gleicht, mit ſo ſcharfem Witz und Humor durchhechelte, daß ich's hier gar nicht nachſchreiben möchte. Es iſt immer unbillig, einer Welt, die uns erſt viel Vergnügen machte, hinterher mit ſtrenger Kritik und Satyre zu danken. Und was können denn die armen feineren Frauenzimmer am Ende dafür, daß ſie ſo ſind wie ſie ſind? Ich will mich hier nicht noch einmal in die Weiber und in ihre Vertheidigung vertiefen. Überhaupt ſollte man nie das Kind mit dem Bade verſchütten. Die intereſſanteſten, und zum Theil an Geiſt und

Herz vorzüglich vortrefflichen Frauen, findet man doch in den gebildetern Menschenklassen. Als Schriftsteller setze ich noch hinzu: wo sollte man Originale zu den reizendsten, launigsten und pikantesten Romanenheldinnen und zu Göttinnen, denen der Teufel nur als Kammermohr nachzutreten scheint, auffinden, wenn die feinere Stadtkultur und die Verbildung der vornehmeren Frauen sich auf einmal in die Einfalt eines ländlichen Naturlebens heruntersetzte und auflöste? Was übrigens Wärtels Verlobte, die Pfarrerstochter in A., betrifft, so hätte man freilich keinen Sinn für reine Natürlichkeit und Unschuld, und für die herzliche Anmuth, womit diese aus einer frischen Jugendblüthe hervorscheinen, haben müssen, wenn man an ihr nicht ein inniges Wohlgefallen hätte empfinden sollen. Der Himmel gebe, daß ihr Ehegemahl sie mit eben so viel Verstand und Liebe, als womit er sie heirathet, stets behandle, und daß keine Unfälle, womit die Guten nicht immer verschont blei-

ben, seine Zufriedenheit stören! Er betrachtete und ehrte (und hiermit wird die wichtige Frage, wie er auf die Pfarre dieses Ortes kömmt, beantwortet) den Prediger Walter als seinen Oheim, weil er ein alter brüderlicher Freund seines schon verstorbenen Vaters gewesen war. Wohl den Söhnen, welche die alten Herzensfreunde ihrer Väter achten und lieben! sie ehren dadurch ihre Väter, und finden in den bewährten Freunden derselben selbst die redlichsten, väterlichsten Freunde.

Der ehrwürdige Walter schilderte uns unter der Linde im Garten sein Leben als Prediger und als Mensch, und ich denke von dieser Schilderung bei einer andern Gelegenheit Gebrauch zu machen. Hier will ich nur bemerken, daß ich nicht wüßte, welche andere bürgerliche Lage in unsern Staaten für das Leben eines wahren Weisen besser geeignet wäre, als eine Landpredigerstelle; und wenn man in ihr so wenig wahre Weise findet, so liegt die Schuld eben so wenig an ihr, als

alle übrigen bürgerlichen Ehrenſtellen zu beſchuldigen ſind, wenn viele, die ſie bekleiden, keine wahren Ehrenmänner ſind. Wer iſt der Natur näher hingeſetzt, wem wurde ein, zur Natur und Wahrheit beſſer vorbereitendes Studium dargeboten, und über wen breiten die Freiheit und Muße mehr Ruhe und Stille zu Betrachtungen aus, die Geiſt und Herz zur ſchlichten und wahren Weisheit erheben könnten, als es bei einem Prediger auf dem Lande an und für ſich der Fall iſt? Und die Religion, indem ſie jene Welt mit ihrer erhabnen Vergeltung, Verklärung und Unendlichkeit an dieſe herbeirückt, und das menſchliche Herz zur moraliſchen Läuterung und einfachen Veredlung ergreift, krönt die wahre Weisheit, deren Sohn und Lehrer der Prediger zu ſeyn berufen iſt. Ich weiß wohl, wie mancherlei hiergegen zu bedenken und zu ſagen iſt; aber ich weiß auch, daß ſich gegen alles Gute und Vortreffliche, was man verlangen möchte, ein ganzer Haufe Verſtändiges und Unverſtändiges

diges vorbringen läßt, und daß es durch nichts ſo ſehr verhindert wird, als durch die Menſchen ſelbſt, ſo wie ſie ſind, und vielleicht größtentheils, Dank den äußern zufälligen Umſtänden! nicht umhin können zu ſeyn. Es iſt unmöglich, daß unſre jungen Prediger auf dem Lande wahre Weiſe werden, wenn ſie die Eitelkeiten der eitlen Welt mit in Amt und Brod bringen, und ſie darin hegen und pflegen. Sie bringen ſich um ein ordentliches Anſehen und um die Zufriedenheit mit ihrem Stande und Schickſale, wenn ſie ſich gelüſten laſſen, ſich den Weltkindern gleichzuſtellen; denn es kann ihnen damit nie recht gelingen. Sie machen ſich zu Zwittern von Ehrwürdigkeit und Unehrwürdigkeit, und verlieren ſehr leicht, wie der Hund in der Fabel ſein Stück Speck, eine wirkliche Achtung, indem ſie nach einer ſcheinbaren ſchnappen. Der Himmel bewahre ſie übrigens auch vor der geiſtloſen geiſtlichen Pedanterei und eklen Dumpfſinnigkeit mancher alten Prediger! Wer im Predi-

geramte nichts als sein Stück Brod sucht, ist nicht gemacht, das Ansehn seines Standes und seiner Person vor Andern und vor sich selbst zu erhöhen. Kurz, der Predigerstand, glaub' ich, kann seine gesunkne Achtung auf keine bessere Art wieder emporheben, als wenn er sich mit anspruchslosen, menschenfreundlichen Weisen, die ihre Zeit, und was sie in ihrer Lage zu thun vermögen, richtig erkennen und schätzen, und mit Geist und Herz einstimmig handeln, recht bald anfüllt; und sollte sich dieses nicht machen lassen, so — hab' ich in diesem Romane nichts weiter darüber zu romanisiren.

12.

Die Dorfkirche.

Unvergeßlicher Abend, wo ich mit den geliebtesten Lebendigen unter den Todten verweilte! Ich hätte nicht geglaubt, daß unsre

Revüegeſchichte auf einem ſolchen Schauplatze zu Ende gehn würde. Wo ſoll ich anfangen zu erzählen?

Um ſechs Uhr beſuchte der alte Walter mit mir und Ahlen ſeine Kirche, die ſehr romantiſch gelegen iſt. Von ihrer Lage hernach; zuerſt wollen wir in ſie eintreten.

Eine ſchlichte Dorfkirche! Der Altar mit einem weißen Laken bedeckt und mit einem alten Abendmahlsgemälde geſchmückt; oben eine alte Sonne mit hölzernen Strahlen. Rechts und links ein paar weißgetünchte Gitterſtühle. Seitwärts in der Mitte der Kirche die Kanzel, mit den vier Evangeliſten bemahlt, oben eine Sanduhr. Zwei Ordnungen unangeſtrichner Tannenbänke, bis unter ein Chor, auch von unangeſtrichnem Holze, hinablaufend. Vor dem Chor ein Taufengel an einem Seile voll perlförmiger Kugeln ſchwebend. Rundſcheibige Fenſter. An den Kirchenwänden Kronen mit Bändern und Knittergold und ſchwarze Tafeln mit weißen Inſchriften.

In Tempel, aber nicht in ſolche Kirchlein kann ich, ohne von Wehmuth befallen zu werden, treten. Walter berührte meine Empfindungen in einer kleinen Rede, die ich hier mittheile.

„Sehen Sie!“ ſprach er, mich und Ahlen bei der Hand faſſend, „dieſe Kirche, ſo wie ſie iſt, entſpricht dem Geiſte, womit ich gern das Chriſtenthum predige. Sie bekennt mit uns die Nichtigkeit alles irdiſchen Prunks und Reichthums vor Gott. Prunk und Reichthum bleibe draußen in der eitlen Welt, und blende die Thoren! Nicht mit ihm, ſondern nur mit Herzen, die ſich über ihn erheben, und mit Tugenden und frommen Entſchlüſſen, die auf jenes Leben hinüberſehen, können wir uns Gott würdig nähern und gute Chriſten werden. Nur wie Gäſte eilen wir draußen durch's Erdenleben, und die Jugend und das Alter ſchwinden immerfort auf jedem Tritte dahin. Schaut! die Vergänglichkeit hängt hier um uns ihre Siegeskronen und Denktafeln aus,

und die Erinnerungen verſtorbner Geliebten ſchweben trauernd um ſie her. Bald auch bleiben wir nur als Erinnerung unter den Unſrigen zurück. Wohl uns, wenn der Tod auf ſeine unſichtbare Tafel ein gutes Zeugniß über unſer Leben vor den Augen Gottes ſchreibt! — O meine Freunde, wenn ich hier ſo predige in der Mitte meiner Pfarrkinder, ſo iſt mir, als wenn die Armuth dieſer Kirche uns reicher im Geiſte machte, und als wenn ihre Kleinheit uns in ein deſto herzlicheres Häuflein vor Gott verſammelte.“

„Und ein ſo kleines Denkmahl wie eine verbleichende Krone,“ ſprach ich, „iſt rührender als ein Mauſoleum und Wunderwerk der Welt. Wir empfinden weniger für den Todten und unſre Vergänglichkeit, wenn uns ein Todtendenkmahl mit der Kunſt und Größe der Lebendigen und mit eigner, ſcheinbarer Unvergänglichkeit anſpricht.“

Walter erklärte ſich hierauf mit etwas Laune wider große, kunſtvolle Kirchen und

zierliche Kapellen. „Nur eine so schmucklose und ärmliche Kirche wie diese," sagte er, „kann ich für das halten, was eine christliche Kirche nach meinem Gefühl und Verstande seyn sollte. Oder was sollte sie denn eigentlich seyn? Eine Gelegenheit, Menschenwerk zu bewundern, und irdische Größe und Pracht ehren und lieben zu lernen? Umgekehrt, man sollte diese Welt darin vergessen und sich über alle Eitelkeiten derselben erheben zu Gott, in dessen Hand diese Erde mit allem, was darauf ist, nur wie ein Sonnenstäubchen liegt, und zu unsrer überirdischen Bestimmung, wozu wir von dieser Welt wie auf einer Stufe hinanschreiten. Draußen in Schlössern, Palästen und andern Prunkgebäuden mag die Kunst, Pracht und Eitelkeit dieser Welt herrschen, und ich will sie darin, zum Studium des Menschen und seiner über die Natur gebietenden Talente, gern betrachten und würdigen; aber er stelle sich damit vor die Herren der Erde und vor seines Gleichen hin, nicht

vor Gott, vor welchen wir doch, dem gemeinen Glauben nach, in Kirchen näher hinzutreten meinen. Was denkt er denn damit zu thun?“

Ahlen bemerkte: daß die Menschen bei Tempeln oder großen Kirchen ihre Vorstellung von der Größe Gottes, so weit es ihr Vermögen erlaubte, in einem ihm geweihten Gebäude ausdrücken wollten, und daß es also damit wenigstens gut gemeint sey.

„Aber auch gut gedacht?“ sprach Walter. „Was mich betrifft, ich fühle in einer großen Kirche, wie hohe Säulen, Pfeiler und Gewölbe sie auch haben mag, mehr die Kleinheit der Menschen als die Größe Gottes ausgedrückt. Gott hat sich selbst über Erden und Sonnen einen Tempel aufgebaut, gegen welchen der höchste Münster nicht höher hinanreicht als ein Maulwurfshäufchen.“

„Aber,“ bemerkte Ahlen, „das unendliche Weltgebäude ist zu weit und unermeßlich, als daß es auf gemeine Menschen, besonders da

sie den Anblick desselben bis zur Gedankenlosigkeit gewohnt sind, bestimmte, eindringliche Eindrücke machen könnte."

„Und die Pfeiler und Gewölbe einer funfzig Ellen hohen und breiten Kirche, an dessen Anblick solche Menschen auch gewöhnt sind, machten also auf sie bestimmtere und eindringlichere Eindrücke von der Größe Gottes? Ich besorge, daß solche Kirche ihnen mit viel leeren Höhlungen entgegengähnt; und wenn ich in ihr zu predigen hätte, so würde mir seyn, als wenn ich in viel leere Höhlungen und hohle Herzen hineinsprechen sollte. Nein, in solchen Kirchen im großen Styl scheint mir das Wort Gottes wie in der weiten Welt zu verfliegen und an lauter Steinen zu verhallen, und meine eignen Gedanken und Empfindungen würden sich ins Leere verlieren. Man hört darin, dünkt mich, die Stimme eines Predigers in der Wüste. Hier in dieser kleinen Kirche drängt sich meine geistliche Heerde dicht um mich herum, und hängt an mir mit

ihren Blicken und Mienen; und dann fühle ich mich als das Herz dieser andächtigen Körperschaft, und pulsire meine Wärme und meine Empfindungen rings in sie hinein.“

„Was soll ich von eleganten Kirchen, zierlichen Hofkapellen und dergleichen sagen,“ fuhr Walter fort, „wo man die Stätte demüthiger Andacht mit dem Flitterstaate weltlicher Eitelkeit ausstaffirt, und wo man mit seinem Geschmack oder Ungeschmack und in Hofuniform dem lieben Gott auch einmal die Cour macht? In solchen Kirchen könnte ich Beiträge zum Journal des Luxus und der Moden schreiben, und allenfalls auch recht artige Schönredereien über Religion und Moral und über sie hin, zur gelegentlichen Unterhaltung, hersprechen; weiter aber auch nichts, oder ich müßte über die läppische Unwürdigkeit solcher Stutzerkirchen predigen. Man sollte in vollem Ernst sich schämen, aus dem Hause Gottes ein mit Modetand prahlendes Visitenzimmer und einen Galanterieladen zu machen!“

„Die Menschen," sprach Ahlen, „hangen eben so herzlich an ihrer irdischen Eitelkeit, daß sie Gott selbst damit anstecken und die künftige Seligkeit zu einem verjüngten, noch eitlern Erdenleben, als ihr hiesiges, heruntersetzen möchten."

„Nicht alle," erwiederte Walter, „aber ihrer viele, viele!"

„Und viele!" setzte ich hinzu.

13.

Der Sommerabend auf dem Berge.

Wir traten aus der engen dämmerigen Kirche hervor in den Anblick einer weiten, hellen und schönen Natur. Nein, in dieser und in den Gefühlen, womit sie uns, Herz und Geist erweiternd, entgegen athmet, ist uns die Gottheit doch näher und freundlicher als in heiligem Gemäuer, mit wie schlichtem und christlichen Ansehn es uns auch umfangen

mag. In dieſem und unter den verbleichenden Todtenkränzen deſſelben möcht' ich zuweilen ſterben; in freier, ſchöner Natur mag ich wieder leben und mir lebendige Freudenkränze pflücken, die freilich auch bald dahinſterben.

Unſre Kirche lag auf einem Berge, um welchen das Dorf ſich halbmondförmig hinlagerte, und überſah umher eine fruchtbare Ebne. Berge in anmuthigen Ebnen ſind Throne der Natur, wo ſie ihre Werke überſchaut und ſieht, daß alles gut iſt.

Welche Naturmalerei von Grün und Blumenbunt und abendlichem Sonnenlicht und Schatten! Saatfelder von kräuternden Mädchen, hier pflückend, dort mit vollen Körben heimgehend, belebt; Weiden mit graſendem Vieh beſtreut; Gehölze in Haufen und in Reihen die Fluren unterbrechend und ſcheidend; Dörfer und Edelhäuſer aus Baumgärten heller und dunkler hervorkuckend, und Wege, Felder und Örter wie mit Bändern zuſammenſchlingend; und die Ferne umher, hier mit

Thürmen einer Stadt, dort mit nebligen Bergen, und dort mit dem schimmernden Lager der höhern Revüehaide herüberſehend; und Abendgewölke in Flocken und Streifen ruhig am Himmel ſchwebend; und die Lüfte voll Lerchengeſänge und ſchwärmender Mückenvölker und umherſtreifender Schwalben. O Leben der Natur, Erde und Himmel umfangend und füllend, wie faßt dich die menſchliche Bruſt, ſo enge, und doch ſo weit in ihrem Gefühl und Verlangen! —

Wir ſtanden eine Weile ſtill auf dem Berge da, und auch Walter ſchwieg, die Gegend überſchauend. Man muß ſich ſcheuen, eine ſo gefühl- und ideenvolle Stille zu unterbrechen; denn alles, was man zu ſagen anhebt, iſt klein und ärmlich gegen das, was die Natur uns in die Seele haucht. Unſre Seele ſchwebt und wogt auf dem großen Lebensmeere der Natur; abgefallen ſind von ihr die Beſchränkungen, Sorgen, Schmerzen und Begierden, womit das bürgerliche Gewerbsleben

und kleinliche Leidenſchaften ſie zuſammen run-
zeln, falten und drücken, und ausgeweitet in den freien Gebrauch ihrer Ganzheit, fühlt und genießt ſie in der ſchönen Harmonie und unermeßlichen Lebensfülle der Natur ihre eigne Harmonie und Unendlichkeit.

Und nun auch einen Blick auf den Ort, wo wir ſtehen.

Ein Kirchhof auf einem Berge; der Tod mit vermooſenden Grabſteinen und verſinkenden Kreuzen auf das Land der Lebendigen herabſchauend, und ſeine Lagerſtätte unterwärts mit einem kleinen Tannenhaine, wie von der Hand der Trauer bekränzt. Nein, die Ruhe athmet in dieſem Haine, und Ahnungen eines andern Lebens flüſtern durch ſeine Wipfel.

Sie iſt nicht traurig, dieſe Stätte, im Angeſicht und Umfangen einer weiten, heitern Natur. Die Natur trauert an keiner Todesurne, ſie umarmt auch den Tod mit belebender Kraft. Alles Leben taucht nur einmal un-

ter ins Dunkle, um zu neuem Lichte hervorzutauchen. Der Tod ist nur ein Gedankenstrich in der Schrift des Lebens. Es giebt nur Augenblicke der Ruhe, wo man Athem zu neuem Daseyn schöpft, eine kleine Nacht zu einem andern Tage. Die ganze Natur spielt in der sichtbaren Welt die unsichtbare vor, und schon hier lebt der Mensch über die Handvoll Staub, die ihm die Erde giebt und nimmt, mit seinem Geist erhoben. Der Strom des Lebens geht fort, über alles, was in seinen Lauf versinkt, sich mit neuen Fluthen erhebend; und wo er dem irdischen Auge zu verschwinden scheint, ergießt er sich, jenseits dieser Sinnenwelt, in neue Oceane. Nur die Erdenzeit, die zwischen dem Morgen und Abend dieser Welt flüchtige Stunden und Augenblicke zählt, setzt sich auf Erinnerungen der Vergangenheit und auf vergehende Denkmahle, wie ein Nachtvogel, und trauert mit dunkelm Sinne.

Wo bleiben die Grabeshäuflein mit ihrer

kleinen Ruhe, wenn der Himmel mit den Augen ſeiner Unendlichkeit auf uns herabblickt, und unſer Geiſt hinter der erhabnen Stille deſſelben die Ewigkeit, wie auf uns lauſchend, liegen fühlt?

14.

Die Überraſchung.

„Der Menſch,“ ſprach der alte Walter nach längerm Schweigen, „iſt ein Gewohnheitsthier; die Gewohnheit kann alles aus ihm machen, ein beinah übermenſchliches Weſen und eine beinah pflanzenartige Auſter. Und ſich, gleich mancher lieben Million unſrer Mitbrüder, mit Leib und Seele in ein bischen thieriſchen Lebensbedarf einſchließen, ſo daß man mit Gefühl und Gedanken darüber nicht hinausreicht, was iſt dieſes mehr, als ein paar Auſterſchalen auf und zuklappen, um ein bischen Waſſer aus und einzulaſſen?“

„Es ist gut, zuweilen auf einen Berg zu steigen, und über das Häuschen und Örtchen, wo man mit seinem Werkeltagswesen ein wenig umherschneckt, hinwegzusehen. Mit dem Körper erhebt sich auch die Seele, wenn sie nicht plumper und schwerer als ihr Erdenkloß selbst geworden ist; sie dehnt sich mit weiteren Umblicken etwas weiter aus, sey's auch nur zur Auslüftung. In Ermangelung von Bergen können auch Thürme, wenn sie nicht zu klein sind, dazu dienen. Wer bei den Aussichten von Bergen und Thürmen nicht ein etwas anderes Gesicht und Mienenwerk bekömmt, als er unten auf der Erde hatte, der hat keine Menschen- sondern eine Federspulseele, die ihres Futterals nicht werth ist."

Unsre Gesellschaft vermehrte sich bei Walters letzten Worten; der Justizrath Wärtel kam mit der Frau Pfarrerinn und ihrer Tochter den Berg herauf, und nun begann eine Unterhaltung im leichtern Tone. „Habt ihr uns auch noch was zu sehen übrig gelassen?" fragte

fragte unsre Frau Wirthinn, die indeß unten ein Abendbrod von kalter Küche angerichtet hatte.

Wenn ein Hahn den Morgen ankräht, so fliehen die Nachtgespenster hinweg: eben' so nehmen die höhern Gefühle und Ideen der Männer die Flucht, wenn eine Frau mit schlichtem Mutterwitz unter sie hineinspricht. Frauen voll unverbildeter weiblicher Natur ziehen die Presse, so wie Sokrates die Philosophie, vom Himmel auf die Erde und ins bürgerliche und häusliche Leben herab.

Das Land umher wurde jetzt aus einer poetischen Naturansicht zu einer Nachbarschaft um das Dorf A. herabgesetzt. Die Dörfer bekamen Namen, Prediger, Edelleute, Amtmänner. Hier wohnte dieser, dort jener. Die Frau Pfarrerinn machte mich und Ahlen mit ihrem freundschaftlichen Umgange in der Gegend bekannt, und die Landstücke rings dienten als illuminirte Kupfer zu ihrer Erzählung. Ihr gutmüthiger Glaube, uns dadurch angenehm zu unterhalten, sagte uns etwas besseres, als

uns die feinsten Hofkomplimente gesagt hätten; denn er bezeugte uns, daß sie uns für gut und an den Lebensfreuden Anderer herzlich theilnehmend hielt. Mir wurde über die Umständlichkeiten ihrer Erzählung auch wieder ziemlich poetisch. Die Wohnstätten seiner Freunde und Bekannten, und die Schauplätze so mancher Auftritte seines Lebens zu übersehen, schließt eine umliegende Gegend zu einer Ortschaft um unser Haus, und zu einem Zirkel um unser Herz zusammen. Was wir sehen, scheint uns näher, als was wir nicht sehen, und die Wohnorte seiner Freunde und Geliebten mit seinem Blicke berühren, ist wie ein halber Besuch.

Wer auf einer frei umhersehenden Höhe wohnt, ist, glaub' ich, wenn's ihm nicht sonst wo gebricht, geselliger, freundschaftlicher und gutherziger, als wer in einem engen eingeschlossenen Grunde haust.

Wir überblickten zugleich den ganzen Schauplatz unsrer Revüegeschichte, die Haide und die

Dörfer K. und L. „Seht Ihr auch da hinüber?“ sprach der Justizrath Wärtel, „da über die Tannen hin! Es ist nur dort eben dunkel, sonst könnten wir die Thurmspitze sehen.“ Er meinte L., das Quartier unsrer Geliebten. Auf einmal wurde es über den Tannen hell, und das Sonnenlicht, welches die Stelle von L. erleuchtete, stralte uns, und vorzüglich Ahlen, ins Herz hinein, so fein, lieblich und feurig, als wär' es die Quintessenz alles Sonnenlichts gewesen.

Der Abend verschönerte sich. Die ihrem Untergang nahende Sonne goß höhern Glanz über Felder und Dörfer; ein milderquickendes Kühl athmete durch die Luft. Das Land wurde lebendiger; Wagen und Reiter, die sich von der Revüehaide her zerstreuten, stäubten da und dort auf den Wegen. Über dem Lager schwebte ein dünner Rauch, die Abendfeuer der Feldküchen verkündend, und ein röthlicher Dunst erhob sich, als eine noch besonnte Dämmerung, im Morgen.

Ein Wagen rollte gegen A. her und ins Dorf herein, erschien und verschwand zwischen und hinter Bauergehöften, und schimmerte mit Weiß. Er erschien wieder, uns näher, mit Weiß und Roth. „Ein paar Damen!“ sprach Wärtel. Wir sahen auf die dicht am Berge hinlaufende Dorfgasse hin. Rosenrother Leibtuch, weißes Kleid! Ahlen und ich erkannten die Damen, und flogen den Berg hinunter.

„Henriette! Julie!“ riefen wir in frohster Überraschung, zum Wagen eilend, welcher still hielt. Henriette winkte uns ein wenig mit der Hand, nicht so vorlaut zu seyn, und sprach dann: „Sie hier? und eben an unserm Wege? Lassen Sie sich in Ihrer Partie da oben nicht stören! Wir fahren nur durch zu einem Besuche.“ Sie hatte gut reden. Die Liebe und die Eitelkeit fühlen sich selbst viel zu sehr, um nicht selbsüchtig zu seyn. „O,“ erwiederte ich, „steigen Sie nur geschwind ab und verschönern uns den Abend!“ Ich zweifelte keines-

wegs, daß Henriette und Julie, da sie (nach dem zehnten Kapitel dieses Buches) wußten, daß wir hier waren, bloß unserthalb hierher kämen.

„Entendez-vous bien?“ versetzte Henriette. „Wir machen hier in der Nähe bei einer Freundinn meiner Patroninn, der Frau von R., einen kleinen Abendbesuch. Es ist so angenehm zu fahren. Indessen wenn's da oben schöne Aussichten giebt, so möcht' ich, wenn's der Frau von Meltiz beliebte, schon einen Augenblick davon profitiren. Ein Kirchberg zum mahlen!“

Und Frau von Meltiz? Ahlen stand an ihrer Wagenseite, und hatte nach seinem ersten freudigen Willkommen den Muth verloren zu glauben, daß sie ihn hier habe finden wollen; und ich glaub' es selbst nicht. Sie saß wie die leibhafte Verlegenheit da. Gewiß wieder ein undelikater Streich von Henrietten! Diese fuhr mit ihr ohne ihr Wissen und Wollen zu unserm Quartiere her. Doch nein!

Keinem zu viel aufgebürdet! Ich weiß jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, Beſcheid. Henriette hatte zwar gewußt, daß ſie unſer Dorf paſſiren würden, und gedacht: „vielleicht erblicken wir ſie oder ſie uns am Fenſter im Vorbeifahren, und da machen ſie vielleicht eine Sottiſe," und — ich mache auch eine Sottiſe mit ſo vielen Umſtänden. Kurz, es war ein Ungefähr, und unſre Schönen reiſten wirklich zu einem Beſuch auf einem benachbarten Gute; und das bischen Unwahrſcheinlichkeit, was hier etwa übrig bleiben ſollte, kömmt bloß der Wahrheit, welche ich erzähle, zu Schulden. Frau von Meltiz fühlte indeſſen bei dieſem Zuſammentreffen ſehr ſtark den Schein einer unſchicklichen Abſicht, zumal da wir dabei anderer Augen ausgeſetzt waren. „Sieht's nicht aus, als liefen wir den Herren nach?" Dieſer Gedanke ſtand mit Fraktur in ihrem Geſicht geſchrieben. Sie ſcheute ſich vor der Geſellſchaft auf dem Berge, die auf uns herabſah, als hätte dieſe um ihre Liebesgeſchichte

wiſſen und in ihrer Erſcheinung hier zu Dorfe eben das Unſchickliche finden müſſen, was ſie darin fand.

„Vous pouvez, s'il vous plait, garder l'incognito," ſprach Henriette im Abſteigen zur Frau von Meltiz. Schon geh' ich mit ihr den Berg hinau.

Ahlen folgte uns mit ſeiner Geliebten. „Wir ſind hier," hörte ich ihn ſagen, „unter guten Menſchen, die ich wie meine nächſten Verwandten liebe, und in freier ſchöner Natur. Wollten Sie hier wirklich nicht gekannt werden?"

„Freund," ſprach Henriette leiſe zu mir, „wenn ich den gedachten Revüeroman wirklich ſchreibe, *) ſo ſchließ' ich ihn hier auf dieſem Kirchberge und an dieſem anmuthigen Abende. Ja, ich ließe vielleicht meine Leutchen

*) S. das zweite Kapitel dieſes Buchs. Henriette hat nachher mir den Revüeroman zu ſchreiben überlaſſen, mit dem Verlangen, ſie darin un-

hier gleich ohne Concession trauen, mit einer romantischen Traurede im Angesicht eines schönen rührenden Sommerabends, wenn der traurige Kirchhof nicht dabei wäre. Doch, die Ehe soll ja der Kirchhof der Liebe seyn."

Wir nahten hier der Walterschen Familie, die uns auf dem Abhange des Berges entgegen ging, sobald sie uns heraufkommen sah. Henriette bat um Erlaubniß, bei einer Durchfahrt die Aussicht vom Berge einen Augenblick zu genießen, und stellte sich selbst als eine Schwester des Professors X. meines Freundes vor. Wärtel blickte mir heimlich zu, ich will seinen Blick nicht in Worte übersetzen. Henriettens dreiste Unbefangenheit hatte etwas so Natürliches und Angenehmes, daß ihr, wenigstens nach meinem Gefühle, nichts auf der Welt

---

verschönert zu schildern, und ich habe dieses Verlangen so treulich erfüllt, als hätt' ich es wirklich so treulich erfüllen sollen.

Welt beſſer angeſtanden hätte. Sie ſchien ganz für ihr Weſen gemacht und war ganz Henriette darin. Sie ſetzte keinen in Verlegenheit, und man war mit ihr gleich wie ſchon ſeit längerm bekannt. Walter und ſein gutes Hausmütterchen ſahen ſich mit ihr ſofort, ſie wußten nicht wie, im Geſpräch. Nicht ſo mit Julien. Ahlen präſentirte ſie ſchlechtweg als Frau von Meltiz, und Geſicht und Gebehrde beider Liebenden war eine ſo ſprechende Geſchichte ihrer herzüberfüllenden und ſcheuen Liebe, daß die Geſellſchaft ſie nach dem erſten Anſehen mit ihren Blicken und Worten verſchonte. Nichts iſt wohlthätiger und menſchlicher, als einer guten und blöden Liebe zu ſchonen.

Und nun in den Erdenhimmel der Natur hinein!

Wir ſind oben auf dem Berge, und unſre Worte werden vom Anſchauen und Empfinden verſchlungen.

Ein Tag ſcheidet wie mit Liebesverklä-

rung von der Erde. Die Sonne berührt eben den Horizont, und ſchaut noch einmal, wie verweilend, über das Land umher, über welches ſie mütterlichen Segen herabgoß; Höhen, Thürme und hervorragende Häuſer glühen und funkeln, wie ihren Abſchiedsblick beantwortend, aus Schatten und Nebeln hervor, die ſich mit dämmernden Schwingen über das Land ausbreiten.' Ein höheres Lebensgefühl ſcheint durch die Natur vor der heranſchwebenden Ruhe der Nacht zu ſchlagen. Friſche Wohlgerüche von Feldern und Wieſen ziehen, wie zu ſpielendem Leben entbunden, durch die Lüfte. Lerchen eilen wetteifernd, noch frohe Danklieder gen Himmel zu erheben, Wachteln rufen mit munterern Lockungen einander zu, und Schwalben kreiſen vielfach durch die Luft, freudig die letzten Strahlen der Sonne auffangend. Schon taucht ſie unter, und goldne Abendwölkchen in Kränze gereiht ſchauen, wie mit ätheriſchen Engelsgeſichtern, der Verſchwindenden nach. Abendgeläute tönen durch's Land,

und Betglocken ſchlagen mit ernſten bedeutſamen Pauſen.

Stumm ſtanden wir vor dieſem Abende da, jeder in ſein Herz verſenkt. Dann ſah Ahlen auf Julien, und Julie auf ihn. Ihre Seelen ſchwammen in ihren Augen. Unwillkührlich flogen ihre Hände in einander, und Julie lag in Ahlens Armen.

„Seyd glücklich!“ ſprach Henriette, „und,“ fuhr ſie zur Geſellſchaft fort, „Dank für dieſe ſchöne Abendſcene! Leben Sie wohl!“ Sie faßte hiermit meinen Arm, und eilte den Berg hinab zu ihrem Wagen. Ahlen und Julie folgten ſchnell uns nach.

„Sollte die Ehe immer der Kirchhof der Liebe ſeyn?“ fragte ich Henrietten leiſe, indem ich ſie in den Wagen hob. „Vielleicht nicht immer!“ erwiederte ſie.

Und hiermit Gott befohlen!

Verbesserungen.

Seite 90 Zeile 9, den Punkt hinter „wären" ausgestrichen.

— 91 — 6, l. der statt die.

— 118 — 4, l. Klette st. Kette.

— 169 am Ende des 4ten und 6ten Verses statt des Punkts ein Komma.

— 178 Z. 7. l. aufgeschossen st. aufgegossen.

Bei dem Verleger dieſer Revüe ſind in der Leipziger Jubil. Meſſe 1804 noch folgende neue Bücher erſchienen:

Abrégé de grammaire française. Avec un plan sur la manière d'enseigner à lusage des jeunes gens elevés dans les instituts milit. Par Ph. Fr. de Grandpont. 8. Berl. 8 gr.

Benkowitz, C. F., Reiſe von Glogau nach Sorrent über Breslau, Wien, Trieſt, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. 2r. Thl. m. Kpf. und Holzſchn. 8. Berlin. 1 thl. 12 gr.

Bock, Dr. J. A., Beſchreibung der neuen Pariſer Entbindungs- und Findelanſtalt und der mit derſelben verbundenen Hebammenſchule. 8. Berlin 10 gr.

Bratring, F. W. A., ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung der geſammten Mark Brandenburg für Statiſtiker, Geſchäftsmänner, beſonders für Kameraliſten, 1r Bd. gr. 8. Berlin 4 thl. 8 gr.

Culley, G., über die Art und Weiſe, wie man bei der Auswahl und Veredlung der vorzüglichſten Racen der allernutzbarſten Hausthiere zu verfahren hat. Aus dem Engliſ. überſ. u. m.

Anmerk. versehen von Franz Daum. Mit Kupfern von Witte, gr. 8. Berlin 1 thl. 4 gr.

Dichtungen, romantische. Von Karl und Ernst Holm. 8. Berlin 14 gr.

Gerhard, D. C. A., Gedachtnifsrede auf den wohlsel. Königl. Preufs. Staatsminister, Herrn Friedr. Ant. Freih. v. Heinitz. In der öffentlichen Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften gehalten. gr. 8. Berlin 6 gr.

Gesangbuch, vollständiges für Freimaurer, zum Gebrauch der grofsen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin und aller Logen in Deutschland. Zweite verm. Aufl. m. Kupf., gr. 8. Berlin 1 thl. 8 gr.

Geschichte des heutigen Europa. Aus d. Engl. mit Anmerk. von J. F. Zöllner, 5r Bd. zweite verb. Aufl. m. 1 Kupf. 8. Berlin 1 thl.

Gillets, Fr. W., neuer brittischer Plutarch, oder Leben und Charakter berühmter Britten, welche sich in dem Franz. Revolutionskriege ausgezeichnet haben. Nebst einem Anh. von Anekdoten, einem Titelkupfer und 24 wohlgetroffenen Bildnissen, gr. 8. Berlin 1 thl. 12 gr.

Häse, G. Fr., der Kartoffelbau in Hinterpommern, oder Beiträge zu der Behauptung: daß viele Hinterpommersche Landgüter durch die jetzige Dreifelderwirthschaft sehr schlecht genutzt wer-

den, und durch eine Mehrfelderwirthſchaft und den Kartoffelbau ungleich höher genutzt werden können, gr. 8. Berlin 18 gr.

Kinderling, Dr. J. F., Hekuba und Kleopatra. 8. Berlin 4 gr.

Muſik. Wörlitz, eine Ode von Joh. Friedr. Dietrich, in Musik geſetzt von Chr. Gottfr. Tag, qu. Fol. Berlin 1 thl. 8 gr.

Reiſe, meine, nach Italien. Ein Seitenſtück zu meiner Reiſe nach Frankreich. Von Ludwig v. Selbiger. 1r Bd. m. Kpf. 8. Berl. 1 thl. 12 gr.

Die Revüe. Eine Geſchichte in drei Büchern. Mit einer Zueignung an Herrn Hofrath Wieland, m. Kpf. 8. Berlin 1 thl. 12 gr.

Rohlwes, J. N., der Taſchenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Cavallerie, mit zwei Kupfert. 8. Berl. 1 thl.

Schönemann, Dr., Unterricht über die erſten und urſprünglichen Zufälle einer veneriſchen Anſteckung, wiefern durch ihre richtige Behandlung die allgemeine Luſtſeuche mit ihren zerſtöhrenden und entſtellenden Folgen angewendet werden kann. 8. Berlin 4 gr.

Sebald, R. A., über die Aufhebung der Spanndienſte, beſonders in Hinſicht auf die Mark durch ein Beiſpiel erläutert, gr. 8. Berlin 8 gr.

Wilhelm Tell, ein Schauſp. in Jamben. Von Veit Weber. Verf. der Sagen der Vorzeit. Mit Kpf. in Umſchl. geh. gr. 8. Berl. 1 thl. 8 gr.

Über Juden und Chriſten. Ein Wort zur rechten Zeit und am rechten Ort. In Reime gezwungen und abgeſungen von Hans Sachſe dem jüngern, 8. Berlin 4 gr.

Wagener, S. Chr., Taſchenbuch für Jung und Alt zur Vermeidung deutſcher Sprachfehler, in alphabet. Ordnung. 12. Berlin, geh. 9 gr.

Zöllner, Joh. Fr., Predigtentwürfe für das Jahr 1803., gr. 8. Berlin 1 thl. 4 gr.

— deſſ. vermiſchte Schriften, 1r Theil, 8. Berlin 2 gr.

— Ebendieſelben unter dem Titel: Leſebuch für alle Stände zur Beförderung edler Grundſätze, ächten Geſchmacks und nützlicher Kenntniſſe, 10r Thl., 8. Berlin 2 gr.